

Ernst Weiß

Der Verführer

Roman

Thomas Mann gewidmet

Erster Teil

1.

Mein schöner, viel zu früh verstorbener Vater hatte mich, wie ich glaubte, besonders in sein Herz geschlossen. Ich ihn aber noch mehr in das meine. Das wußte ich. Ich habe später niemals einen Menschen so geliebt wie ihn. Ja, die Summe aller Liebe, die ich später vielen Menschen gegenüber empfunden habe, hat das Maß meiner Liebe zu ihm niemals ganz erreicht. Denn ich, sein einziger Sohn, lebte so sehr in ihm und ging so in ihm auf, wie man sich nur in der vollen Jugend hingibt, wo alles noch grenzenlos ist und man den Tod nicht zu ahnen vermag.

Viel geliebt zu werden und hinter die ›Geheimnisse‹ zu kommen, die überall verborgen sind für ein Kind, war der Wunsch meiner jungen Jahre. Deshalb war ich eifersüchtig auf jeden, den mein Vater freundlich ansah. Selbst meiner Mutter gönnte ich ihn nicht. Aber dies verbarg ich gut, seitdem sie einmal darüber gespottet hatte.

Mein ewiges Warum, mein niemals ganz gestilltes Wissensbedürfnis durfte ich nicht immer an ihm auslassen, denn er arbeitete schwer. Deshalb versuchte ich, mir viele Fragen, die mich bedrängten, selbst zu beantworten. Zu Gehorsam war ich nicht geneigt. Der ›Geist des Widerspruchs‹ hat mich schon früh besessen. Mich konnte niemand beherrschen, ich fügte mich

zuerst nur aus Liebe, – und später nur aus Notwendigkeit. Selbst ein Kind begreift diese Notwendigkeit sehr gut. Meine Mutter machte sie mir in ihrer ruhigen, fast eisigen Art immer schnell klar. Konnte sie mich nicht von meinem Widerspruch abbringen, überließ sie mich den üblen Folgen meines Ungehorsams, oder sie brachte mich durch Ironie dazu, den Widerspruch bis zur Lächerlichkeit zu übertreiben. Bald fügte ich mich meiner besseren Erkenntnis, denn das Salz, das ich aus Widerspruch statt des Zuckers genommen hatte, schmeckte schlecht. Wenn ich aber etwas Erreichbares wollte, erlangte ich es fast immer, ich brauchte nicht lange zu bitten, sie konnten schon meinen Blicken schwer widerstehen. Oft sah meine Mutter fort, wenn ich mit einer »heißen« Bitte zu ihr kam, schwieg eine Weile, wandte sich aber dann doch, mit zusammengepreßten Lippen lachend, zu mir und gewährte mir den Wunsch durch ein Kopfnicken, das sie mit einem leichten Streich auf meine Wange begleitete, damit ich nicht übermütig würde.

Meine Mutter war vor ihrer Verheiratung und noch ein oder zwei Jahre nachher, um zu den Kosten der Wirtschaft beizutragen, Lehrerin an einer Mädchenschule gewesen, bis ich dann, als erstes Kind, auf die Welt kam. Sie besaß noch einen Stock, ein graues, abgegriffenes Stäbchen, von dem sie, um mir zu drohen, behauptete, sie hätte böse Kinder damit gestraft. Aber ich erfuhr bald, natürlich von meinem gütigen Vater, daß sie mit dem Stock auf der Landkarte den Kindern die Städte, Meere, Landesgrenzen, Flüsse und Eisenbahnlinien gezeigt hatte, und da sie den Stab in der letzten Schulstunde, die sie gab, benutzt hatte, hatte sie ihn als Andenken mitgenommen. Alle diese Dinge konnte ich mir vorstellen bis auf die Meere, die eines der vielen Geheimnisse waren. – »Viele Flüsse nebeneinander?« fragte ich. – »Nein, aber so ähnlich!« sagte sie bloß, um mich loszuwerden, denn sie hatte viel im Hause zu tun.

Mein Vater war Handwerker, Schuhmachermeister. Er liebte das Schöne. Auch sie, meine Mutter, war ungewöhnlich schön, schlank, groß, mit hellen Augen, reichem dunklem Haar.

Am liebsten hätte er nur die schmalen, feinknöcheligen, hochspannigen Füße junger, gesunder, schöner Menschen mit herrlichen Schuhen bekleidet. Aber sein Drang nach Wissen und nach Vorwärtskommen in der Welt hatte ihn noch als Lehrling dazu gebracht, volkstümliche Bücher über allerlei Wissenschaften und besonders über Medizin zu studieren. (Für sich selbst brauchte er solche nicht, denn er war bis zu seiner letzten und einzigen Krankheit das Bild der Gesundheit.) Die Abbildungen kranker, verkrüppelter Füße hatten ihn auf den Gedanken gebracht, Schuhe für diese Füße herzustellen. Er hatte die geschickteste Hand. Alles flog nur so von seinen Fingern. Anfangs hatte er sich bei einem befreundeten Oberwärter der Chirurgischen Klinik, dann bei dem Professor der Orthopädie Rat geholt, später besprachen die Ärzte mit ihm gemeinsam, wie die Schuhe und Bandagen beschaffen sein sollten. Eine Schuh-Einlage für Plattfüße (ich hielt sie immer für Blattfüße), aus einem besonders elastischen und widerstandsfähigen Material von ihm erfunden, hatte ihm etwas Geld eingebracht. Sie sollte in Amerika ebenso patentiert werden, wie in Europa. Leider tat er nichts dazu. Der Beruf befriedigte ihn nicht. – Noch ein schwerer Klumpfuß! hörte ich ihn murmeln, wenn ein Kunde mit ungefügigen Schuhen wie auf Pferdehufen daherstapfend, den Laden verließ. Er, der so vielen Menschen, wenn schon nicht Heilung, so doch Erleichterung gebracht, der mehr als einen Menschen auf die Füße gestellt hatte durch seine Wunderwerke von orthopädischen Schuh-Apparaten, die aus Korkhülsen, Stahlscharnieren und unsichtbaren Einlagen unter dem Leder bestanden, er hielt sein Werk für »unnütz«. Andern machte er es recht, sich selbst nie. Er hatte verzagt, aber nicht für lange, denn am nächsten Tag war er der Übermut selbst, als wäre er in der Zwischenzeit einer Fee begegnet. Aber gab es denn noch Feen? Sein Frohsinn machte uns alle glücklich.

»Flott, flink und federleicht, Kinder!« rief er meiner Mutter und mir bei einem unserer herrlichen Sonntagsausflüge in dichtem Walde zu, über ein breites, ausgetrocknetes Bett eines Baches hin und her springend. Ich kannte keine Furcht, ich sprang ihm nach, zuerst schlecht, dann besser, mein Vater hob mich an den Armen in die Höhe, schwang mich im Kreise und schüttelte lachend über meinem heißen Gesicht seine dichte Mähne, seinen blonden Bart. Meine Mutter, einen halbvollendeten Kranz von Dotterblumen und Vergißmeinnicht in den Händen, sah in ihren Schoß, in die ordentlichen Falten ihres schwarzen Seidenkleides und schwieg. Mein Vater war am Abend vorher etwas spät heimgekehrt.

Meine Mutter hatte meinen Vater sehr lieb, denn sonst hätte sie nicht den ihr so teuer gewordenen, durch viele lange Entbehrungen erreichten Beruf einer Lehrerin seinetwegen aufgegeben. Er liebte sie noch viel leidenschaftlicher, aber nicht in gleicher Weise wieder. Darüber freute ich mich, denn er gehörte um so mehr mir. Aber es tat mir auch wehe, denn ich sah, daß selbst er manchmal trüb gestimmt war, und alle Aufforderungen der Mutter, nun solle er endlich lachen und eine ›sonnige Miene‹ zeigen, nützten nichts. Ich schmiegte mich, – wie schwer fiel mir das Schweigen, – an die Knie meines Vaters und er fuhr mir zerstreut durch das Haar und seufzte.

Wie selig wäre ich gewesen, wenn er mit mir im gleichen Bette oder wenigstens im gleichen Zimmer geschlafen hätte! Ich ahnte wohl, daß zwischen ihm und ihr etwas bestand, das sie mir verschwiegen. Was? Ein Geheimnis. Aber danach fragte ich nicht. Er, der mir sonst mit Engelsgeduld alles möglichst klar verständlich machte, wonach offenbar die meisten Kinder gar nicht fragen, wäre vielleicht böse geworden über meine bohrende Neugierde, – wie über meine Eifersucht. Und doch konnte ich diese nicht beherrschen. Meine Mutter ging ruhig darüber hinweg. Sie sagte nichts dagegen, wenn ich oft spät abends, wenn die beiden sich schon zu Bett gelegt hatten, an ihre Tür pochte und bat, sie möchten mich einlassen, für ein Stündlein, ein Sekündlein, (die

Minuten hatte ich vergessen). Meine Mutter räumte nur schnell einige raschelnde Kleidungsstücke zur Seite, dann öffnete sie in ihrem faltenreichen Nachtgewand die Tür und sagte mit ihrer spöttischen Stimme: »Und was noch?« Ich sprang, die Säume meines langen Nachthemdes hochhebend, schnell über die Schwelle. Flott, flink und federleicht!

Ich wußte wohl, daß es ziemlich schmerzhaft war, auf den schmalen Kanten der nebeneinanderstehenden Betten zu schlafen. Denn das war mein mir von beiden angewiesener Platz. Aber was tat ich nicht alles, um ihm nahe zu sein! Am Tage hatte ich so wenig von ihm! Ich machte mich ganz klein und schmal. Und er, in seiner großen Güte, gab mir sogar ein Kopfkissen (und doch schlief er so gerne weich!) und belohnte mich durch einen seiner seltenen, rauhen und festen Küsse dafür, daß ich mich in meiner liebenden Grausamkeit und Eifersucht zwischen ihn und sie gedrängt hatte... Und doch war es eine glückliche Zeit! Bald schliefen wir alle drei ruhig nebeneinander, und morgens waren sie längst aufgestanden, als ich aus himmlischen Träumen, trotz der schmerzenden Knochen fast betäubt von Glück, allmählich erwachte, von ihrer Steppdecke eingehüllt.

2.

Ich erinnere mich, ich war nicht älter als zwölf Jahre, als mich mein Vater in seiner Werkstatt beim Gipsen mithelfen ließ. Ich hatte nichts zu tun, als die Binden, die mit Gipsstaub dick bestreut waren, ins Wasser zu legen, leicht auszudrücken und ihm zuzureichen. Ich hatte einen neuen blauen Matrosenanzug an und gab mir Mühe, ihn nicht schmutzig zu machen. Auf einem ziemlich hohen Stuhle saß verängstigt ein schlankes, rothaariges, grünäugiges Mädchen und hielt meinem Vater, der auf seinem alten Schusterschemel vor ihr saß, ihr fein geschnitztes Knie, den Unterschenkel und ihr kleines, aber etwas nach innen gekrümmtes Füßchen dar. Mein Vater, die linke Hand nach den Gipsbinden ausstreckend, sprach die Mutter des Kindes mit ›Frau Gräfin‹ an.

Ich hatte mir Grafen immer prächtig gekleidet und nur in *Karossen* fahrend vorgestellt, also ganz anders, als hier Mutter und Kind. Die Mutter war altmodisch angezogen, in jeder Hand hielt sie, ziemlich ratlos, einen Schuh ihrer Tochter. Der linke war eines von den Kunstwerken, in denen mein Vater so groß war, eine komplizierte Maschine mit Stahlscharnieren und hohem Lederschaft, kreuzweise zu schnüren. In jedem der Schuhe, die vom Straßenschmutz recht mitgenommen waren, – in einer Kutsche waren also Gräfin und Komtesse nicht zu uns gekommen, – stak zusammengeknäuelte ein dunkelblauer, handgestrickter Strumpf mit den Initialen A. v. W. in weißer Wolle. Mein Vater wies stumm nach dem Fuß des adeligen Fräuleins. Ich sollte ihn richtig halten. Ich faßte mutig den kühlen Fuß an, der weich war wie das Samtband, das meine Mutter mit einem goldenen Kreuzlein um den Hals trug und das ich gerne anfaßte. Aber es war etwas anderes, meiner Mutter das Samtband zu lockern und es ihr lachend unter den Händen fortzuziehen, als hier die etwas feuchte, mit bläulichen Adern durchzogene Haut eines zitternden großen Mädchens zu berühren. Das Halten genügte nicht, ich mußte, wie mir mein Vater halblaut befahl, ihr das Fußgelenk stark nach außen beugen und die Zehen, (sie glichen mit den kleinen glänzenden Nägeln winzigen Fingern), nach oben drücken. Während das Mädchen schmerzhaft aufseufzte und sich gegen den Druck meiner Hand wehrte, legte mein Vater die ersten Gipsbinden um den gelähmten oder verkrüppelten Fuß. Als mein schöner Anzug ein paar weiße Flecken abbekam, zu meinem Schrecken, lachte sie mich plötzlich an, mit ihren reinen großen grünen Augen mich umfassend und ihre spitzen, aber kurzen Zähnen zwischen den vollen Lippen zeigend. Mein Vater führte die Binden weiter bis unter das Knie. Dann wartete er eine kleine Weile, die Hände im Schoße auf seiner grünen Schürze, bis die Gipslage erstarrte, eine ziemlich starke Wärme verbreitend. Wir schwiegen alle vier. Bald wurde der Verband trocken und hart, er tönte hell wie dürres Holz, als mein Vater mit dem Griff eines scharfen kleinen Messers daran klopfte. Er begann den Verband vorne aufzuschneiden. Das

Fräulein hatte die Augen geschlossen, es begann leise zu zittern. Auch ich empfand eine seltsame Angst, mein Vater könne zu tief schneiden und durch die Gipsschichten hindurch meine Hand, die immer noch die Zehen umklammert hielt, oder gar das Mädchen selbst verletzen.

Ich fühlte eine Welle von Blut in mir aufsteigen. Es war mitten im Hochsommer, deshalb standen die Fenster offen. Der Wind hatte sich in dem blauen Rock des Mädchens verfangen. Etwas Unbeschreibliches in mir wollte etwas und wußte nicht was. Aber schon hatte mein Vater das Werk vollendet. Er hob das schlanke rosige Bein aus der kalkigen Form heraus, die er dann später mit Gips ausfüllte, um auf dem Modell seinen Schuh zu bauen. Solcher Modelle gab es eine Unzahl hier; sie hingen an Schnüren und bewegten sich in ihren Ecken unter dem Wind, andere lagen auf einem Haufen, zum Teil noch kreidig weiß, zum Teil schon schmutzig geworden. Die Gräfin begab sich mit meinem Vater zum Schreibtisch, wo er in sein Bestellbuch alles Nötige eintrug. Ich hörte sie sagen: »Man wird doch nichts sehen?« Sie wollte, daß der Schönheitsfehler ihrer armen schönen Tochter verborgen blieb. (Ich aber kannte ihn.) Die alten Schuhe hatte sie jetzt vor uns beide, das Fräulein und mich, hingestellt. Das Mädchen hatte sich zurückgelehnt und blickte mich seltsam an, nicht Lachen nicht Weinen, keine Scham, viel eher Stolz, aber dann schlug sie die Augenlider nieder, und um ihren Mund begann es zu zucken. Ich machte mich daran, ihr die Strümpfe anzuziehen, aber kaum hatte ich ihre Haut berührt, als sie mir die Strümpfe aus der Hand riß und sich anzuziehen begann. Schämte sie sich vor mir? Dann schämte sie sich nicht ihres Gebrechens, nicht ihrer nackten weißen Haut, sondern der Löcher, die in den adeligen Strümpfen zu sehen waren. »Sie kommen in ein paar Tagen zur Anprobe! Später brauchen Sie nur zu schreiben, wenn Sie neue Schuhe brauchen. Vor einem Jahr wächst sich der Fuß noch nicht aus. Aber bis dahin... oh, bis dahin! –« sagte mein Vater. Die Gräfin strahlte. Daß mein Vater ihr eine, wenn auch nur ganz zarte Hoffnung gemacht

hatte, ihr Kind könne von seiner Lähmung in einem Jahr genesen sein, hatte ihr offenbar eine große Freude bereitet. »Sollen wir Ihnen eine Angabe geben?« fragte sie, ein etwas abgeschabtes schwarzes Portemonnaie aus ihrer Tasche ziehend. Mein Vater winkte ab. Sie gingen. Das Mädchen wandte sich an der Schwelle nach uns oder mir um. In dem blassen Gesichtchen leuchteten die dunkelroten Lippen, von denen die Oberlippe voller war als die Unterlippe und wie ein kleines Flügelchen nach vorne stand. Von jetzt an dachte ich viel an A. v. W. Ich wußte nicht wie sie hieß, ich kannte nur die Anfangsbuchstaben. Ich versuchte sie in der Werkstatt gelegentlich der Anprobe wiederzusehen, vergebens. Ich träumte von ihr, wirr und nicht angenehm. Es scheint, daß ich mir im Traume vorstellte, das Messer dringe einem von uns und dann beiden zu gleicher Zeit wirklich in die Haut. Ich muß im Traume vor Schmerzen aufgeschrien haben. Und doch war es nicht ein Schmerz wie sonst, eher ein schmerzhaftes, starkes, banges Entzücken. Vielleicht habe ich sogar nachts geweint, (und ich weinte doch immer so schwer!) denn mein Kopfkissen war naß.

Meine Mutter sah es, ich log diesmal. Ich log selten, denn meine Eltern sorgten dafür, daß mir das Lügen erspart blieb. Sie stellten mich meist nicht auf die Probe. Ich sagte, ich hätte aus dem Wasserglas trinken wollen, das auf dem Nachttischchen stand und dabei etwas Wasser vergossen. Meine Mutter sah sofort, daß das Glas bis oben voll war, so wie sie es gestern abend hingestellt hatte.

In diesem Augenblick erschien mein Vater auf der Schwelle, meiner Mutter zuckten schon die Lippen, als wolle sie ihm von meiner Lüge erzählen, dann aber hob sie mit ihrem etwas spöttischen Lächeln die Schultern, – und schüttete, – das war eben ihre ironische Art der Erziehung – jetzt soviel Wasser aus dem Glas auf das Kissen, daß es noch abends feucht war. Die junge Gräfin traf ich nicht. Auch im Traume wollte sie mir nicht mehr erscheinen.

Aber ihr zartes Knie und den armen kleinen Fuß habe ich wieder gesehen. Vom Knie war nur der Ansatz da. Ich habe das schneeweiße, schlanke leichte Gebilde, das ihren Namen und das Datum unserer Begegnung trug, mit meinen Wangen und mit meinen Haaren gestreift. Es hing nicht an einer Schnur, es lag auch nicht tot da. Es lehnte für sich allein an der Wand, als sei es aus der Mauer herausgetreten, um zu mir zu kommen. Jetzt durchrieselte mich das schwere, beklemmende, schmerzhaft Entzücken noch stärker als im Traum. Die Werkstatt war leer. Geküßt habe ich es nicht. Ich fürchtete dies zu sehr. Ich ahnte unser Geheimnis.

3.

Gott, Christus, Himmelreich und Hölle waren große ›Geheimnisse‹ für mich als Kind. Ich empfand eine Art freudiger Neugierde für Gott, keine Angst vor ihm, keine Furcht. Den Tod verstand ich noch nicht. Ich lebte unendlich gern. Gott bedeutete für mich Geliebtwerden, Lieben und ewiges Geheimnis zugleich.

Oft ging ich am Sonntagvormittag mit meinem Vater zum Hochamt, während meine Mutter daheim blieb. Ab und zu stand mein Vater während der Messe auf und blickte sich um. Es kam vor, daß er schon lange vor dem *Ite Missa est!* dem letzten dröhnenden Orgelschall (Gott bläst uns alle aus der Kirche heraus, dachte ich, es war wie ein Sturm) die Kirche verließ, ohne daß ich ihn begleiten mußte. Meine Mutter empfing mich dann nicht immer freundlich. Aber bald kam er nach. Wir trösteten uns, mein Vater nahm seinen alten Handatlas und verließ mit mir noch einmal die Wohnung. Wir gingen spazieren oder wir setzten uns im stillen, kühlen Treppenhaus nieder, auf die Stufen, jeder sein Taschentuch unter sich, er holte Bonbons aus seiner Tasche und teilte sie mehr als redlich mit mir. Wir breiteten den Atlas über unsere vier Knie und mein Vater erklärte mir die Welt. Die ersten Seiten des Atlases, welche die Sternenwelt darstellten, überschlug er mit seiner am Handrücken samtartig weichen und weißen, aber an den Fingerspitzen und in dem Handinnern etwas schwieligen und gelblichen Hand. Er hatte auf den freien Rückseiten dieser Karten

als junger Mensch Abbildungen der Fuß- und Beinknochen kopiert und ihre lateinischen Namen mit seiner kleinen, kritzigen Schrift aufgezeichnet. Bald aber erschien meine Mutter, halb und halb wieder versöhnt, hörte mit ihrem alten Lächeln seine Erklärungen an, als wisse sie es besser. In ihrer Nähe wurde mein Vater still, errötend klappte er das Buch zu, plötzlich fiel er meiner Mutter um den Hals und sie küßten einander wie Kinder. Ich ging voraus in die Wohnung. Sie sprachen leise und lange auf dem Treppenabsatz.

Meine Mutter lächelte ihm am Nachmittag wieder viel gütiger und frohsinniger zu, und als sie abends schlafen gingen, hörte ich traurig, wie eines von ihnen den Riegel vorschob.

Einige Monate später kündigte mir meine Mutter an, ich solle sie auf vier Wochen verlassen. Ich reiste, als ein Junge von dreizehn Jahren ohne Furcht, aber auch ohne die geringste Freude zu meinem Großvater auf das Graf Minskysche Gut, wo er Obergärtner war. Mein Großvater führte mich in den Glashäusern umher. Mein Vater schrieb mir eine schöne Ansichtskarte. Der Großvater wollte sie natürlich sehen, aber ich hatte sie in meiner Eifersucht längst in kleine Stückchen zerrissen.

Mein Großvater war ein Meister der Gartenkunst und es kamen stets Gärtner der großen benachbarten Güter, um Rat von ihm zu erholen. Er sprach sehr lange und ernsthaft mit ihnen, nachher vertraute er mir, unter seinem dicken grauen Barte listig schmunzelnd an, er habe keinem Menschen jemals seine Geheimnisse verraten, und deshalb liebe ihn die Gutsherrschaft und komme ihm in *allem* entgegen. Das bezog sich auf die einzige Leidenschaft, die ihn beherrschte, nämlich die Jagd. Er war ein herrlicher Schütze, verfehlte nur sehr selten sein Ziel, aber die Herrschaft sah es nicht immer gerne, behauptete er, wenn er ›Blattschüsse‹ setze, (ich verstand das Wort falsch und dachte, es habe etwas mit Blättern und Wald zu tun), während der Graf die Rehe und Fasanen so schlecht traf, daß es ihn, den Gärtner jammere. Auch sei es schrecklich, das Gezerre der angeschossenen Fasanen, das traurige Flüchten und scheußliche Schweißgerüche der

bloß angeschossenen armen Jagdtiere zu sehen. Nur deshalb gehe er, der Großvater, am liebsten allein mit seinem guten Hund, auf den Anstand. Manchmal ließ er mich seine Flinte auf dem Hinweg oder die Jagdtasche auf dem Heimweg tragen. Ich saß auf dem Anstand neben ihm, mitten im Duft des Waldes und im Dunst seines feuchten Lodenrockes; wir hockten stundenlang auf dem Holzgerüste am Waldrande, das er die Jagdkanzel nannte, und lauerten in der Dämmerung auf das Erscheinen der Rehe, die mit den Kälbern und Kitzen lautlos angetrabt kamen. Manchmal begnügte er sich, sie nur zu visieren. Manchmal aber schoß er. Ich erinnere mich aber nur einer Jagd auf Fasanen. Das warme Leder der prall gefüllten Jagdtasche schlug beim Heimweg durch die kahlen Felder an meine Knie und wir beide, Großvater und ich, summten vor uns hin. Der alte Graf begegnete uns, lachte uns zu und schlug sich auf die Schenkel, auf die Jagdtasche anspielend. Der Großvater fluchte und nahm mich nicht mehr zur Jagd mit.

Kurz darauf kam mein Vater an. Er begrüßte den Großvater etwas kühl. Sehr zu meiner Freude, denn ich wollte, mein Vater solle endlich mir allein gehören. Indessen mußte ich hören, daß mich daheim ein ›Geschwisterchen‹ erwarte. Es war meine Schwester Anna, die man *Anninka* nannte. Ich staunte sie sehr an, konnte mich aber lange nicht an sie gewöhnen.

Mit meinen Eltern war ich jetzt viel weniger als früher allein. Ich begann sehr viel zu lesen. Ich lag dann am liebsten flach auf der Erde, die Arme aufgestützt, die Hände an den Wangen und die Zeigefinger in den Ohren, von wo ich sie nur fortnahm, um die Seiten umzublättern. So konnte mich niemand stören. Ich las mit unersättlichem Hunger, selbst auf dem Heimweg aus der Schule, im gehen. Aber am liebsten in einer bestimmten Ecke meines Zimmers, bei offenem Fenster, wenn der Wind die Vorhänge hineinbauschte. Alte Zeitschriften, Kochbücher, Traumbücher (diese von unserer guten Magd Marthy geliehen), Eisenbahnfahrpläne, Gedichte und Romane, Postalmanachs mit blöden Scherzen und alten Witzen, Schlossers Weltgeschichte, die

Bibel, Sagen und Märchen, die Schulbücher meiner Mutter, moralische Erzählungen aus der Schulbibliothek, Goethe und Schiller, oft vieles nebeneinander, ohne immer den Inhalt zu verstehen. Aber ich merkte mir manche Sätze, oft ganze Seiten, dachte später in Ruhe, vor dem Schlafengehen darüber nach, brachte sie mit meinem alten *Warum* in Zusammenhang. Ich schlug ein kleines Lexikon nach, da ich viele Fremdwörter nicht verstand, den Atlas blätterte ich fast täglich abends durch. Es war immer Neues in ihm zu finden.

Die Sternkarte fesselte mich, die Sterne regten mich auf. Ich fand sie getreu auf dem Himmel wieder. Aber auf dem Himmel waren sie gleichsam weiß auf schwarz, auf der Karte schwarz auf weiß. Einmal lieh ich mir von meiner Mutter ihren neuen Brillantring, den sie anlässlich Anninkas Taufe erhalten hatte, und sah nachts vor dem Schlafen durch das Rund des Ringes den klaren wolkenlosen Himmel an. Aber je länger ich durch den Ring hindurchsah, desto zahlreicher wurden die Sterne, es war, als kämen sie aus einer Wand lautlos und leuchtend hervor. Einen großen grüngoldenen, den ich immer fand, belegte ich mit Beschlag und nannte ihn nach meinem Vater, einen zweiten nach einer anderen Person. Ich selbst war ein ziemlich kleiner, der zwischen beiden war. Ihre Stellung gegeneinander blieb stets die gleiche, worüber ich sehr staunte, und was ich als die Ordnung Gottes bewunderte. Von *Amerika* gesehen sollte dies anders sein, behauptete meine Mutter. Aber sie hatte unrecht, obgleich sie früher Lehrerin gewesen war. Ich sagte es ihr nicht. Manchmal hatte sie gerötete Augen, so sehr sie sich mit meinem Schwesterchen freute. (Nun hatte meine Mutter von jeher schwache Augen. Aber es war mir noch nie so aufgefallen.) Ich überraschte sie einmal, als sie sehr betrübt in ihren Schoß sah, wo mein Schwesterchen, fast nackt und ebenfalls sehr still, dasaß. (Ich habe es kaum dreimal weinen gehört; wenn es lachte, tat es dies schüchtern, in Absätzen, immer wieder innehaltend, als stottere es beim Lachen.) Nun hatte ich eine naseweise Frage an meine

Mutter, ein Warum, für das es kein Darum gab. Aber ich hätte niemals gedacht, daß sie mir deshalb böse sein könne. Ich fragte sie nämlich warum man Finger *hut* sage und nicht Finger *schuh*, da man doch von Hand *schuh* und nicht von Hand *hut* rede. Sie blickte überrascht auf, aus allen ihren Gedanken gerissen und da sie glaubte, ich mache mich über sie und ihre ›Lehrerinnenweisheit‹, wie sie es nannte, lustig, schlug sie mir fest mit der geballten Hand ins Gesicht. Mein Schwesterchen schrie auf. Ich nicht. Ich fragte von jetzt an viel weniger, und meine Mutter selbst war es, die mir ihre Ungeduld abbat. Ich küßte sie nur, ohne zu antworten.

Meine Jugend war übervoll von Glück. In der Schule kam ich gut vorwärts trotz meiner Lesewut, denn ich brauchte eine Seite nur einmal gut zu lesen, um sie mir zu merken. Ich war sehr erstaunt, daß nicht jeder Mensch dies konnte, selbst meine Eltern konnten es kaum. Ich hatte viele gute Kameraden in der Schule, obgleich ich mich mit unsinnigem Stolz niemals ganz auf gleiche Stufe mit ihnen stellen wollte. Ich sollte ihnen immer der Richter sein, wenn sie Streitigkeiten miteinander hatten. Aber das Richteramt endete meist in einer allgemeinen Prügelei. Dann wollten sie meine ›Trabanten‹ werden. Das heißt, sie wollten mir ihre Dienste widmen, mir zum Beispiel im Turnsaal die Schuhe ausziehen, die Turnschuhe knüpfen, mir den Bleistift spitzen, die Schultasche tragen usw. Ich tat dies aber natürlich viel lieber selbst. Ich brauchte sie nicht. Deshalb hingen sie mir vielleicht so sehr an. – Mit immer stärkerer, aber nur noch stillerer Liebe wollte ich bei meinem Vater sein. Sein Trabant zu sein, war mein Traum. Er aber ahnte nichts davon, und meine Mutter sagte mir damals mit einer Art Triumph, ich müsse als großer Junge endlich lernen, mit mir selbst fertig zu werden. Ich verstand dies schwer, aber endlich verstand ich es, ich beherrschte mich so sehr, daß er einmal, verlegen, die schöne Hand in seinem dichten Bart, zu mir kam, und mich, bei jedem Wort auf meine Schulter klopfend, fragte: »Bist du mir böse?« Wäre er doch immer so neben mir, über mir gestanden.

4.

Um diese Zeit verkaufte mein Vater gegen den Rat meiner Mutter seine Werkstatt an seinen ältesten Gehilfen, und meine Eltern überlegten lange, was man beginnen sollte. Die Stadt entwickelte sich sehr schnell, kleine Dörfer, die in der Umgebung lagen, wurden eingemeindet, selbst Wälder, Wiesen und unbebaute Grundstücke. Viele Menschen wurden schnell reich. Mein Vater dachte daran, ein Grundstückbüro zu eröffnen.

Mein Vater muß jetzt noch mehr beschäftigt gewesen sein als früher. Er kam oft spät heim, einmal hatte er eine bereits etwas welke, seltene Blume im Knopfloch, manchmal war er noch nicht daheim, wenn es neun Uhr geworden war und die Schlafmüdigkeit mir die Augen schwer machte. Meine Mutter riet mir, ich solle ruhig aufbleiben und die Ankunft meines Vaters abwarten und noch mit ihm einen Bissen essen, sie zeigte mir sogar, wo die Speisen standen. Rechnete sie mit meinem Widerspruchsgeist, das heißt damit, daß mir das erlaubte Aufbleiben keinen Spaß machen würde? Ich ließ mich nicht stören und blieb. Endlich knarrte die Entreetür leise, mein Vater kam heim, seine Augen leuchteten in merkwürdigem Glanz, in seiner Tasche klingelte etwas Metallgeld. Er hatte einen starken, süßen und dumpfen Geruch an sich.

Er sagte, er sei beim Frisör gewesen und dieser hätte zuviel Parfüm genommen. Aber sein Haar, das hatte ich beim Kuß gemerkt, roch eher nach Rauch, Zigarrengeruch, das Parfüm kam von unten, aus seiner Rocktasche. Wir saßen einander gegenüber, er hatte ein müdes, aber eigentlich glückliches Gesicht. Er faßte jetzt etwas verlegen in seine Rocktasche, dann gab er mir die Zeitung zu lesen, die ich sonst nur heimlich mit größtem Genusse verschlang.

Ich tat, als ob ich lese, als er sich aus dem Fenster herausbeugte, ein kleines weißes Taschentuch herauszog, es an seine Schläfe, an seinen Mund hielt, und es dann, zu einem kleinen Knäuel zusammengeballt, aus dem Fenster warf. Er sah ihm nach.

Der Wind hob seinen blonden Bart fort von seinem weißen glänzenden Halskragen. In diesem Augenblick trat meine Mutter in ihrem Nachtkleid ein, unerwartet von uns beiden. Er wandte sich errötend um, nahm mir die Zeitung aus der Hand und hieß mich schlafen gehen. Jetzt gehorchte ich ihm, ohne Zögern, ohne Besinnung. Bei ihm empfand ich den Widerspruchsgeist nicht, denn ich wollte ihm gehören. Es war mir traurig, daß er ein neues Geheimnis vor mir hatte. An der Schwelle zu meinem Schlafraum blieb ich stehen und sah empor. Vielleicht wollte ich den lieben Gott um etwas besonders Gutes und Frohes für ihn bitten, denn damals stellte ich mir Gott immer über meinem Kopfe, in die sogenannte Ewigkeit und Unendlichkeit hineinragend vor. Er mißverstand aber diesen Blick. Er lachte meiner Mutter zu und zeigte ihr, die ganz und gar nicht hinhörte, sondern mir stumm winkte, ich möge doch endlich gehen, zwei Ringe in der Decke eingelassen, welche die früheren Mieter der Wohnung zum Aufhängen von Zimmerturngeräten benützt hatten. Ich verbeugte mich vor meinen Eltern und ging schlafen, ich hörte sie sofort sehr schnell und leise reden, aber nicht so leise, daß ich nicht etwas davon hätte auffangen können. Das aber wollte ich um keinen Preis. Ich stopfte mir die Finger in die Ohren und schlief ein. Natürlich ließen die Finger bald nach und mein ganzer Körper löste sich in dem (auch an diesem Abend seligen) Gefühl der Müdigkeit, des sich Verlierens, des sich Anvertrauens, des an Gott, den unendlichen und ewigen Vater Glaubens, des sich an *ihn* und das ewige freudige Leben Dahingebens.

Am nächsten Abend kehrte mein Vater schon um sechs Uhr heim, er setzte sich zu mir, sah mir über die Schultern in meine Schulaufgaben, zog dann ein Notizheft heraus und schrieb meine Aufgabe, – (es war darstellende Geometrie mit verwickelten Zeichnungen), in seinem Hefte nach. Es war, als wolle er noch einmal in die Schule gehen. Das Gymnasium, das ich, als wäre es etwas Selbstverständliches, besuchte, war der große Traum seiner Kindheit gewesen. Meine Mutter war sehr froh über sein frühes

Heimkommen. Das Parfüm schwebte noch um ihn, wie die letzte Erinnerung an einen Traum. Meine Eltern tranken Wein, von denen sie mir einige Tropfen in mein großes Wasserglas schütteten.

Nach der Mahlzeit, als meine Mutter die kleine Schwester zur Ruhe gebracht hatte, schleppte mein Vater ein großes, in blaues dickes Packpapier gehülltes Paket herein. Es enthielt Turngeräte, eine Schaukel aus gelbem glatten Holz, ein Reck, zwei Ringe aus Eisen, mit hellem Leder bespannt, und die dazu gehörigen Seile und eisernen Schnallen. Meine Mutter schüttelte den Kopf, plötzlich etwas ernst geworden. Vielleicht fürchtete sie, mein Vater wolle durch dieses Geschenk etwas gutmachen. Aber jetzt schoß geradezu eine fröhliche Flamme in den goldbraunen schönen Augen meines Vaters auf, als er meiner Mutter den Rücken streichelte, und auf ihren bloßen weißen Nacken hinflüsterte: – »Liebes! Nicht er, sondern du mußt es zuerst versuchen! Du mußt schaukeln!« Wie hätte sie ihm widerstehen können? Ich und er hatten das Turngerät oben mit Hilfe der Küchenleiter befestigt. Um es zu erproben, hatte sich mein Vater an die frischen, knarrenden Seile gehängt. Jetzt hob er meine errötende Mutter sanft auf die Schaukel, strich ihr zärtlich die Hausschürze über den Knien zurecht, und schaukelte sie lind hin und her, bis sie ihm, als wäre sie schwindlig geworden, mit beiden Armen um den Hals fiel. Jetzt durfte ich turnen. Welches Entzücken war es für mich, als ich, vom parkettierten Fußboden mich mit Kraft abstoßend, zuerst von der Erde aufstieg, und dann, durch Aneinanderziehen der Halteseile die Schaukel in immer sausendere Schwünge versetzte! – Unten saßen die Meinen und tranken sich zu, mein Vater spielte mit seiner von Ringen blitzenden Hand in den dicht und streng geflochtenen Haaren meiner Mutter, die still vor sich hin sah, ich aber flog fast zur Decke, die Augen schließend, tief atmend und wie berauscht, ihnen entgegen, dann nieder zur Erde, und zurück schwang ich in den dunklen kühlen Schlafraum.

Mein Vater hatte jetzt ein schönes Büro in der Stadt, aber dort sah er uns, meine Mutter, mich und meine Schwester (die

jetzt schon fleißig lief und die ebenso um meine Freundschaft warb, wie die *Trabanten* in der Schule), – nicht gerne, wenn wir ihn unangesagt besuchten. Aber gerade das wollte meine Mutter. Einmal kam sie mit uns, ließ uns aber vor der Tür warten. Nachher aber eilte sie mit bitterem blassem Gesicht, mich mit der rechten, meine Schwester mit der linken Hand haltend, die Treppe hinab und atmete schwer, ihren gestickten Schleier lüftend, als bedrücke er sie. Zwei ältere, sehr kostbar und doch nicht schön gekleidete Herren, die Zigarren im Mund, mit dicken goldenen Uhrketten und Brillantennadeln in den auffallenden Krawatten, schnauften eben an uns vorbei die Treppe hinauf. Sie grüßten meine Mutter, die kaum dankte und uns so stürmisch herunterführte, daß meine Schwester, die noch nicht genug Bescheid wußte mit ihren dünnen Beinchen, beinahe gestürzt wäre. Meine Mutter fing sie gerade noch auf. Sie ließ meine Hand los, und hob die eben zum Weinen ansetzende Anninka an ihre Brust.

Wir gingen dann auf der Straße schnell weiter. Ich hatte den Eindruck, daß ein Fenster im Büro meines Vaters jetzt geöffnet wurde, und daß er uns etwas nachrief. Sie hörte nicht hin und eilte mit uns heim. »Versprich mir, daß du niemals spielst!« rief sie mir atemlos zu, als wir daheim vor unserem Hause angelangt waren. Als wir aber im Kinderzimmer waren, sagte sie, den Schleier von ihrem Hut abreißend: »Endlich! ... So, Kinder, spielt!« Ich hätte jetzt nach dem *Warum* fragen sollen. Vielleicht hätte mir meine Mutter etwas von ihrem Kummer mitgeteilt. Aber ich wollte nichts wissen. Übrigens übersiedelten wir bald darnach in eine etwas größere Wohnung, für die neue Möbel beschafft werden mußten. Vieles von der alten Einrichtung wurde verschenkt, aber die Turngeräte nahmen wir natürlich mit ...

5.

Am schwersten fiel mir in der Schule die Mathematik, Geometrie, Algebra. Aus Widerspruchsgeist gab ich mir bald die größte Mühe gerade mit diesen Gegenständen. Die verwickelten Aufgaben in immer kürzerer Zeit, auf immer weniger Umwegen,

immer klarer zu lösen, ›eleganter‹, wie es im Schuljargon heißt, das war nur der Anfang. Die schwerste, wichtigste Schule bestand aber für mich darin, die Beweise der Lehrsätze, die Ableitungen der Formeln selbst zu finden. Weder auf den Professor zu warten, der sie vortrug, noch in dem Lehrbuch nachzusehen, wo alle Beweise sich bereits gedruckt vorfanden. Die Kameraden glaubten der Autorität, sie lernten auswendig. Ich wollte (auch dies ein Größenwahn der Jugend) selbst meine Autorität sein, ich lernte inwendig. Unnütze Zeitverschwendung?

Und doch brachte ich mit Stolz eine halbe Nacht damit zu, die Ableitung für den *binomischen* Lehrsatz in meinem Geist, in meiner Logik, in meiner Kombination zu finden. Nicht nur unnützlich, sondern dieses – wie viele andere Male – vergeblich! Die Wonne verwandelte sich in Müdigkeit und Gram. Endlich erkannte ich, daß mein Grübeln mich nur verwirrter mache. Ich wollte aber nicht verzweifeln. Ich konnte mich nicht geschlagen geben. Ich kam lieber ›unvorbereitet‹ in die Schule, wurde gerade an diesem Tage geprüft, und wenn ich mich auch der unsinnigen Hoffnung hingegeben hatte, vor der schwarzen Schultafel den Beweis zu finden, so mußte ich doch voller Beschämung, die Kreide zerbröckelnd, schweigen. Meine Kameraden, die bis jetzt meinen geistigen Hochmut bewundert hatten, statt ihn, wie ich es später selbst tat, zu belächeln, flüsterten mir die Lösung zu. Ich war nicht imstande, ihnen die lange gesuchte Wahrheit abzulauschen. Ich kam mit einer schlechten Note heim, aber an meiner Energie zweifelte ich weniger denn je. Ich erzählte diese komischen Abenteuer meiner Mutter. Sie als frühere Lehrerin begriff sofort das Unsinnige daran, sie warnte mich. Mein Vater kam hinzu, lächelte zerstreut. Er sagte nichts. Ich glaubte mich damals weit von ihm entfernt (seit dem Besuch in seinem Büro), aber in Wahrheit waren wir uns näher denn je. Denn auch er hing unnützen Spekulationen nach, die über seine Kraft gingen, wenn auch in ganz anderer Weise. Ich grübelte über den binomischen Lehrsatz, der längst von großen Genies gefunden war, er grübelte

über seine Kombinationen, die ihm Millionen verschaffen sollten, ein Palais, den Adel, einen Sitz im Gemeinderat ... Er setzte alles, was er hatte, und vielleicht noch etwas mehr auf eine Karte. Für wen? Nicht für uns! Das hatte ich erkannt, als ich vor seiner Tür vergebens auf ihn gewartet hatte.

Er studierte den Stadtplan, um zu sehen, nach welcher Richtung sich die Stadt ausbreiten würde. Hier und da in der Provinz kaufte er unbebaute Grundstücke, sich schlecht rentierende Zinshäuser, verlassene Villen, Gärten und Felder auf. Er hielt sich nicht lange mit Überlegungen auf: »Flott, flink und federleicht!« wiederholte er oft. Aber glaubte er an sein Glück, an seinen Stern? Er verkaufte die »Gründe« weiter, oder er ließ sich die Realitäten hoch beehren, er tauschte sie gegen andere um, oft mußte er sie aus einer »schwachen Hand« wieder zurücknehmen.

Aber er erzählte nur von den Gewinnen. Telegraphenboten kamen, fürstlicher Trinkgelder gewiß, auch nachts, die mürrischen, abgeschabten und strengen Steuerbeamten suchten ihn morgens auf, er hatte seinen Anwalt. Alte, aber noch gute Häuser ließ er niederreißen und machte mit Architekten oder *Gruppen* kühne Verträge. Zum Bauen gehörte viel Mut, aber noch mehr Geld. Die Architekten stürmten unsere Wohnung, mein Vater konnte sich weder in seinem Büro noch bei uns vor ihnen retten. Hatte er aber das Geld besorgt, dann mußte er hinter ihnen bei Tag und bei Nacht her sein. Er stand in seinem hellen Mantel den ganzen Tag auf dem Bau, trieb die Polierer und Maurer bis zum letzten Tagelöhner und »Ziegelschupfer« an, und alle waren froh, daß sie für ihn arbeiten konnten. Er sparte nicht, denn sparen bringe kein Glück sagte er, Glück aber war die Hauptsache. Kaum waren die Mauern etwas ausgetrocknet, als die ersten Mieter einziehen mußten. Dann kamen die Termine, vier im Jahr, und wir zitterten alle um die Mieten, denn auch unter den vielen neuen Mietern gab es manche schwache Hände.

»Wenn die erste Jahresmiete bis morgen Glockenschlag zwölf nicht da ist, richtet mich die Bank zugrunde.« Das Wort verlor

sich dumpf, unheimlich in seinem Bart. Wie sehr zitterte ich bei diesem Unglückslaut, wie blaß wurde meine Mutter, selbst mein ahnungsloses zartes Schwesterchen verkroch sich in eine Ecke mit den Spielsachen, die sie von mir geerbt hatte. Und doch schien er eine gewisse Wollust bei diesem Worte zugrunde zu empfinden.

Eines Tages sandte er die ganze Familie in die Kirche. – »Betet! Betet um Sonnenschein!« Wie meist, wie bis jetzt noch immer hatten wir Glück, die Regenzeit hörte auf und der Bau kam noch vor dem Herbst unter Dach und Fach. Ein anderesmal hatte er mit dem Grundwasser nicht gerechnet. Die Fundamente sackten nach einem Gewitter zusammen. Wo war jetzt: Flott, flink und federleicht? Nur durch ein Wunder konnten wir vor dem »Zugrunde« gerettet werden. Und wurden gerettet. Auch hier fragte ich mich nicht nach dem *Warum*. Ich war sehr froh und alle mit mir. Waren das Gebet, der Himmel, der Heiland (den ich mir als jungen Menschen, wenig älter als ich vorstellte), die Rettung? Verdankten wir der Hilfe Gottes, des Allmächtigen, das Wunder? Nein, meine Mutter klärte mich heimlich auf, die Rettung kam vom grünen Tisch, vom grünen Rasen. Mein Vater spielte, er setzte auf junge, dreijährige Pferde, er setzte auf Sieg und auf Platz. Einmal nahm er mich sonntags heimlich gleich nach dem Essen zum Rennen mit, er erklärte mir alles wie seinem Freund. Er hatte aber nicht den Mut, den Ausgang der Rennen abzuwarten, und vielleicht zuzusehen, da der Name eines »fremden« Pferdes am Totalisator hochgezogen würde. – »Nie wieder!« sagte er beim Fortgehen, halb lustig, halb verzweifelt lächelnd, als wir vor dem verlassenem Ausgang standen.

In einer vor Hitze knisternden Holzbude zählte ein eisgrauer alter Beamter den Erlös der Eintrittskarten. Der Tee auf dem Dache glänzte in der prallen Sonne, über den gemähten Wiesen flirrte die Luft. Dann ging mein Vater. Man hörte die Glocke klingeln. Das Heranrauschen der Hufschläge auf der Erde, das Rufen und Klatschen der Zuschauer und ihr Verstummen. Plötzlich dachte ich an A. v. W. Da begann es von neuem auf der Erde zu trommeln. Die

Pferde kamen zum zweitenmale vorbei. Es war noch nicht entschieden.

Er war schon fern. Seine hohe Gestalt hob sich kaum von der strahlenden weißen staubigen Landstraße ab, die sich zwischen den kurzgeschnittenen, weiß bepuderten Hecken in gerader Linie hinzog. Ich kehrte zu dem Sattelplatz zurück, für den wir die zwei teuren Karten gelöst hatten. Mich reizte das Gewinnen nicht. Ich verstand vom Geld noch zu wenig. Herrlich fand ich die prachtvollen Pferde mit den bunten Jockeys. Es war ein wolkenloser, aber schon etwas müder Tag, am Ende des Sommers. Unsere Pferde gewannen. Warum hatte sich mein Vater diese Freude versagt? Er hatte richtig gesetzt. Er hatte ungewöhnliches Glück. Er? Wir alle! Wir hatten die Sieg-Quoten 26 : 1,5 : 1 und zweimal wenigstens Platz.

Ich sollte ihm die Nachricht in sein Kaffeehaus bringen. Ich hatte noch niemals eine so riesige Summe in der Hand gehabt. Atemlos vor Stolz, Freude und Aufregung kam ich an, aber er winkte mir ab, müde und bleich in seinem weißen Leinenrock, der nicht in die schmierige Umgebung hereinpaßte ... Ich habe niemals gewagt, über ihn zu urteilen wie über andere Menschen.

Ich mußte die großen Banknoten eine nach der anderen aus der Hand geben. Er war dauernd im Verlust. Meinen Blicken wich er aus. Ich hockte hinter ihm, hielt den Atem an und wünschte nur eines: Wäre er wenigstens glücklich gewesen! Ich schweige über unseren Heimweg. Er *mußte* doch jemandem Vorwürfe machen. Mich machte auch dies glücklich.

Unser altes Dienstmädchen, der treue Geist, sie, die seit zehn Jahren an einen Kaminfeger ›versagt‹ war und dennoch meine Mutter und uns ›arme Kinder‹, wie sie uns nannte, nicht verlassen wollte, fand am nächsten Morgen die blutroten Eintrittskarten zum Rennplatz in meinen Taschen. Auf eine hatte ich mit Kopierstift ein A geschrieben. Marthy zeigte sie meiner Mutter, die sie im Küchenherd verbrannte.

Mich nahm er seitdem nie mehr zum Rennen mit. Er war nicht mehr der alte. Oft kehrte er am Vormittag noch einmal zurück in unsere Wohnung, mit ganz verlorenem leeren Blick, totenstill, klein geworden. Um den Tag zum zweitenmal zu beginnen, legte er sich zu Bett, aber er stand bald nachher flott und federleicht ein zweitesmal auf, den Blick wieder lebhaft, die Stimme klangvoll, ein Bild der Jugend und Gesundheit wie immer.

6.

In einem dieser schönen Sommer machten wir fast jeden Sonntag Ausflüge. Es war meiner Mutter gelungen, meinen Vater davon abzuhalten, uns Kinder mit ihr aufs Land zu schicken, wie er es in den früheren Jahren getan hatte, um allein in der heißen Stadt zurückzubleiben.

Wir fuhren gewöhnlich gegen 2 Uhr von unserem Bahnhof ab, dessen Glasveranda mit wildem Wein bewachsen war, und wo eiserne Netze zwischen den Geleisen gespannt waren, um zu verhindern, daß die Reisenden diese überquerten. Wenn wir in der kleinen Station angekommen waren, gingen wir den zuerst geraden, breiten und staubigen, aber bald schmaler und schattiger werdenden, in Windungen verlaufenden Weg zur Ortschaft. Die Hühner liefen über die holperigen, mit Gras durchwachsenen Pflastersteine der einzigen Dorfstraße, flatterten uns über die Füße, magere Hunde gähnten, den Kopf zurückbeugend und mit der langen Zunge plötzlich Fliegen schnappend. Aus einer offenen Wirtschaftstür drang der Geruch von abgestandenem Bier, auf hohen Düngerhaufen paradierte ein bunter Hahn, ein halbnacktes Kind sprang mit wehenden schmutzigen Hemdzipfeln aus einem schwarzen Hausflur, und rannte, bis zu den Knöcheln im Staube, einer feuerfarbenen Katze nach, die in weiten Sprüngen galoppierte. Bald waren wir an dem mit grünem Unkraut bedeckten Dorfteich vorbei, wo die bunten Enten träge dahinschwammen, bisweilen tauchend und ihre unschönen Füße nach oben kehrend, während die schneeweißen glatten Gänse auf den gemähten Wiesen, von einem schläfrigen Jungen gehütet, das

von der Hitze schon bräunlich gewordene Gras abknabberten, bis sie, von einer unter ihnen gewarnt, mit lautem Zischen und gereckten offenen Schnäbeln sich uns in den Weg stellten. Nach einer kleinen Steigung kamen wir zu einer verlassenem Gnadenkapelle. Aus der Kapelle hauchte der Geruch der frisch getünchten Wände, des noch am Morgen verbrannten Weihrauchs und des alten wurmzerfressenen goldbraunen Gestühls. Wir standen im Schatten etwas still. Von den nahen Linden duftete es heiß und zart zugleich. Im Wind raschelten die Papierblumen auf dem verlassenem Altare und die himmelblaue, mit Silber gestickte Prozessionsfahne bauschte sich in einem Winkel der Kapelle.

Jetzt nahm uns alle der Wald auf. Meine Eltern lagerten sich mit meiner Schwester auf dem alten weichen schattigen Platz. Ich erkundete stundenlang für mich allein den tiefen kühlen Wald, kehrte aber immer, von einem Instinkt geführt, zu den Meinen zurück, die schon unnötigerweise in Sorge waren. Dann machte sich meine Mutter von neuem an ihre Handarbeit, meine Schwester hielt den Garnknäuel und wehrte mit einem Zeitungsblatt die Fliegen und andern Insekten ab, welche die Obstreste herangelockt hatten. Ich und mein Vater gingen dann schwimmen.

Einmal verfieng ich mich beim Schwimmen mit dem linken Fuß in die tief am Grund wurzelnden schleimigen Algen.

Wir schwammen sonst immer nebeneinander, mein Vater und ich, und zwar zuerst gegen den Strom, dem Mühlwehr zu. Ich hätte vielleicht zu Anfang etwas schneller schwimmen können als er, ich ließ ihn aber immer vor. Er wandte sich lachend nach mir um, spritzte, laut atmend, geröteten Gesichts, den Bart im Wasser, mit seiner reich beringten Hand Wasser nach mir, als wäre ich nicht naß genug geworden. Nun konnte ich ihm plötzlich nicht nach. Ich ruderte mit den Armen, schlug mit den Beinen um mich. Alles wurde einen kurzen Augenblick lang dunkel um mich, so heiß stürzte mir das Blut von der Anstrengung in die Augen. Ich hatte keine Angst. Ich, in meinem Größenwahn des Glücks, hielt mich ja

für besonders von Gott begünstigt. Ich hätte ihn jetzt schon noch um Hilfe anrufen können, meinen Vater – auf Erden. Aber ich dachte daran, daß auch er sich in den Algen und Seerosenstengeln verfangen könne, und ihn würden sie sicherlich zu Boden ziehen. Ich sah ihn also vorne im funkelnden Wasser immer kleiner werden, und endlich verschwand sein Kopf bei der Biegung, die der Fluß ein paar hundert Meter weiter aufwärts machte.

War ich immer noch so ruhig? Hatte ich immer noch keine Angst vor dem Untergang? Blitzartig schossen zwei Gedanken durch meinen Kopf, der eine war der Gedanke an das Zugrundegehen, das geschäftliche, das mein Vater immer in seinem Pessimismus gefürchtet hatte und das ich vielleicht unmöglich machte, wenn ich selbst unterging. Denn wie sollte der allgerechte Gott meinen Eltern zwei Unglücke auf einmal bescheren, ohne daß sie schuld waren?

Der zweite Gedanke war aber ganz anderer Art. Der Beweis des binomischen Lehrsatzes trat vor meinen Geist mit absoluter Klarheit. Ich hatte das stolze Gefühl, als hätte ich die sich logisch entwickelnde Formel selbständig gefunden. Dies war natürlich ein Irrtum. Aber es erfüllte mich mit einem kalten und doch glühenden Stolz, daß ich in Lebensgefahr, – ich merkte endlich, wie es mich mit aller Gewalt, langsam, aber zähe und unentrinnbar, niederzog zum Grunde –, daß ich selbst jetzt noch an die Wissenschaft, an das ewige *Warum* denken konnte.

Jetzt war alles still, denn, von meiner Kraft verlassen, erlahmend, fast atemlos, von unten gepackt, schlug ich nicht mehr um mich. Die Wasseroberfläche breitete sich in der bronzefarbenen Spätnachmittagssonne glimmernd vor meinen Augen aus. In der Stille hörte ich deutlich das Dröhnen der Mühlenräder und vom Dorf her das dünne Krähen eines alten Hahnes und das Läuten der Glocke in der Kapelle.

Ich dachte jetzt – an eine Totenglocke. Aber nur einen flüchtigen Augenblick lang. Dann wallte in mir meine ganze

Jugendkraft auf. Ich wollte nicht sterben. Ich wußte jetzt, daß ich nicht sterben konnte, bevor ich mich nicht ergab. Mein ›Widerspruchsgeist‹ wehrte sich, es war mein Lebenswille, der mir neue Kräfte gab. Und vor allem gab er mir die notwendige Klarheit. Rufen hatte keinen Sinn. Der kleine Flußweg am Ufer war sonntags verlassen. Niemand konnte mich hören. Vielleicht kehrte mein Vater von einer Ahnung getrieben aus eigenem zurück? Noch länger warten? Vielleicht fehlte ich ihm, und er vermißte mich? Nein, sich selbst helfen, in der Not den besten, den einzigen Halt an sich finden. Kein unnützes kräftevergeudendes sich Aufbäumen mehr. Aber das allein war zu wenig. Was also noch? Endlich durchzuckte mich der rettende Gedanke. Weshalb war ich immer noch gegen die Strömung gewandt, statt umgekehrt? Ich ließ mich also vor allem im Halbkreis in die Flußrichtung zurücktreiben. An meinem Knöchel zerrte es und es schmerzte ziemlich stark. Plötzlich sah ich die kleine Gräfin vor mir mit ihrem linken Fuß, dem zarten Knöchel, ihre schwellende Hüfte, ihren langen weißen Hals. Es kann sogar sein, daß ich jetzt schon über meine Angst erhaben war. Ich tat nämlich das Notwendige. Ohne klare Überlegung, ich gestehe es. Vielleicht aus animalischem Instinkt, um das nackte Leben zu retten. Über Wasser war mir nicht zu helfen. Ich mußte unter Wasser an die Wurzeln gehen. Ich tauchte, nachdem ich die Lunge so weit wie nur möglich mit Luft gefüllt hatte. Ich versuchte die Algen mit der Hand zu erreichen, aber ich sah sie ja nicht und sie entglitten mir. Halb tot tauchte ich auf.

Die Welt erschien mir viel dunkler. Der Himmel viel niedriger, wie zusammengedrückt. Alles muß sterben. Das wußte ich und es dröhnte mir in den Ohren. Jetzt faßte ich mir nochmals ein Herz. Nochmals getaucht, aber diesmal mit offenen Augen. Das Wasser war schön klar, smaragdfarben, die Luftblasen aus meinem Haar rieselten silbern nach oben, nur aus meinen Nüstern kamen keine, ich sparte mit der Luft. Jetzt sah ich die Seerosenstengel so klar vor mir, als hätte ich sie schon. Sie hatten mein Knie umklammert. Sie waren aber weiter entfernt und viel zäher, als ich dachte. Ich

mußte mich wie einen Bogen zusammenpressen, und das Herz stieß mir schmerzhaft in der Herzgrube und in der Kehle. In den Ohren dröhnte es, und vor den Augen wallte es purpurn. Aber ich blieb unten, ich hatte endlich die Stengel gefaßt mit der rechten Hand, mit der linken ruderte ich, um nicht abgetrieben zu werden, so gut als es eben noch ging. Ich riß an den Stengeln und sie rissen an mir. Sie schnitten mir ins Fleisch, und es kamen Wolken von Rot von meiner Hand her. Die Luft fehlte mir, fürchterlich gierte ich nach oben, es drängte mich, meine Lungen zu füllen, einzuatmen ... Aber ich wußte, das war der Tod durch Ertrinken. Wenn ich mich wenigstens hätte gerade strecken können! Aber erst mußten die Stränge gerissen sein, und eben begannen sie zähe zu weichen, ich brauchte nicht mehr so gebückt im Wasser zu bleiben, ich durfte und mußte mich strecken. Jetzt kam ich los. Die Hand noch um ein paar unscheinbare schleimige Stränge geklammert, tauchte ich endlich wieder auf. Jetzt atmete ich mich wieder hinein in die herrliche, wunderbare und himmlische Luft! Und jetzt stieß ich ab von dem gefährlichen Ort mit einem gewaltigen Schwimmstoß, auf der Flanke liegend, den rechten Arm mit der immer noch blutenden Hand kraftvoll nach vorne werfend. Jetzt trug mich das Wasser, wohin ich nur wollte. Den Flußlauf hinab, die rechte Wange und das Ohr im Wasser, zu den Weiden am rechten Ufer. Hier kam ich an Land, hundert Meter unter der Abfahrtstelle. Atemlos legte ich mich auf die grasige Böschung. Meinen Namen hörte ich von weitem rufen und ein kleines Echo dazu. War aber zu müde, zu antworten. Ich sah die Sommerluft mit den silbergrünen Weidenblättern spielen. Von meinem Haupthaar tropfte es kühl mein Rückgrat entlang. Meine Hand blutete noch etwas in das dichte kurze Gras hinein, meine Knie nicht mehr. Die Sonne stand noch hoch. Ich war sehr froh zu leben.

7.

Ich hockte lange noch an der Uferböschung und lugte nach meinem Vater aus. Er glitt endlich, ohne Schwimmstöße, ohne Anstrengung, den Flußlauf hinab, auf dem Rücken liegend, sein

schönes gerötetes Gesicht von dem schwimmenden fächerförmigen Bart umgeben, die Augen geschlossen, dem Himmel zugewendet. Ich rief ihn an, denn er näherte sich der Stelle, wo sich die flottierenden Algen (ich nenne sie Algen, aber es waren auch Stengel von Seerosen darunter) befanden. Er schreckte auf, warf sich herum auf die Brust und kam mit einigen Schwimmbewegungen zu mir. Er fragte mich, während er nach unseren Sachen Umschau hielt (sie befanden sich weiter flußaufwärts), warum ich ihn so erschreckt hätte. Ich wollte damit beginnen, ihm meine blutigen Hände zu zeigen und ihm meinen Kampf um mein Leben zu erzählen und hatte den ersten, ironischen, mich selbst tapfer verspottenden Satz schon auf den Lippen, da besann ich mich. Er hörte höchst ungern vom Tode reden. Er nannte ihn nicht oft beim Namen, sondern bezeichnete ihn, wenn er schon davon sprechen mußte, als das natürliche Lebensende oder die traurige Bestimmung von uns armseligen Menschen, nie nannte er uns einen sterblich, immer nur vergänglich, nie war einer tot, stets nur »von uns gegangene« dorthin, woher man nicht wiederkehrt, er war abgeschieden. Am liebsten schwieg er davon.

Ich erklärte ihm meinen Warnungsruf lieber nicht. Ich liebte ihn so und war so ungeheuer gewiß auch seiner Liebe, daß mir sein Mitleid wehe getan hätte. – »Ungeschickt wie immer!« meinte er, als er die blutigen Schrammen an meiner Hand und unter meinem Knie sah, er wollte aber eigentlich nicht wissen, wie ich dazu gekommen war.

Jetzt waren wir an der Stelle angekommen, wo unsere Kleider lagen. Sie waren trocken und warm und dienten uns wunderbar als Kopfkissen. Hier, schon am Rande des schwellend frischen grünen Laubwaldes, dem noch nichts von der Dürre des Hochsommers anzusehen war, und wo noch weniger ein fallendes, raschelndes Buchenblatt das Kommen des Herbstes verkündete, legten wir uns hin. Hier waren wir noch im Bereich der Sonne, und unsere Körper trockneten schnell.

Ein leichter Wind hatte sich bald von neuem erhoben. Ich merkte es am Rascheln der Büsche, am Wiegen der Zweige, sogar an dem deutlicher werdenden Rauschen des Flusses, daß der Wind auf uns zukam. Er strich dann über seine und dann über meine Brust hinweg, die sich fast im gleichen Takte hoben und senkten. An seinem Bart und auf seiner Brust glitzerten die letzten Tropfen. Unter seiner Achsel sah ich das Blut pulsieren, denn die bläulichen Adern schimmerten durch seine weiche, mädchenhafte Haut, die der der jungen Gräfin ähnelte. Er hatte jetzt seine Arme unter den Kopf gelegt, lächelte in seinen Bart, wie in Erwartung einer schönen Stunde, summte verloren vor sich hin, bald begann er einzuschlafen, sein Gesicht drückte aber eine Erwartung, eine freudige Spannung aus, die sich allmählich löste in den tiefen Atemzügen des Schlummers, in seinem wie verklärten, frohen, aber etwas fremd werdenden Gesicht. Der Wind kam dann von Osten in frischen Stößen, als wolle er ihn wecken. Ich kniete jetzt neben ihm und deckte ihn mit meinen Sachen zu. Er schlug die Augen auf, sagte aber nichts mehr. Im Schatten war es kühl. Sein Arm war wie aus Alabaster, kein Haar, keine Falte. Mich durchlief es kalt. Ich stand auf, und lief auf dem Uferweg dahin, die Arme an die Brust gepreßt wie im Turnsaal und erwärmte mich schnell. Meine Wunden hatten sich längst geschlossen, alles heilte bei mir sehr schnell.

Während ich lief, ohne mich um das schmerzhaft und doch süße, aufregende, sinnliche Gefühl zu kümmern, das die Steine auf dem Treidelweg auf meinen nackten Sohlen verursachten, fiel mir ein, daß ich keine Impfnarben an seinem linken Arm gesehen hatte. Ich nahm mir vor, ihn danach zu fragen. Denn es gab in unserer Stadt immer wieder vereinzelt Fälle von Pocken, die man bei uns ›schwarze Blattern‹ nannte. Man sah auch ab und zu auf der Straße Menschen, sonderbarerweise meist Männer, deren Gesicht die tiefen Narben trugen, als ob der Teufel Erbsen gedroschen hätte, nach Marthys Worten, die ihr meine Mutter stets verwies. Ich erinnerte mich an einen blatternarbig, kahlköpfigen, scheußlich

häßlichen Bettler, der an unserer Ecke stand und blind war. An ihm hatte ich erfahren, was Mitleid heißt. Erst vor einem Jahr ist er verschwunden, und er hat mir sogar gefehlt.

Ich kam jetzt schnell zu meinem Vater zurück. Er war erwacht, auf seiner jetzt bläulichen, leicht marmorierten Haut sah ich die Wirkung der Kälte, und er war wohl ihretwegen erwacht. Ich fragte ihn, warum er nicht geimpft sei. Er sagte irgendwas, aber er wich mir aus, – wie so oft auf ihm unangenehme Fragen, denn Impfen hing mit Krankheit und Krankheit mit Tod zusammen. Und Tod an einem so herrlichen Tag? Ich, der eben einer Lebensgefahr entronnen war und jetzt ahnte, was sterben bedeuten könnte, nahm seine beiden Hände in die meinen. Er machte sich aber erstaunt los. Ich bat ihn, stotternd in meiner Ungeduld, er möge sich impfen lassen, uns zuliebe! Mir zuliebe! Er schüttelte den Kopf, sein Gesicht war eher finster. Ich sagte also nichts mehr. Er stand auf, reckte sich mit seiner hohen, breitschultrigen Gestalt, sein Hemd hin- und herschwingend im Winde, um die Feuchtigkeit daraus zu entfernen, die sein nasses Haar zurückgelassen hatte. Seine goldenen Manschettenknöpfe leuchteten hell. Er schien mir jetzt viel größer als ich, denn er sah über mich hinweg nach etwas Weitem. Aber die Vorfreude, die er vor einer halben Stunde gehabt hatte, war nicht mehr an ihm zu sehen, nur das Zerstreute, das Verlorene ...

Meine Mutter rief uns mit ihrer etwas scharfen, heiseren Stimme, meine Schwester tat mit ihrem hellen, piepsenden Stimmchen das gleiche. In den Gebüsch regten sich überall Vögel, sie kamen von den Buchen, Birken und Weiden, flatterten, sich jagend und fliehend und erreichend, im Zickzackflug über den kleinen Fluß, um am jenseitigen Ufer in den Rüben- und Kartoffelfeldern zu verschwinden. Ich nahm meine Sachen und zog mich in einem von jungen Laubgewächsen dicht umgebenen, dunklen, moosigen Fleckchen mitten im Walde wieder an. Auf dem Boden wuchsen Erdbeeren. Ich pflückte welche und brachte sie den Meinen. Es war schon etwas spät im Jahr für Erdbeeren, sie

waren dunkelrot und zusammengeschnurrt. Niemand wollte sie nehmen. Sie dufteten aber noch sehr süß. Sie hatten ja den ganzen langen Sommer in sich. Alle rieten mir, sie fortzuwerfen. Aus Widerspruchsgeist aß ich sie, sie schmeckten wie rotes Löschpapier.

Meine Schwester bat meinen Vater, er solle ihr Holzlöffelchen für die Puppenstube schnitzen. Meine Mutter sah auf ihre goldene, mit kleinen Brillanten eingefaßte Uhr. Aber nicht sie, er drängte zum Aufbruch.

Wir hatten viel Zeit, die Tage waren noch sehr lang. Im Westen stand eine halbmondförmige oder kahnförmige Wolke bläulich und unbeweglich über den vom Wind bewegten Bäumen. Eine Wolke, und doch war ihr Blau so zart, so himmlisch, so voller freudiger Zuversicht. Aber es war kein Stück Himmel. Die Sonne sank allmählich hinter das Gewölk, die Bäume nahmen eine kalte steingrüne Färbung an, der zwiebelförmige schwarze Kirchturm des großen Dorfes, dem wir nun alle vier zustrebten, lag wie zum Greifen nahe vor uns, wie stets vor einem Regen. Hier waren die Felder schon abgeerntet, die Stoppeln standen rostrot und matt glimmernd in dem von kleinen Furchen zerrissenen Boden, in welchen sich Heuschrecken und Eidechsen versteckten und aus denen bald, mit sinkendem Abend, die Grillen zu schrillen begannen. Wir aßen im Gasthof des Ortes unter den Nußbäumen vor einem großen Bauernhofe allerhand Gekochtes, Gebackenes und Gebratenes auf dicken Steinguttellern. Ich hatte nicht acht, was es war. Ich hatte gewaltigen Hunger, es wühlte geradezu in mir. Ich kannte das Gefühl noch nicht ...

Alle sahen mich an. Im nahegelegenen Stalle klopfen wiehernd die Pferde auf die Streu, Kühe rasselten an ihren Ketten, Schweine stießen mit den Rüsseln gegen die schlecht schließenden Türen ihrer niedrigen Koben, viele schwarze und weiße Hühner liefen aufgereggt im Hofe umher, auf ihr Abendfutter wartend, das ihnen ein halbnacktes blühendes Bauernmädchen aus einem groben sandfarbenen Rock herauswarf. Während sie mit ihren

kleinen fetten dunklen Händen im goldgelben, rieselnden Futter grub, entblößte sie, ohne es zu wissen, ihre Beine bis zum Knie. Die Knie waren dunkel, fast schwarz, vielleicht hatte sie knieend in den Ställen gearbeitet, obwohl es Sonntag war. Beim Streuen des Futters beugte sie den üppigen Oberkörper lachend zurück, um sich vor den aufflatternden Hühnern zu retten. Wie von einer Faust hervorgestoßen, drängte sich ihr strotzender Busen mit den zwei dräuenden Spitzen zwischen den Rockträgern hervor. Aber er, mein Vater, sah nicht das lachende derbe Gesicht, nicht die strahlenden unwissenden Augen, nicht den Busen, auf den sie vielleicht stolz war. Sein Blick haftete auf ihren Füßen und es war mir ein seltsames Gefühl zu sehen, wie er seine eigenen Lippen gleichsam verzehrte, indem er abwechselnd die obere und die untere zwischen seine schönen Zähne nahm ... Ich dachte plötzlich an die unvergessene A. v. W. Das, was ich *Hunger* nannte, wallte noch glühender in mir auf, das Herz pochte, es wurde mir Angst.

Er hatte wohl nur an seinen früheren Beruf gedacht. Die Füße der Bauernmagd waren es wert, bewundert zu werden, so fein gedrechselt die Knöchel, der Spann so hoch. Selbst unter dem Schmutz der Ställe hatten die Zehen ihre ebenmäßige Ordnung bewahrt und reihten sich gerade und fein eine an die andere ... Mein Vater war aufgeschreckt. Meine Schwester hatte ihn angestoßen, sie hatte eine neue Bitte an ihn, die sie jetzt mit ihrem piepsenden Stimmchen vorbrachte. Mein Vater konnte nicht nur Kochlöffel aus Haselnußstauden schnitzen, sondern auch Flöten aus weißen Rüben. Aber er schüttelte den Kopf. Es war spät, er wollte heim.

Unser Zug war sehr besetzt. Wir hätten noch einen späteren (und sogar einen dritten, einen Sonntagszug) abwarten können, aber mein Vater zitterte jetzt vor Ungeduld, es erwarte ihn eine geschäftliche Unterredung, sagte er meiner Mutter leise und schmeichelnd ins Ohr, damit es die anderen Passagiere nicht hören sollten. Schon schüttelte er den Kopf, wie um einen Widerspruch meiner Mutter abzuschneiden. Aber meine Mutter schwieg und

sah strafend die sonst so wohlerzogene Anninka an, die mit speichelbenetztem Finger quietschende Töne aus der Glasscheibe des Abteils hervorlockte ...

Daheim kamen wir mitten im Gewitter an. Lachend liefen wir vier durch den prasselnden duftenden hellgrauen Regen. Mein Vater voran. An einer Ecke war er verschwunden. Nun liefen wir nicht mehr. Mühsam stieg meine Mutter die Treppe zu unserer Wohnung hinauf, während es noch von unseren Kleidern tropfte.

Wir traten leise ein in die verlassene Wohnung, meine Mutter schlüpfte durch alle Zimmer, als hätte sie erwartet, mein Vater sei vor uns gekommen und verstecke sich in einer Ecke, um uns zu erschrecken. Wir zogen uns dann um. Aber erst jetzt, in den trockenen Kleidern, überkam es mich kalt. Meine Mutter strich mir durchs Haar. Sie hatte Angst um mich. Aber ich wurde nicht krank. Mein Vater kam sehr spät.

8.

Es war ebenfalls ein Hochsommer, aber einige Jahre später, als ich durch meinen Vater eine Überraschung erfuhr. Ich war beim Frisör und wartete darauf, bis mir meine Haare, sehr kurz, wie immer, geschnitten würden. Der Laden war sehr voll. Es war kurz vor den großen Ferien. Ich verschwendete die Zeit des Wartens und des Haarschneidens nicht. Mit dem Frisör, der gern plauderte, ließ ich mich in kein Gespräch ein, sondern benutzte die Zeit, um einen Dialog des Plato zu lesen, der in der Schule nicht vorgenommen wurde. (Ich gab Plato nicht recht in seinem Haß gegen die großen Sophisten.) In einer entfernten Ecke saß ein Herr, dem ein Frisörgehilfe schon früher als mir den weißen knisternden, frisch gestärkten Frisiermantel umgehängt hatte und mit dem der Haarkünstler sich lachend und lebhaft erzählend unterhielt. Jetzt nahm mich ein anderer Gehilfe vor. Nachdem mein Frisör fertig geworden war, blieb ich in meiner Zerstretheit sitzen. Ich konnte mich von dem Buche nicht losreißen, es war ein sinnliches Entzücken, mit dem ich es las, ein Gefühl des

Überlegenseins, der geistigen Freiheit, der uns Überlebenden nach Jahrtausenden völlig freigestellten Wahl zwischen *Protagoras* und seinen Gegnern, das mir die Empfindung gab, erst *ich* habe zu entscheiden, die glückliche Wahl liege in absoluter Freiheit endlich in mir selbst.

Ich war so versunken in mein Heft (es war ein ganz schmales Buch), daß ich aufschrak, als ein hochgewachsener Herr, eben der Kunde, der gleichzeitig mit mir bedient worden war, mir den glattgeschorenen Kopf streichelte, wobei ich die Wärme seiner weichen, wie knochenlosen Hand, an der viele Ringe waren, besonders unheimlich empfand. Ich wandte mich erschreckt und voller Wut um und sah meinem Vater ins Gesicht. Er lachte mich an. Aber war er es denn? Er war verändert, verjüngt, ein anderer geworden. Der Bart, der seine Wangen, seine Oberlippe, das Kinn bis zum Halse hinab bedeckt hatte, war eben gefallen. Auf der Erde kehrte eben der Lehrling mit einer kleinen Nickelschaufel und einem abgenützten Besen das goldbraune Gelock zusammen. In meiner Verwirrung vergaß ich, mir eine Strähne seines Haares auszubitten. Auch später, als er im Sterben lag, sollte mir das gleiche widerfahren, wieder sollte ich den Wunsch haben, nur noch etwas Lebendiges, Dauerndes aufzubewahren –, und wiederum sollte ich es unterlassen. Jetzt konnte ich mich von diesem veränderten Gesicht nicht losreißen. In meiner Verwirrung blieb ich sitzen, starrte ihn von unten her an. Jetzt sprach sein Gesicht ganz anders zu mir als früher. Was der Bart bedeckt hatte, wurde offenbar, und ich sah das unruhige Zucken, das für mich so geheimnisvolle, nackte, bezaubernde und bannende Leben seiner Züge auch dann, wenn er die Augen gesenkt hielt, in denen fast ausschließlich ich bis jetzt hatte lesen können. Arm in Arm verließen wir den Laden, großmütig hatte er für mich gezahlt, ich durfte nie Geld ausgeben, wenn ich mit ihm zusammen war.

Ich war so selig, ihn unverhofft zu sehen und der erste zu sein, der sein verjüngtes Gesicht vor die Augen bekam, daß ich ihn nicht mehr an diesem Nachmittag verlassen wollte. Des öftern

hatte ich ihm in seinem Büro helfen dürfen, Briefe in die Kopierpresse einzulegen, in dem mit Messing an den Ecken beschlagenen Hauptbuch den Namen eines ›faulen‹ Kunden zu suchen, manchmal sollte ich gar, wenn er fortging, den Buchhalter ›beaufsichtigen‹, ganz, als sollte ich später sein Nachfolger werden. Ich wollte gern.

Plötzlich blieb er stehen. Er sah mich merkwürdig an. »Wohin willst du eigentlich?« fragte er. Er wollte vielleicht noch gar nicht ins Büro. »Kann ich dich heute nicht begleiten?« fragte ich, »laß mich doch bei dir sein.« Er schwieg, und dann sagte er: »Ich müßte eigentlich auf den Friedhof.« Er lächelte dabei, seine schönen, etwas weit auseinanderstehenden Zähne zeigend.

Es handelte sich natürlich nicht um etwas Trauriges. Sondern er hatte, wie ich von meinen Besuchen in seinem Büro wußte, einen riesigen, seit sehr langer Zeit aufgelassenen Friedhof im Osten von der Stadtgemeinde erworben, er wollte ihn parzellieren und zu Wohnstätten umgestalten. Er schwankte noch, sollte er Villen mit kleinen Gärten aus dem Grundstück ›schneiden‹, oder sollte er große Arbeitersiedlungen entwerfen. Der Weg dorthin ging durch häßliche, aber sehr dicht bewohnte Arbeiterviertel, es war kein fröhlicher Spaziergang, die Menschen taten mir leid, aber ich fühlte mich nicht zu ihnen gehörig. Vielleicht hätte ich anders sein sollen. Aber ich konnte es nicht, immer aus dem gleichen Grund. Nur *seine* Not hätte mich ergriffen.

Endlich begriff ich undeutlich, (wie langsam, wie zögernd, wie schwer!), daß er vielleicht nicht ganz ungerne von mir befreit sein wollte. »Unnütz! Unnütz, Kind!« sagte er jetzt. In letzter Zeit hatte er sich dieses unselige Wort, dessen Klang mir seit den Kinderjahren verhaßt war, beinahe abgewöhnt. Brachte er es wieder vor, um mich abzuschrecken? Ich blieb aber dabei, ich verteidigte mich eben.

»Hast du zufällig eine Zigarre?« fragte er mich also jetzt. Selbstverständlich hatte ich keine. Alles war also klar, leider! Vor

einer Tabaktrafik entfernte ich mich. Er lachte mir zum Abschied zu. Aber gerade an diesem Tage trieb es mich, unwiderstehlich wie es in einen bei einer unglücklichen Liebe treiben mag, trotz allem bei ihm zu bleiben, mich an ihn zu hängen. Auch im Hängen, im Gezerrtwerden, im passiven Lieben kann eine wunderbare Wollust liegen. Ich versteckte mich.

Jetzt trat er aus der Trafik hervor, sah sich verschmitzt lächelnd um (in seinem ›neuen Gesicht‹ las ich wie in einem offenen Buch), zündete sich seine Zigarre an und ging in eine Konditorei, in der er lange verweilte und aus der er mit einer großen Tüte hervorkam. Er teilte stets alles mit allen. Nie habe ich ihn zum Beispiel bei Tisch etwas verzehren sehen, das er nicht mit uns allen geteilt hätte. Er sah mich nicht. Ich nahm an, er würde jetzt den Weg zu seinem Friedhof einschlagen. Er wollte vielleicht auf dem Wege nur deshalb allein sein, um seine Geschäfte zu überdenken. Der Friedhof war nämlich kein ungefährliches Geschäft. Er hatte gewaltige Wechsel unterschrieben, alle seine Freunde zu Bürgschaften verpflichtet, selbst seinen Nachfolger in der Schuhwerkstatt. Er hatte sich an einen Termin binden müssen bei der Stadtgemeinde, und dieser Termin zur Bebauung des Geländes war verhältnismäßig kurz. Warum konnte ich ihm nicht helfen? Warum verbarg er uns allen *sein* Geheimnis? Nicht er, sondern der Buchhalter, Herr Peters, hatte mir die ›Bedrängnis‹ mitgeteilt. Meiner Mutter hatte ich sie verschwiegen.

Ich eilte jetzt schnell auf einem Umweg, um ihn nicht zu stören in seinen Gedanken, durch den häßlichen Vorort dem Friedhof zu. An dem Portal wartete ich auf ihn.

Die Grabsteine hinter den Gittern waren meist entfernt, die Gebeine waren längst exhumiert, aber die Bäume und Sträucher standen noch, die Umzäunungen der Ruhestätten (ohne Ruhe) waren an einigen Stellen erhalten. Die Wege begannen unter prächtig aufgeschossenem Unkraut zu verschwinden, das schwarzgrüne Laub der Lebensbäume und das türkisfarbene der Eiben war eingebettet zwischen dem smaragdfarbenen, in

Sommersglut strahlenden Laubwerk von allerhand Gebüsch. Linden, Birken, Platanen und Kastanien standen in Alleen, Amseln und Drosseln flöteten, hinter der dichten Laubmasse verborgen, besonders laut. Sie fühlten sich hier wohl. Niemand störte sie.

Ich hatte mich auf die niedrige Mauer hinaufgeschwungen, hatte mein Buch herausgenommen und mich allmählich wieder hineinversenkt. Zwischen die Seiten des Buches waren feine blonde Haare hineingefallen. Waren es meine? Waren es seine? Er war ja hinter meiner Schulter gestanden, hatte hineingeblickt. Ich schüttelte sie nicht heraus. Lange nachher sind sie noch erhalten geblieben. Das Bild meines Vaters trat mir plötzlich so leibhaft vor Augen, daß ich seinen Schritt zu hören glaubte.

Ich entsann mich meines Gedankens als Kind, daß wir alle drei *immer* zusammenleben würden. Der wehmütig rufende Gesang der Amseln, das sinkende bronzefarbene Abendlicht stimmten mich ernst, aber nicht traurig, es war nur ein anderes, ruhendes Glück! Gemeinsam alle drei sterben und keiner den anderen *überleben*, das wünschte ich aus tiefstem Herzen. An meine Schwester dachte ich nicht ... Nur an ihn und sie.

Von einer nahen Kirche schlug die Uhr sieben. Mein Vater kam wohl nicht mehr.

9.

Abends nahm mich mein Vater, der vor Freude, sich um Jahre verjüngt zu sehen, strahlte, an der Hand und zog mich zum Spiegel. Ich erschrak, bezaubert vor unserer Ähnlichkeit. Wir waren beide fast gleich groß. Er verschlang im Spiegel geradezu mit einer Art Gier mein Gesicht und bedachte vielleicht, daß er selber so gewesen war. Ich hoffte, daß ich so werden würde wie er. Er war mein Vater und zugleich mein älterer Bruder. Meine Mutter mahnte mich zum Schlafengehen. Ungern gingen wir vom Spiegel fort. Ich fühlte mich ganz eingeschlossen von meinem Vater, ich hätte mich am liebsten in ihm verborgen, und hätte nur noch so in ihm weitergelebt. Er aber hatte mein Gesicht eher mit

einer Art Mißgunst betrachtet. Die Bonbons hatte er nicht mit uns geteilt. Waren sie vielleicht für morgen bestimmt?

Beim Abschied vor dem Schlafengehen kam ich zu meiner Mutter, um ihr die Hand zu küssen. Aber aus Versehen ergriff ich die Hand meines Vaters und küßte sie. Die Hand entzog er mir sehr schnell, dennoch hatte ich den dumpfen, süßen Geruch, das Parfüm von einst, erkannt. Ich machte meinen Irrtum schnell gut und umarmte meine Mutter fest.

Meine Eltern sprachen noch lange ziemlich laut in ihrem Schlafzimmer. Ich erfuhr nichts von dem wahren Geheimnis. Es war nur von Transaktionen die Rede, von notariellen Überschreibungen. Mein Vater wollte das ›Sorgenkind‹ seiner Geschäfte, das Friedhofsgrundstück auf ihren Namen schreiben. Meine Mutter wollte nicht, sie antwortete auf seine schnellen Worte stockend und leise, bedrückt.

Meine Mutter sah mich am nächsten Tag ernst, fragend an. Ich verriet aber meinen Vater nicht, obgleich ich ahnte, daß er nicht mehr ganz mit uns lebte.

Hätte er nur geschwiegen! Aber es war furchtbar für mich als seinen Sohn, zu ahnen, daß er im schlimmsten Fall vor einer Unwahrheit, aber natürlich nur aus Not, nicht zurückschreckte. So sagte er uns eines Tages, während er ein Telegramm in seiner Faust zusammenknüllte, er müsse ›stantepede und sofort‹ verreisen. Er müsse eine Bank in Budapest, eine Sparkasse in der Bukowina für das große Millionenobjekt interessieren. Er war so in Eile, daß er nur einen kleinen Handkoffer packte. Er stürzte zum Bahnhof. Er verbot uns allen, vom Mittagessen aufzustehen und ihn zum Zug zu begleiten. Abends ging ich mit meiner Mutter spazieren. Mit meinen ungewöhnlich scharfen Augen, die ich von *ihm* geerbt habe, während meine Mutter an der Kurzsichtigkeit vieler Lehrerinnen leidet, sah ich meinen Vater neben einer schlanken jungen Dame vor der Auslage eines hell beleuchteten Ladens stehen, sich mit schmeichelndem, kindlichem Lächeln zu ihr

herabbeugen, um ihr unter den breiten, mit Federn geschmückten Hut zu sehen und dann mit ihr in den Laden einzutreten. Mir zitterte das Herz vor Angst. Ich sprach aber ruhig weiter. Ich beherrschte mich. Ich hatte mich sogar in den Arm meiner Mutter eingehängt und so war es mir ein Leichtes, sie auf die andere Straßenseite hinüberzuziehen, wo wir vor der Auslage eines Buchhändlers so lange stehen blieben, daß eine unliebsame Begegnung nicht mehr so leicht möglich war. Meine Mutter zeigte mir ebensowenig ihre Unruhe wie ich ihr die meine. Hatte sie trotz ihren schwachen Augen meinen Vater eben erkannt? Vielleicht an der Haltung, am Gang?

In der nächsten Zeit ereigneten sich in unserer Stadt neuerdings einige Fälle von Pocken, die glücklicherweise nicht sehr schwer verliefen. Der Vater eines meiner Schulbekannten, Franz, war Arzt, und Franz, mein Trabant, mußte mir berichten. Meine Mutter hatte erfahren, daß in allen Schulen die Kinder und in den Kasernen die Soldaten nachgeimpft wurden. »Kannst du mir nicht sagen, ob er geimpft ist?« Ich zuckte die Achseln. Ich wußte, er war es nicht. »Und kannst du ihn nicht beeinflussen?« drängte sie. »Ihr seid doch wie Brüder.« Ich schwieg. Mir schmeichelte der Gedanke, sein Bruder zu sein. Aber ich fürchtete natürlich, seine Ungeduld zu reizen, wenn ich etwas von ihm verlangte, was er nicht wollte. »Auch seine Geschäfte machen mir bald etwas Angst«, fuhr meine Mutter fort. »Er hätte eben niemals seinen Beruf ändern sollen. Schuster, bleib bei deinem Leisten.« Vielleicht hatte sie recht, aber diese Schulbuchweisheit empörte mich aus tiefstem Herzensgrunde! Nun hat er mir oft gesagt, er hätte den Beruf des orthopädischen Schuhmachers meiner Mutter zuliebe aufgegeben, um sie gesellschaftlich zu erhöhen. Er hätte ein Opfer damit gebracht, aber es gerne gebracht, aus Liebe und Achtung für sie. Nun hatte sie keinen besonderen gesellschaftlichen Ehrgeiz. Vornehme Besuche waren ihr ein Greuel. Mit ihren Angehörigen, unter ihnen einem hochgestellten Konsulatsbeamten in Triest, hatte sie sich nach der Verheiratung überworfen. Mein Vater sah

seine Freunde im Kaffeehaus. Zu uns lud er sie nur selten ein. Mehr als einmal war der Vater der schönen A. v. W. bei uns erschienen. Wie gerne hätte ich mit ihm gesprochen, ja auch das Anhören seiner Stimme, welche der der Tochter gleichen mußte, hätte mir wohlgetan. Vielleicht hätte er uns zu sich eingeladen. Es hieß von ihm, daß er sich mit der Erfindung eines Flugzeugs mit vertikalem Aufstieg beschäftigte. Vielleicht wollte er mit meinem Vater über eine technische Einzelheit seines Modells sprechen, ich hörte ihn oft über solche Dinge reden. Aber allem machte mein Vater ein Ende, indem er den Gast jovial unter den Arm nahm, ihm eine Zigarre anbot und sich mit ihm empfahl. Wichtig war aber jetzt nur, daß wir ihn vor der Seuche schützten. Es mußte sein. Ich kam und bat und bat. Er strich sich sein bartloses Kinn.

Ich wiederholte die Bitte. Er mußte mir antworten. – »Jetzt kommst du zum drittenmal mit der dummen Geschichte! In meinem Alter ist es unnütz! Laß mich endlich! Es ist doch *meine* Gesundheit, worum es geht«, rief er dann so zornig, wie ich ihn niemals gesehen hatte. »Und habe ich nicht schon Sorgen genug?!« Wir waren auf der Straße, ich hatte ihn eigens von seinem Bureau abgeholt, und wir waren ›zufällig‹ vor der Wohnung eines Kinderarztes, der sich auf seinem Schilde ausdrücklich als Impfarzt ausgab. »Ich gehe mit dir jetzt hinauf, damit du dich nicht im Wartezimmer langweilst«, sagte ich, um nur alles zu versuchen, was in meiner Macht stand, »bitte, unterlaß es aber nicht, du würdest mich und uns alle von einer großen Sorge befreien.« Er sah mich mit seinem verlorenen Lächeln ungläubig an, als ob er sagen wollte: Du – und Sorgen! Er faßte mich am Arm, hängte sich zutraulich ein. Ich fühlte die Wärme seines Armes und es durchrieselte mich hold und doch brennend, ich kann es nicht beschreiben. Er sagte nichts mehr. Und doch dachte er an mich und an uns. Seine Lippen bewegten sich, während er seine großen blauen Augen auf mich heftete. Sollte ich ihn mit der Drohung von Krankheit und Tod erschrecken?

Zu Hause war die Stimmung trüb, und alle seine Geschenke konnten meine Mutter nicht froher machen. Sie erwartete ihr drittes Kind. Die Krankheitsfälle hatten zum Glück wieder aufgehört. Sie wurde etwas schwerfälliger. Ob es die Bedrückung ihrer Seele und die Unruhe um unsere Zukunft war oder die Veränderung des Körpers, konnte und wollte ich nicht erfahren. Ich hatte jetzt meinen Widerspruchsgeist fast ganz abgelegt, ich sah auch ihr alles von den Augen ab. Aber sie öffnete sich mir nicht. Es war jetzt, als ob auch sie allein für sich lebte, obwohl sie fast dauernd von *ihm* und uns Kindern umgeben war.

10.

Mein Vater schien zu ahnen, daß wir ihm während seiner angeblichen Reise hier begegnet waren. Ich beruhigte ihn durch eine Reihe von Lügen. Er hätte merken müssen, wie schwer sie mir fielen, weil ihnen die Logik, die Notwendigkeit fehlte, aber er wollte ja nur beruhigt sein. Wie zur Belohnung erzählte er mir, im Vertrauen, als Mann dem Mann, von seinen prachtvollen, aber halsbrecherischen Geschäften. Die Zahlen, die er nannte, kamen selbst mir unwahrscheinlich vor. Wenn es nach Gerechtigkeit gegangen wäre, hätte ich auf der Seite meiner Mutter stehen müssen und auf der Seite aller Armen. Aber ich liebte ihn ja. Ich versuchte ihn nicht zu beurteilen. Ich wollte ihn so wie er war. Wenn Gott ihn noch einmal neu hätte schaffen können, hätte er an ihm kein Haar anders wachsen lassen sollen, als es jetzt über seiner hohen leuchtenden Stirn stand. Ohne Worte verstanden wir uns. Ich war glücklich. Ich fühlte, ich war dazu geboren, glücklich mit ihm zu sein, ich brauchte keine Schwester, keine Mutter, keinen Freund und Kameraden, kein anderes Ziel im Leben.

Ich versuchte, ihm zart anzudeuten, wie er ein unliebes Zusammentreffen nächstesmal vermeiden könnte. Er verstand die Andeutungen nicht. Ich schämte mich. Ich war wohl in der Kunst der Lüge zu unbeholfen. Aber er fühlte, daß ich ihm sein Leben erleichtern wollte. Wir saßen am Tisch und spielten eine Schachpartie. Er spielte so zerstreut, daß ich sehr im Vorteil war

gegen ihn, vielleicht zwei bis drei Züge vor dem Schachmatt. Plötzlich stand er auf. Er faßte nach meinem Haar, das seit dem Besuch beim Frisör wieder gewaltig nachgewachsen war, und zwirbelte an meinem Hinterkopf ein kleines Zöpfchen heraus, flocht es so fest, daß es mächtig schmerzte, wenn etwas hätte schmerzen können, das von ihm kam. Er tat es ganz zerstreut, mit verlorenem Blick. So liebte ich ihn am meisten. Vielleicht wollte er sich mir anvertrauen. Aber er brachte es nicht über sich. Ich schob die Figuren zur Erde, wie aus Ungeschicklichkeit: »Du bist noch zu jung«, sagte er. »In deinem Alter ist man noch streng. Ich brauche das alles nicht so sehr für mich. Es ist für euch, für eure Zukunft! Vielleicht muß ich wirklich bald wieder verreisen, nach Czernowitz, nach Agram.«

Er hatte ein Kämmchen aus Gold herausgeholt und kämmte mir jetzt das Haar wieder zurecht. Eben trat meine Mutter ein. Das Kämmchen war neu, sie hätte nie etwas derartig Niedliches gekauft! So wenig wie ich. Ich faßte flink danach und ließ es in meiner Tasche verschwinden. Er errötete. So hatte er endlich doch erfaßt, daß ich hinter seine Geheimnisse gekommen war. Er sah mich an. Ich schüttelte den Kopf. Aber gerade dies bewies ihm, daß wir alles wußten. Jetzt trieb es ihn, in seinem bösen Gewissen, auf dieser Reise nach Ungarn zu bestehen, von der wir ihm alle abrieten, denn in diesem Lande sollten die Pocken neuerlich furchtbar hausen. Anders als hier! Aber er, der unlängst eine Reise vorgespiegelt hatte, um mit einer Dame einige Tage allein zu sein, hielt nun krampfhaft an der neuen gefährlichen Reise fest, um uns seine Schuldlosigkeit zu beweisen. Und niemand hatte ihn angeklagt, niemand hatte ja auch nur geklagt! Er mußte mit ihr ungewöhnlich glücklich oder furchtbar unglücklich sein, denn in der letzten Zeit hatten seine Züge, die nun ohne den alles verbergenden Vollbart offen dalagen, etwas höchst Unruhiges, Verzücktes, Verzweifelttes oder Beseligtes bekommen. Er hatte wohl solche Zeiten nie durchlebt – und dachte weniger denn je an die wahre Gefahr. Denn es war vergeblich, daß wir ihn baten, er

möge ein Billett für die erste oder zweite Klasse nehmen. Er versprach es zwar. Auf dem Bahnsteig stieg er stolz in die erste Klasse, aber dem Schaffner konnte er statt der grünen Karte nur eine braune vorweisen, und während sich der Zug in Bewegung setzte, sah ich ihn, mit den schweren Gepäckstücken beladen, traurig durch den Verbindungsgang in den überfüllten Wagen dritter Klasse schwanken.

Er kam nach fünf Tagen zurück, verfallen, Ringe um die Augen, Ruß in den Ohren und in den Augenbrauen. Die Schuhbündel waren offen, er schleppte sie nach. Er war zu müde, sich zu bücken, um sie neu zu knüpfen. Er war wie abwesend. Als ich ihm die Schuhe in Ordnung brachte, merkte er es nicht, so verloren saß er da. Ich wollte ihn fragen, ob er sich nicht krank fühlte. Aber als ich zu sprechen begann, zuckte er zusammen. Wo war er in seinen Gedanken gewesen? Er wollte sich nicht ausruhen. Er müsse sofort ins Geschäft. Es war Sonntagabend. Im Geschäft konnten jetzt weder der Buchhalter noch der Schreiber sein. »Aber Post hat sich angesammelt!« stammelte er. Ich wollte widersprechen. Aber meine Mutter winkte mir zu. Wir ließen ihn gehen. Der Kaffee stand noch in seiner Tasse. Meine Mutter bat mich, ihn auszutrinken. Ich konnte es nicht, er schmeckte trotz vier Stück Zucker sehr bitter. – Ich machte mich an die Arbeit.

In kurzer Zeit sollte die Reifeprüfung stattfinden. Vor dem Schlafengehen turnte ich. Dann lehnte ich mich an das offene Fenster und sah hinaus. Es war mir, als ob er und eine ziemlich kleine Dame im Schatten der Häuser hin und her gingen. Aber selbst meine scharfen Augen konnten es nicht genau erkennen.

Nachts erwachte ich von einem sonderbaren Geräusch. Im dunklen Zimmer schwebte etwas sachte surrend hin und her. Ich setzte mich erschreckt im Bette auf. Es war mein Vater, der sich an den Turngeräten versuchte, leise schwang er vor und zurück. Ich dachte, er würde mich sehen, aber er turnte mit dem Gesicht nach dem anderen Zimmer gewandt. Am nächsten Tag sah er wieder viel besser und heiterer aus. Ich atmete auf. Am Spätnachmittag

dieses Tages kam ich von der Schule. Vor der Wohnung des Kinder- und Impfarztes sah ich die beiden unschlüssig dastehen, ihn und sie. Auch jetzt sah er lächelnd und verloren vor sich hin, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Er hatte keinen Hut auf. Die kleine Dame trug ihm den Hut, fächelte ihn und sprach von unten zu ihm herauf. Es war sehr heiß, der Asphalt war weich, und die Bäume verloren infolge der Hitze ihre ersten Blätter. Jetzt trat er in das Haus, sie wartete unten. Nach kurzer Zeit kam er zurück, holte sich den Hut und ging nochmals die Treppe zum Arzt empor. Offenbar wollte er sie nicht den Hut halten lassen. Mich durchzuckte ein bitteres und doch wollustvolles Gefühl. (Es konnte nicht anders als süß sein bei allem Gift, da es doch von ihm kam.) Es war die Eifersucht. *Ihr* war gelungen, was uns, meiner Mutter und mir, stets mißlungen war, ihn zum Impfen in dieser verpesteten Zeit zu – zwingen. Aber ich verbiß mein empörtes Gefühl sehr schnell. Ich ging an ihr vorbei, grüßte sie, indem ich tief den Hut zog. Sie war jung, aber nicht mehr ganz jung. Sie war sehr hübsch, eher niedlich als imposant, schlank und doch voll. Sie dankte nicht. Als ich vorbei war und mich umwandte, sah ich, wie sie die Krempe ihres Florentinerhutes etwas hob, und das dunkle Feuer ihrer großen Augen entging mir nicht. Ich war aber nicht sicher, ob es die gleiche Dame war, mit der wir, meine Mutter und ich, ihn früher einmal vor dem Juwelenladen gesehen hatten, ich wollte nicht darüber nachdenken.

11.

Ich entsinne mich, es war der zehnte Tag nachher, als ich nach meinen Hausarbeiten aus dem Fenster sah. Der Himmel über der Stadt war so blau, wie ich mir das Meer vorstellte. Oder vielleicht war es doch eher das Blau einer Glockenblume im Juli, das ich gut kannte. Aber eigentlich nicht das frische aufrechte Blau an einer etwas rauhen, vom Winde gestreiften und stets schwankenden Blüte, sondern etwas Ruhendes, schön Geglättetes, das stille steht. Ganz allmählich klärte es sich auch jenseits der Stadt über den Waldhügeln auf, es waren die letzten

Wolken, sie schwebten, zu klarem hellem Glanz sich auflösend, nach oben. Zwischen ihnen, die nur mehr durchsichtige Schleier waren, senkte sich die Sonne. Schon war sie, in kupferfarbenen Glast gehüllt, unter die geschwungenen Hügelketten am Horizont niedergegangen. Aber der Himmel wurde so langsam dunkel, daß ich glaubte, der Tag würde nie enden. In meinem Glück verstand ich, was das Geheimnis *himmlisch* bedeutete. Es war ein gutes Geheimnis, es war die Güte Gottes, die sich in der Schönheit der Natur ausdrückte und in der glücklichen Liebe der Menschen zu einander.

Meinem Vater war es nämlich in den letzten Tagen viel eher gut als schlecht gegangen. Jetzt kam er mit leichtem Schritte (federleicht) zu mir. Er wollte mir etwas Merkwürdiges zeigen. Er zog den Rock aus, streifte den bauschigen Ärmel seines gelblichen rohseidenen Hemdes nach oben bis an die Schulter, und zeigte mir die Stelle, wo er sich unlängst mit der Lanzette hatte impfen lassen. Nichts war zu sehen. Ich machte Licht, ich zog ihn zum Tisch. Keine Spur. Es hatte also nicht »gefangen«. War das Impfen also unnütz gewesen, wie er immer sagte – oder – zu spät? Gegen meinen Willen konnte ich mich nicht gegen eine Ahnung von Mißtrauen wehren. Trotz aller Schönheit des Abendhimmels traute ich dem Schicksal nicht ganz. Ich begann das Geheimnis zu fürchten. Aber er?

»Seid ihr Schwarzseher endlich beruhigt?« »Gewiß«, antwortete ich, bemüht, ihm nicht meine qualvolle Angst zu zeigen.

Er schlang seinen Arm, über dem die Seide seines Hemdes knisterte, warm um meinen Hals, und er flüsterte mir, so vertraulich wie schon sehr lange nicht, zu: »Vielleicht habt ihr Alten nicht immer ganz Unrecht, man kann auch zu flott und federleicht sein, denkst du nicht?« Und noch enger den kräftigen Arm um meinen Hals und noch vertraulicher der tiefe Ton seiner Stimme, der widerhallte in meiner Brust: »Ihr wolltet, ich solle zweite Klasse nehmen, aber ich fahre erste oder letzte! Und leider habe ich bei

der letzten Tour zwischen Czernowitz und Munkacs den Expresß verpaßt und mußte lange im kalten Wartesaal warten, bis der Personenzug kam, der an allen Stationen hält. Zum Glück war ein Coupe dritter fast leer. Nur eine Blondine saß in der Ecke, die Beleuchtung war herabgeschraubt und anfangs sah ich nichts deutlich, aber das Auge gewöhnt sich an das Halbdunkel, und da sah ich ihr feines Gesichtel, eine Ruthenin in Landestracht, achtzehn Jahre vielleicht, aber schon Mutter, denn in ihrem Schoß unter den aufgeschlagenen gestickten Röcken schlief ihr Kindlein. In dieser Gegend heiraten sie früh, mit fünfzehn oder sechzehn. Das Kind war unruhig und wimmerte zum Gotterbarmen. Die Mutter sprach ihm gut zu, mit einem goldigen Stimmchen, ich höre es noch jetzt, natürlich in ihrer Sprache. Ich hätte merken können, daß das Kind krank war, aber ich dachte, so sei es, wie es sei! Und es ist unnütz! Mir gefiel dieses süße strohblonde Frauchen zu gut, und ich schämte mich, daß ich weglaufen sollte, und ich dachte, vielleicht brauchen sie dich noch in der Nacht, Mutter oder Kind! Das Kleine war voll Zorn, es arbeitete sich unter dem Unterrock hervor und strampelte sich mit Gottes Hilfe auch frei!« Mein Vater lachte, wurde aber schnell wieder ernst. »Die kleine Frau beruhigte mit ihrer Stimme ihr Kind, mit den Augen aber beruhigte sie mich, vielleicht fürchtete sie, ich könne böse werden, weil an Schlafen nicht zu denken war. So jung, so zart, so scheu, nicht wie eine Bäuerin, etwas ganz Bezauberndes ... Ich wollte ihr sagen, daß sie nicht Angst zu haben brauche, mich zu stören, und daß ich nie auf Reisen schlafe. Sie sah mich furchtbar schüchtern an und ließ den Rock schämig wieder zu den Füßen fallen und wiegte das Kind hin und her. Und ich dachte, vielleicht ist das Kind gar ein wenig krank und hat so etwas wie die Blattern, und die Frau hat es mit Fleiß und Absicht in den Rock eingeschlagen, damit nur ja niemand dem Kind nahekommt. Ich hatte auf der Station ein paar Pralinés gekauft, du weißt, ich muß immer so etwas haben, und die Frau sah mich naschen, und das Kind sah es vielleicht auch. Das konnte ich nicht ertragen und sagte zu mir: Du machst ihnen eine kleine Freude, eine Überraschung, denn die Pralinés waren sehr gut, und so stand

ich auf, und gab beiden etwas, Mutter und Kind. Das Kind sah aus der Nähe eigentlich nicht schön aus, es hatte sicherlich Fieber und selbst bei dem schlechten Licht merkte ich, daß es scheußlich blutige Pusteln an der Stirn und um den Mund hatte und daß die Mutter (aber was war sie dennoch niedlich, diese Augen, dieser Mund!) ihm die Händchen hielt, damit es sich nicht kratze. So steckte ich ihm das erste Bonbon in den Mund. Die Frau hatte eine reizende Art – ein großes Kind und ein kleines –, sie erzählte mir zutraulich eine lange Geschichte, es war wunderbar, ruthenisch, sehr interessant, denn ich verstand es nicht. Aber Mann und Frau verstehen einander immer. Ich legte mich auf die Bank und sprach auch mit ihr, das verstand sie ebensowenig, aber wir unterhielten uns gut, ich hier, sie dort. Immer langsamer sprachen wir und bald fielen uns die Augen zu. Sie betete wohl oder murmelte und das Kind weinte und stöhnte auch ... Als ich morgens aufgewacht bin, war das Abteil voller pfeifenrauchender und braun spuckender Bauern, sie saßen zu fünfen oder sechsen zusammengedrängt auf der anderen Bank, mich hatten sie aber ausgestreckt schlafen lassen. Sie war längst fort. Jetzt ist das sechzehn Tage her. So haben wir alle noch Glück gehabt! Glaubst du nicht, mein Kind?«

Ich wußte es ganz genau, daß er vor sechzehn Tagen noch bei uns gewesen war. Es konnte höchstens dreizehn Tage her sein. Aber selbst dreizehn gute Tage waren eine Art Sicherheit. Das Wort *Sicherheit* ging mir im Kopf herum. Marthy war eingetreten und deckte den Tisch. Er aß sonst immer gern, und meine Mutter war eine ebenso gute Köchin geworden, als sie eine gute und sanfte Lehrerin gewesen war. Aber er wandte sich jetzt plötzlich mit Ekel von dem gedeckten Tische ab, die Nase gerümpft in dem fahlen Gesicht, er stieß den Tisch von sich, in dessen Mitte der strohgeflochtene Korb mit frischem, duftendem, mit Kümmelkörnern knusprig gebackenem Hausbrot stand und ging etwas unsicher an der Wand entlang ins Schlafzimmer, aber ohne sich an der Wand zu halten. Ich wartete einen Augenblick. Es war in mir nichts als Schauer und Schrecken. Ich kam ihm nach. Er saß

vor dem Spiegel im Schlafzimmer und war blaß. Er zitterte schon etwas und sagte: »Ist dir auch so kalt?« Ich sagte ja, und schloß die weit offenen Fenster und ließ die Rolläden herab. Im Schubfach des Nachtkästchens befand sich ein Thermometer, ich holte es heraus und dachte, er würde sich mir sehr widersetzen, wenn ich ihn bitten würde, die Temperatur zu messen. Er tat dies aber nicht, sondern gehorchte mir. Ich schob ihm das Thermometer in die Achselhöhle. Den Rock, den ich ihm ausgezogen hatte, – (das Hemd schob er sich selbst in die Höhe), hielt ich in der Hand, so verwirrt war ich, er mußte mir ihn abnehmen. »Wenn ich es nur schon genau wüßte!« seufzte er. »Es ist unbedingt nichts! Nein!« sagte ich, und führte ihn sacht an sein Bett, der linken von den zwei Lagerstätten.

Ich dachte jetzt daran, daß ich ihn vor vielen Jahren als Kind im Bett besucht und mich zwischen ihn und sie gelegt hatte, und daß er mir in seiner Güte sein warmes weiches Kopfkissen geliehen hatte. Ich wollte jetzt eine Kerze anzünden, er hielt aber meine Hand fest. Offenbar hatte er Angst, sie könne ihn blenden, und es schien mir, als seien seine Augen etwas gerötet und die Lider geschwollen. Ich nahm ihm das Thermometer vorsichtig aus der Achselhöhle, es war feucht und es duftete nach ihm, wie einst das Kissen. Es fühlte sich furchtbar heiß an, es brannte mir förmlich in der Hand. »Wie ist es?« fragte er. »Gut, sehr gut!« stammelte ich. Ich ging auf den Zehenspitzen zur Tür, öffnete einen Spalt und drehte das Thermometer so lange, bis ich die silberne winzige Säule erkannte. Es zeigte nur 37 Grad. Wie selig atmete ich auf! Meine Mutter und Anninka saßen schon bei Tisch, die Servietten um den Hals wie immer, während wir, er und ich, die unseren stets im Schöße liegen hatten. Sie hatten die Suppenlöffel in der Hand, aßen aber noch nicht, sondern blickten mit großer Angst beide auf mich. Ich war so glücklich, daß ich, das Thermometer noch in der fest geschlossenen Faust, meiner Mutter um den Hals fiel und meiner schönen Schwester einen Kuß auf die feste, wie ein Apfel gesunde und rote Wange drückte. Aber ich erzählte ihnen nichts,

weder von meiner Angst, noch von meiner Beruhigung jetzt, und lief sofort zu meinem Vater zurück, um ihm die gute Nachricht zu bringen. Ich traf ihn aber schon im Schlafe. Er hatte noch sein Taghemd an, das Nachthemd, die Ärmel ausgebreitet, lag auf dem Bettvorleger. Seine kleine Hand schimmerte weich auf der sandfarbenen Hemdbrust. Die Füße trugen noch die Schuhe mit allem Staub, er hatte sie aber über den Rand des Bettes herausgestreckt, so lag er friedlich da. Aber seine Atemzüge waren anders als sonst, tiefer, schwerer ... Mir war, als liefе ihm eine Art Schauer durch den ganzen Körper. Ich kniete auf dem Bettvorleger nieder, um ihm die Schuhe abzustreifen. Er erwachte und warf sich auf die andere Seite. Er ließ mich aber gewähren. Ich zog ihn aus, und auch mich durchlief ein ungewohnter Schauer, wenn ich die weiche, feuchte, kühle Haut seines Rückens streifte, aber ich mußte ihn ja berühren, um ihn zu entkleiden. Meine Mutter stand in der geöffneten Tür und sah mir zu. Sie hatte die Lampe im Speisezimmer ausgelöscht, aber ich sah das Tischtuch und auch die Bestecke weiß und silbrig schimmern. Mein Teller war gefüllt. Durch die offenen Fenster kam ein aromatischer Hauch von den Bäumen unten auf der Straße. Ich trat zu dem Bett und legte ihm die leichte seidene Steppdecke über und strich sie glatt über seinen Körper, nur mit den Fingerspitzen, um ihn ja nicht zu wecken. Meine Mutter war verschwunden, ich hörte die Tür zur Küche gehen, und ein leises Murmeln ließ mich erraten, daß sie sich mit der allezeit getreuen Magd beriet.

Ich trat zum Fenster. Im Halbdunkel schimmerte seine alte geschnitzte hölzerne Kassetten auf dem Tischchen zwischen den Fenstern, sie hatte für mich immer etwas von den *Geheimnissen* an sich gehabt, denn mein Vater offenbarte mir den Inhalt nie, und wenn er die Kassetten unter den Arm nahm und sich in einen anderen Raum zurückzog, hatte seine Miene etwas Verlorenes, etwas Freudiges, das aber ihm allein zugehörte und in das er mich nicht einweihen wollte. Aber dies lag nur an meiner Jugend. Er sagte oft, ich sei zu jung, manchmal sagte er auch, – (ein Irrtum,

aber wer hätte ihn Lügen strafen sollen?) ich sei zu streng. Wie konnte ich ihm gegenüber streng sein, dessen Liebe mich überglücklich machte, vom ersten Tag in aller Sorglosigkeit bis zum heutigen Abend, der halb Sorge und halb Beruhigung war! Ich beugte mich hinaus und hörte das Gesims knistern unter den Knöpfen meiner Jacke. Das Gefäß des Himmels war jetzt gefüllt, der Himmel war tief, veilchenblau, die ersten Sterne kamen hervor und sie leuchteten mir gut zu, auch der, der seinen Namen trug. Voller Trost. Es war ja der Himmel über uns allen. Ich wußte nicht, wie mir war. Beten konnte ich nicht. Ich wartete. Meine Mutter kam, sie war in Sorge – um mich, weil ich nichts gegessen hatte. Ich tat ihr den Willen, wenn es mir auch schwer fiel.

12.

Ich hatte mich getäuscht. Meine Mutter hatte die gleiche schwere Vorahnung wie ich. Ich hatte am nächsten Tage – es war kurz vor der mündlichen Reifeprüfung – schulfrei. Mein Vater hatte sich zum Frühstück gezwungen, er wollte sogar ins Geschäft, aber er hatte die Kraft nicht mehr. Mit dem Hute auf dem Kopf kam er aus dem Vorzimmer zurück und setzte sich leise stöhnend auf seinen Stuhl. Von meiner Mutter ließ er sich ins Schlafzimmer führen. Sie kam bald heraus zu mir, sie zog mich auf einen kleinen lichtlosen Balkon, der Klopfbalkon genannt wurde, weil früher die Teppiche hier ausgeklopft wurden. Er ging auf einen quadratischen Lichthof. Jetzt stand eine große Kohlenkiste hier, die Kohle war unter alten braunen Säcken verborgen. Meine Mutter sprach sofort das furchtbare Wort Pocken aus. Ich versuchte ihr den Mund mit meiner Hand zu schließen, aber ihre Worte gingen mit ihrem stoßweisen Atmen zwischen meinen Fingern weiter. Ich mußte ihr zuhören.

Sie sagte, mir zuliebe das Schreckenswort mildernd, sie habe nur einen Verdacht auf eine fiebrige Krankheit. Aber bei dem geringsten Verdacht müsse sie in unser aller Interesse, »und besonders seinetwegen« den Vater ins Krankenhaus bringen. Sie wollte sich mit ihm dort in die Seuchenbaracke einsperren lassen.

Inzwischen sollten wir Geschwister unbedingt aus dem Haus. Sie griff sich ans Herz, als sie das sagte. Aber sie faßte eigentlich tiefer, an ihren Leib, der an diesem Tag etwas vorstand. Sie bemerkte meinen Blick, errötete (grundlos, denn ich hatte noch keine Ahnung) und zog die Schürze aus schwarzem Lüster, an deren Bande ihre vielen Schlüssel, hell vernickelt, glänzten, zurecht. Sie strich mir, was sie sonst nur selten tat, mit ihrer etwas harten, abgearbeiteten Hand über den Kopf und sagte mir flüsternd, als könne er es hören: »Marthy habe ich um den Arzt geschickt. Anninka kommt mittags nicht mehr zum Essen. Noch glaube ich es nicht, aber ich lasse das Kind von den grauen Schwestern abholen. Ich habe es ihr schon beim Frühstück gesagt.« (Ich entsann mich, daß sie mit meiner Schwester sehr zum Ärger meines Vaters heimlich getuschelt hatte.) »Versprichst du mir, daß du mir gehorchst? Auch er braucht es so. Du mußt in den nächsten Tagen deine Ruhe haben. Du mußt übermorgen zur Prüfung antreten. Du darfst das Jahr nicht verlieren. Sobald ich kann, holen wir dich zurück. Also, dies ist vonnöten! Also höre: Ich habe dir die nötigen Sachen und die Bücher, die du vielleicht noch einmal vor dem Examen brauchst, in einen seiner Koffer gepackt. Du sagst ihm jetzt kurz adieu, sprichst aber nicht davon, daß du ins Hotel ziehen sollst. Kannst du das? Versprichst du mir das?« Ich sah sie fragend an. Sie mißverstand meinen Blick, zog aus dem Täschchen der Schürze eine ziemlich verknüllte Banknote hervor und gab sie mir. Dann gingen wir in den Korridor, der an den Klopfbalkon sich anschließt. In dem düsteren Korridor stolperte ich schon über den Koffer. Bei dem Geräusch kam mein Vater hervor. Sein Gesicht schimmerte eher grünlich als weiß, und seine Augen funkelten so wie damals, als er so zornig gewesen war. Er zog mich in das Schlafzimmer und sagte mir mit einer Art Keuchen, ich dürfe ihn doch nicht jetzt verlassen. Ich schüttelte den Kopf. »Sie will mich ins Krankenhaus bringen«, keuchte er, »aber ich will nicht.« Ich führte ihn zurück zu dem mit schwarzen Roßhaargeflecht bezogenen Diwan, auf dem ein weißes, ziemlich zerknülltes Kissen lag, und wollte, daß er sich hinlege, aber er sträubte sich. Vielleicht

ahnte er, er würde sich nicht mehr erheben ... Nun klingelte es. Meine Mutter war an der Entréetür und wir hörten sie mit jemandem sprechen – offenbar war es der Arzt. Mein Vater horchte auf ... Nun riß er sein Notizbuch aus der Tasche und kritzelte in höchster Eile einige Zeilen auf den Zettel, faltete das Papier so zusammen, daß man den Inhalt nicht lesen mußte und schrieb auf die Vorderseite eine Adresse. Er erklärte es mir alles ganz kurz. Er hatte Atemnot. Ein Schüttelfrost begann. Aber selbst jetzt war in seinen blanken blauen Augen immer noch die bezaubernde Mischung von Übermut und Kleinmut, man konnte ihm auf keine Weise widerstehen. Und wozu hätte man ihm widerstehen sollen? Man mußte ihn ja lieben, und ihn sehr lieben macht glücklich! »Hier«, flüsterte er und versuchte zu lächeln, was ihm auch gelang, »mach' einmal im Leben den Postillon d'amour. Du trägst den Brief hin. Du kennst sie, du hast sie unlängst begrüßt, du hast ihr furchtbar gefallen. Um die Zeit ist der Oberstleutnant in der Kaserne, du triffst sie allein. Wenn nicht, erwarte sie vor dem Haus, bis sie kommt. Sie kommt sicher. Solange erwarte ich dich hier. Ich verlasse das Haus hier nicht. Ich muß nämlich nicht. Es besteht Gott sei Dank noch kein Gesetz, das einen dazu zwingt. Ich bin gar nicht so sehr krank. Man kann mich auch hier ganz anders, viel besser, pflegen als dort. Ich hasse geistliche Krankenschwestern, diese weißen Eulen, du und deine Mutter werdet mich herausreißen, so elend es mir auch jetzt ist!« (Er merkte den Widerspruch nicht.)

Der Arzt pochte kräftig an der Tür. Ich öffnete. Meine Mutter trat mit ihm ein, einem älteren, etwas unfreundlichen Menschen, der eine kleine Ledertasche trug und der den Blick auf den Boden gesenkt hielt, bis er ihn unerwartet auf meinen Vater losschoß, der ängstlich und zitternd auf dem schwarzen Diwan in sich zusammengesunken war und ihm die zitternde Hand reichte. Der Arzt nahm sie nicht, sondern faßte nur das Handgelenk mit zwei Fingern, um den Puls zu prüfen. Die Uhr zog er nicht. Er flüsterte unhörbar die Zahlen vor sich hin. Bei sechzehn, siebzehn verließen

meine Mutter und ich das Zimmer. Mein Vater hatte nicht nach uns beiden gesehen, er hatte seinen Blick wie ein Ertrinkender an das Rettungsboot, an das Gesicht des nüchternen, streng riechenden, alten Arztes geklammert.

Meine Mutter gab mir den Koffer in die Hand. »Mach schnell! Nur schnell! Geh mit Gott«, sagte sie. »Ich werde dir fast täglich Nachricht geben. Du sollst im Hotel Weißer Löwe wohnen. Nimm ein ruhiges Zimmer, auf den Hof. Spare nicht! Du kannst auf dem Zimmer essen, wenn du vielleicht Scheu hast, ins Restaurant hinunter essen zu gehen. Bleibe jedenfalls heute den ganzen Tag zu Hause. Ich kann mich ja irren. Gott dürfte es nicht zulassen. Er ist doch auch geimpft. Du hast mir ja dein Wort darauf gegeben. Habe ich dir das Geld schon gegeben? Spare, aber das Notwendige mußt du immer haben. Lauf jetzt! Woran denkst du noch? Gut! Ich baue auf dich!« Ich machte Anstalten, noch einmal zu meinem Vater hineinzugehen, wie um von ihm Abschied zu nehmen. Aber meine Mutter hielt mich mit einer überraschenden Kraft ab. »Laß ihn, laß ihn doch!« – Ich umarmte meine Mutter, sie küßte mich auf den Mund, ihr Gesicht aber blieb nüchtern, starr, bei aller ihrer Schönheit und aller ihrer Erregung, ihr Leib war hart wie eine Kugel aus Stein, wenn sie sich an mich preßte. Der Arzt öffnete jetzt die Tür und winkte meiner Mutter. Sie sah mich, wie ich an der Türe stand, die Klinke in der einen Hand, in der anderen den leichten Koffer, mit ihren kurzsichtigen Augen an, als wolle sie sich festklammern an mir. Ich schüttelte den Kopf. Ebensogut hätte ich nicken können. Ich verstand sie eigentlich nicht. Ich wollte auf keinen Fall, daß sie mich verstünde, denn dann hätte sie mich an meinem Plan hindern können. Jetzt sah sie ein, daß ich nichts mehr sagen wollte, sie wartete nicht ab, bis ich die halboffene Tür hinter mir geschlossen hatte, denn sie wußte, daß er sie jetzt wieder brauchte. Sie lächelte mir daher nur leise und undeutlich zu, senkte den Kopf und stieß mit dem Knie die Tür in das Speisezimmer auf. Ich hörte, wie sie dann die Tür in das Schlafzimmer öffnete und erhaschte noch den Klang seiner Sprache. Ich stand nur noch einen

kleinen Augenblick still, denn das Herz schlug mir so wütend in der Kehle, daß ich keine Kraft hatte, etwas zu tun. Jetzt zwang ich mich zur Ruhe, faßte die Klinke der Wohnungstür fester und schlug die Tür mit einem lauten Knall zu. Sie sollten glauben, ich sei gegangen. Nun schlich ich mich über den Korridor. Den Koffer stellte ich ab. Dann öffnete ich die Tür zum Klopfbalkon. Dort mußte ich mich verstecken. Ich mußte bei ihm bleiben.

13.

Ich hatte viel Mühe, meinen langen Körper in der viel zu kurzen Kiste zu verstecken. – Das Atmen unter den Säcken war schwer, der Schweiß brach mir aus, und ich lag bald wie im Wasser da. Nach einer langen Zeit kamen der Arzt und meine Mutter auf den Korridor hinaus. Sie sprachen ziemlich laut. Der Arzt bestand darauf, daß mein Vater auf die Beobachtungsstation des Seuchenpavillons käme, meine Mutter sträubte sich aber jetzt dagegen. Sie tat dies gegen ihre Überzeugung. – Ich hatte, als ich dies hörte, in meiner Tasche den Liebesbrief meines Vaters an die Offiziersfrau gefaßt und ihn in viele Stücke zerrissen. Ich wollte meine Mutter nicht verraten.

»Aber wie wollen Sie ihn pflegen, in Ihrem Zustand, ein so zartes Frauchen?!« »Nur Geduld, nur Geduld!« sagte meine Mutter sanft wie nie. Aber darauf kam es dem Arzt nicht an. »Ich komme als Amtsarzt zu Ihnen, ich muß Anzeige machen«, sagte er und stieß mit dem Stock auf das Linoleum des Vorzimmers. »Sie können ihn nicht gegen seinen Willen fortschaffen. Sie sind Ihrer Sache auch noch lange nicht sicher. Oder doch?« Mir pochte das Herz bis zum Halse. Zu meiner großen Erleichterung schwieg er darauf. »Es ist noch zu früh!« sagte er dann mürrisch. Selbst dieser trügerische Trost tat mir wohl. – »Meine Kinder habe ich bereits fortgeschickt«, sagte sie. *Meine Kinder*, dachte ich, als ob wir schon Waisen wären! »Nun gut, aber alles auf Ihre Verantwortung!« sagte er brummend. »Was hat zu geschehen?« fragte sie. »Ich komme abends wieder. Es handelt sich auf jeden Fall um eine schwere fieberhafte Infektionskrankheit, es kann auch Scharlach sein.

Abends werden wir weiter sehen.« »Ja, abends«, antwortete meine Mutter mit einer viel helleren Stimme, als hätte auch ihr dieses ›abends werden wir sehen‹ Hoffnung gegeben. Wir klammerten uns an alles, was Trost geben konnte. Ich dachte an mein Abenteuer im Fluß, als mich die Algen gefangen hatten. Christus wird uns nicht verlassen! fühlte ich. Meine ganze Zustimmung, mein volles Vertrauen war bei Gott, es war, als hätte ich mit dem Herrn der Geschicke einen Pakt, einen starken Bund der Gnade geschlossen, der mich und natürlich auch die Meinen schützte. – Die anderen mögen jeder für sich sorgen, dachte ich. Wir aber sind behütet, wir sind geschützt! – Ich hatte eben noch kein Unglück erlebt. Der Arzt öffnete die Tür nach der Treppe, infolgedessen drang der Schall seiner und ihrer Worte nicht mehr so deutlich zu mir. Ich hörte nur ihre Abschiedsworte: »Verlassen Sie sich auf mich. Es betritt kein Mensch mehr die Wohnung.« »Schwören Sie?« fragte er in seinem plumpen Humor. Meine Mutter wird gar nicht darauf geantwortet haben. Er trabte die Treppe herab, mit seinem Stock an den Eisenstäben des Gitters klirrend. Meine Mutter ging in das Schlafzimmer zu *ihm*, und kam erst nach einer langen Zeit heraus. Ich hörte es gerade klingeln, meine Mutter sprach durch ein kleines, in Messing gefaßtes, verglastes Loch, das in der Türfüllung war, mit Marthy, sie trug ihr auf, Eis und verschiedene Lebensmittel, Milch, Wein, Früchte zu besorgen. Sie suchte jetzt offenbar nach Geld, um es dem Mädchen durch diese kleine Öffnung herauszureichen, und da sie mit ihren schwachen Augen im düsteren Korridor die Münzen und Banknoten schlecht unterscheiden konnte, machte sie Licht. Dabei muß ihr Blick meinen Koffer getroffen haben. Sie schrie leise auf, faßte sich aber und gab der Magd das Geld. Dann schloß sie sehr zart die Tür in den Korridor ab, und rief mich beim Namen. Ich antwortete nicht. Jetzt ging sie in das Kinderzimmer, in den Salon, unaufhörlich meinen Namen rufend. Ich konnte es nicht ertragen. Ich kletterte (mit fast fühllosen, wie gefrorenen Gliedmaßen) mühselig aus der Kiste, kam leise hinter ihr her und rief sie an. Sie wandte sich entsetzt um. – »Wie siehst du aus, Bürschlein!« sagte

sie nach einer Weile und in ihrer Stimme war selbst jetzt ein belehrender, kühler, spöttischer Ton. Aber es war nur Schein, sie war nicht mehr ihrer selbst sicher. Sie war es jetzt, die mich an der Hand faßte und sagte: »Gut! Gut! Du gehst also nicht?!« Ich schüttelte den Kopf. »Abends kommt er wieder«, sagte sie zu mir, während sie mich zum Waschtisch begleitete, wo ich mir die Kohlenspuren gründlich abwusch. »Vielleicht geht wenigstens dieser Kelch an uns vorüber!« Wir traten ins Krankenzimmer, mein Vater saß mit düsterrotem Kopf aufrecht im Bett, hinter seinem Kreuz viele Kissen ... Es läutete jetzt wieder, meine Mutter ging öffnen. Er winkte mich eiligst zu sich, schwankend hielt er sich am Bettrand fest. Er flüsterte mir mit seinem heißen Atem ins Ohr: »Warst du schon dort?« Ich erschrak. Ich hatte ganz vergessen, daß ich eine Lüge erfinden müsse, daß ich ihm eine unwahre Geschichte über seine Geliebte erzählen müsse, daß er aber nach seiner Genesung diese Lüge erfahren und mir *immer* deswegen zürnen würde. Trotzdem mußte ich augenblicklich lügen, gut oder schlecht! »Natürlich!« sagte ich. »Und? –« fragte er. »Sprich doch! Schnell!« Zum Glück rief mich jetzt meine Mutter zu sich. Die Magd hatte Eis gebracht, aber nur in einem großen würfelförmigen Stück, ich mußte das Eis in eine Serviette packen und mit einem Hammer klein machen. Inzwischen mußte ich mir eine Lüge ausdenken, konnte es aber nicht. Man rief nach mir. Ich kam mit dem Eisbeutel, legte ihn meinem Vater auf den Kopf, aber er fiel herab, weil mein Vater aufrecht saß. Lag er aber, schienen ihm die Kreuzschmerzen eine furchtbare Plage zu verursachen. Deshalb ließ ich ihn halbaufrecht sitzen und hielt den Eisbeutel in meiner Hand fest. Als meine Mutter wieder das Zimmer verlassen hatte, flüsterte ich ihm geheimnisvoll zu: »Alles geht gut, sie grüßt dich, sie läßt dir danken.« »Danken?« fragte er und schüttelte den Kopf, so daß der Eisbeutel mit einem eigenartigen dumpfen Klirren herabfiel, »das ist doch nicht alles?« – »Wir konnten natürlich nicht besonders lange miteinander reden«, log ich, »aber ich habe ein Wiedersehen für morgen besprochen, sie wird dir aber zuversichtlich vorher noch schreiben, ja, nicht wahr?« »Aber sie

gibt doch Geschriebenes sonst nie aus der Hand!« sagte er erstaunt. Ich schwieg bestürzt. »So hebe doch den Eisbeutel wieder auf!« setzte er fort, »es ist zwar unnütz, aber wenn ihr mich schon damit plagt ...« Er sprach nicht weiter, er seufzte tief. Mir lag es wie ein Stein auf der Brust. Ich sah, er strengte sich an, an mich noch eine Frage zu stellen, vielleicht nach ihrem Aussehen, ihrer Schönheit, nach ihrem Anteilnehmen, ihrer Sehnsucht, ihrem Mitleid, ich weiß es nicht. – Er sah mich sonderbar an, aber eher fröhlich und mutig als traurig und verzagt, und sagte: »Wenn ich aber *vorher* sterben sollte?« Nie hatte er sonst dieses fürchterliche, knarrende Wort Sterben in den Mund genommen. Wollte er jetzt das Schicksal dadurch beschwören, daß er es mutig und gefaßt wie ein Mann zum Manne, aussprach, das Unheilswort?

Meine Mutter gestand mir vor dem Schlafengehen, als wir den Kranken auf seinen Wunsch etwas allein gelassen hatten, daß sie sehr froh sei, daß ich ihr zur Seite stünde. Sie hätte es mir nicht zuzumuten gewagt, bei ihr zu bleiben und vielleicht den Termin meiner Reifeprüfung zu versäumen und ›ein Jahr zu opfern«. Sie werde mir meine Güte nie vergessen. Ich schämte mich. In meiner Tasche knisterten die Fetzen des Briefes meines Vaters an seine Geliebte. Ich hatte nicht das Herz gehabt, sie fortzuwerfen. Fast hätte ich aus Beschämung geweint. Ich weinte aber stets sehr schwer. – Der Arzt hatte seine Diagnose noch immer nicht stellen können. Mein Vater hatte natürlich nichts von der Begegnung mit der hübschen Ruthenin und ihrem Kind erzählt, und ich war froh, daß mich niemand, fragte. Das Fieber war nicht besonders hoch. Gegessen hatte mein Vater nichts. Er war furchtbar unruhig. Meine Mutter schrieb diese Unruhe der Krankheit zu, – (wir drei schlossen in dieser Nacht kein Auge), ich aber fürchtete, daß er sich Gedanken machte, wie der angekündigte Brief seiner Geliebten morgen in seine Hände kommen könne, ohne daß meine Mutter ihn sah. Ich atmete am nächsten Morgen auf, als die Briefe kamen, zum Glück nur Geschäftsbriefe, Mahnungen, Bankbestätigungen, Kostenanschläge. »Was für Arbeit, was für

Plage«, lächelte er, »und dazu das, was in der Kanzlei ...?« Das letzte Wort sprach er nicht mehr aus, er war schon zu müde dazu. Es war mir furchtbar zu hören, wie er einen Satz noch mit seiner alten Kraft begann und wie ihm so schnell das bißchen Kraft ausging. Und gestern hatte er sich noch zugemutet, ins Büro zu gehen.

Er zeigte mir unter der Hand seinen neuen Brief an seine Geliebte. – »Er ist noch nicht fertig«, flüsterte er, »ich habe eben jetzt ...« Wahrscheinlich wollte er den Befund des Arztes abwarten, von dem viel abhing. Denn er hatte inzwischen erfahren, daß wir, meine Mutter und ich, das Versprechen abgegeben hatten, das Haus vorläufig nicht zu verlassen und es wie eine Quarantänestation zu betrachten. Wir mußten dies schon des Arztes wegen tun, der ihm und meiner Mutter nachgegeben hatte, obwohl die amtlichen Vorschriften streng waren. »Warte nur, warte«, flüsterte er und sank in die Kissen zurück, denn heute war ihm die halbsitzende Stellung von gestern schon unmöglich.

»Alles stimmt! Variola vera. Ein normaler Fall«, sagte der Arzt am Abend, »genau nach dem Nothnagel.«

Ich wußte nicht, was Nothnagel war, aber meine Eltern wußten es, es war der Name eines berühmten Wiener Professors, der ein wissenschaftliches Buch über solche Krankheiten geschrieben hatte. Der Arzt erklärte mir dies und fügte, das Wort in seinen Schnurrbart hineinmurmeln hinzu: »Pocken, ein klassischer Fall.« Mein Vater erschrak. Meine Mutter fragte den Arzt, ob man noch einen anderen Arzt zuziehen solle. »Einen? Drei!« antwortete dieser sarkastisch. Wir alle zwangen uns zu einer Art verzerrten Lächelns, vielleicht hatte der Arzt dies beabsichtigt, er wollte uns Vertrauen einflößen und uns die schreckliche Angst etwas erleichtern. – »Und was ist jetzt vonnöten?« fragte meine Mutter mit mühsam beherrschter Stimme, meinem Vater durch das immer noch dichte, jetzt vom Schweiß feuchte, etwas gedunkelte Haar fahrend. Er wandte aber den Kopf blitzartig schnell weg von ihr, wahrscheinlich schmerzte ihn diese doch so

gut gemeinte Berührung. – »Viel ist nicht zu tun«, sagte der Arzt ernst, »die Natur hilft sich. Eis auf den Kopf, Bäder von 20 Grad Celsius, so oft er es aushält ...« »Aber mein Kreuz?« stöhnte mein armer Vater. »Sein Kreuz muß man auf sich nehmen«, antwortete der Arzt mit seinem ordinären Witz. »Aber wenigstens ein heißer Umschlag, eine Senfpackung?« schlug meine Mutter vor. »Alles gut, aber am besten gar nichts! Reizen wir die Haut möglichst wenig, sie wird ohnedies genugsam heimgesucht werden. Und halten Sie sich im Dunkeln, keine Sonne, kein Licht!« ... Mein Vater wollte etwas einwenden, aber der Arzt war in Eile, er winkte uns allen zu, so freundlich der Murrkopf nur konnte, und ging. – Mein Vater ließ sich nur widerwillig von uns ins Bad tragen. Vielleicht schämte er sich vor uns. Dabei war aber sein Körper wie aus Alabaster, schlank, weiß und glatt, voll Kraft. Solch ein Mensch konnte noch nicht sterben. Aber er war viel schwächer, als wir gedacht hatten, und ich hielt ihm während der ganzen Zeit den Kopf im Bade aufrecht. Dann rief uns meine Mutter, und ich trug ihn auf meinen Armen, heiß und zitternd, wie er war, in das Bett zurück, das meine Mutter inzwischen besorgt hatte. »Keine Falte! Keine!« sagte sie uns, als erwarte sie eine gute Note für ihre Geschicklichkeit und ihren guten Willen. Das wußte doch jeder lange schon. Auch die zwei Fenster waren bereits geschlossen und die Rolläden herabgelassen. – »Oh, nein!« sagte mein Vater, sich mühsam im Bett erwärmend, »bitte nein!« Wie funkelten seine Augen! »Muß sein«, sagte meine Mutter. »Du hast es selbst gehört.« »Ich will aber nicht! Ich muß Licht haben. Die Finsternis ertrage ich nicht.« Dabei war es noch nicht ganz finster, denn ich konnte sehr gut den Ausdruck seines Gesichtes wahrnehmen, das etwas Verzweifelt und Heißhungriges zu gleicher Zeit an sich hatte. Meine Mutter wollte ihn nicht anstrengen und gab nach. Mein Vater atmete erleichtert auf und auch sein Gesicht verwandelte sich, es zeigte jetzt eine Art Vorfreude, ähnlich der, die er bei unseren Ausflügen gehabt hatte, bei denen er vorzeitig heim wollte. Ich ahnte jetzt den Grund, er wollte den bewußten Brief zu Ende schreiben. Aber warum sah ihn meine ahnungslose

Mutter so ernst an? Seine Augen funkelten von neuem in unbegreiflichem Glanz, als er sagte: »So und nicht anders mußt du damals dreingesehen haben, als du deinen Schülerinnen mit dem Lineal, nein, mit dem Zeigestäbchen die Fingerknöchel blutig geschlagen hast.« Meine Mutter wurde rot. Sie schämte sich vor mir.

Meinem Vater standen jetzt viele Schweißperlen auf dem Gesicht, denn durch das Fenster kam außer dem holden Licht auch schwüle Juli-Hitze. Ich riß mein noch ungebrauchtes Taschentuch heraus und trocknete ihm damit die Stirn ab. Er sah mich dankbar an. Leider waren in der gleichen Tasche die Fetzen seines Briefes gewesen und einige davon waren jetzt auf die Erde geflattert. Ich bemerkte sie viel zu spät. Mein Vater hatte sie schon längst gesehen – und wiedererkannt. Auch meine Mutter hatte sie gesehen. Einige lagen da, mit der beschriebenen Seite nach unten, aber die meisten mit der Schrift nach oben. Ich bückte mich und sammelte sie ein. Ich wagte meinem Vater nicht ins Gesicht zu sehen. Er setzte mehrmals zum Sprechen an. Sie schwieg jetzt. Ich sah ihn an, mit unendlicher Liebe. Ich hatte ihn nicht mit Willen verraten. Er schüttelte den Kopf und wandte sich ab, zur Wand.

14.

Ich bereute jetzt meine unselige Eingebung, bei ihm geblieben zu sein. Statt ihm zu helfen, hatte ich ihm Leiden verursacht. Wie sollte er mir später verzeihen? Konnte er verstehen, – (was doch eine unbarmherzig logische Tatsache war!), daß ich hatte wählen müssen zwischen dem Hierbleiben in der Wohnung und der Ausführung seines Auftrages? Ich kam zu ihm, ich berührte tastend den Ärmel seines Nachthemdes. Er lag mit dem Kopf zur Wand, die Augen geschlossen. Ich erklärte ihm alles, ich bat ihn, den zweiten Brief zu Ende zu schreiben, den ich zu ihr tragen wollte, koste es was es wolle. Als ich nicht aufhörte zu sprechen, hielt er sich die Ohren zu. Oder faßte er sich nur an die Schläfen, von seinen Schmerzen gepeinigt? Sein Blick heftete sich endlich an mich und sprach deutlich: » *Einmal!* Einmal habe ich

einen Wunsch ausgesprochen!« (Sonst tat er es niemals, ich las ihm ja jeden Wunsch an den Augen ab, und was hatte er schon bis jetzt verlangen können von mir?), und dieses erste und einzigmal hast du versagt, deinen Beteuerungen zu Trotz, als falscher, treuloser Mensch hast du zuerst ohne Widerspruch den Auftrag angenommen, hast dir meinen Dank gefallen lassen usw. Ich ließ ihn also allein. Es war klar, er wollte mich *vorläufig* nicht bei sich. Ich suchte meine Mutter, fand sie über den Küchentisch gebückt und als sie aufblickte, lag in ihren von jeher etwas kühlen, hellen Augen alles – nur keine Liebe mehr für mich. Sie sah es als erwiesen an, daß ich zwischen ihm und der Geliebten Kupplerdienste verrichtete. Als ich mich entschuldigen wollte, wehrte sie kalt ab, sie wollte diesen meinen Verrat mit ›Schweigen strafen‹, und dies tat sie, solange sie es konnte. Ich wagte mich an diesem Tag bis zum Abend nicht mehr in das Krankenzimmer. Nachts dachte ich über alles nach. Konnte ich mir eine Schuld geben? War meine Schuld nicht ebenso Gottes Wille wie der Ausbruch der Krankheit? Aber ich? Ich war Gott gegenüber wehrlos. Wenn aber nicht Gott mir all dies ›beschert‹ hatte, sondern wenn es nichts als ein Streich der blinden *Natur* gewesen war, ein Streichlein, auch Zufall genannt? Von der Natur war alles natürlich, auch dies, Pocken, Schmerz und Leid. Vor ihrem Angesicht gab es keine Gerechtigkeit, weder Strafe noch Schuld –, aber von Gott war es nicht göttlich. Und waren Gott und Natur vielleicht *eins*! Ich wußte wohl, es gab ein sich in alles Fügen, es gab Demut und Zerknirschung, es hieß: Beuge dich! Zweifle nicht, fürchte nicht, sondern liebe Gott, deinen Vater im Himmel und auf Erden! Hoffe, verliere dich, gib dich *ihm* hin! Wie? Aber wie? Ich hätte eine schwere Buße auf mich genommen, wie liebend gerne! Ich hätte die Folge meiner Sünden getragen, ich hätte dem Himmel ein Opfer bringen können, aber wie? Nur durch Verzichten! Aber verzichten auf wen? Verzichten auf was? Doch nur auf *ihn*?! Ihm zuliebe mußte ich mich auf immer trennen von ihm! Schließlich, in den Morgenstunden, kam ich zum Entschluß, mich und mein künftiges Glück in Beruf, Liebe und Familie, wie ich es mir damals

vorstellte, zu opfern, wenn mein Vater mir meinen Treubruch verzieh und wenn er bald gesund würde ... Das war aber vielleicht nicht genug, angesichts seiner Bitterkeit und seines schweren Leidens! Ich setzte mich als Gegenwert. Der Gedanke an – Selbstmord war mir als lebensfrohem sorglosem jungen Menschen schrecklich, abscheulich, grauenhaft. Sich töten, wo man doch nichts anderes kann und will als leben! Dennoch versuchte ich, mit aller Gewalt mit meinem Leben abzuschließen und nun handelte es sich mir darum eine Methode zu ergründen, so aus dem Leben zu gehen, daß niemand es ahnte, und daß vor allem er nie auf den Gedanken kam, daß er die Ursache meines frühen Endes wäre. Ich glaubte, nun würde ich einschlafen können, aber ein ewiges *Warum* ließ mich noch lange nicht zur Ruhe kommen.

Du willst, sagte ich mir, daß dein Vater dir verzeiht, daß du seinen Liebesbrief nicht bestellt hast. Du willst, daß er gesund wird. Wenn du nun stirbst, ist ihm dadurch geholfen? Ist der Brief dann bestellt? Ist das Fieber gesunken, der Ausschlag gewichen? Wird er, der verheiratete Mann, von der jungen Frau nach seiner Genesung und nach meinem Tode mehr geliebt sein? Und wenn es so wird, wenn sie einig werden, wird er die Kraft finden, sich von uns, also dann von meiner Mutter und meiner Schwester, loszumachen und sich ganz jener Frau hinzugeben? Was wird aus uns? Kann das sein? Das Leben meiner Mutter ist zerstört, die Familie der Frau, ihre Kinder ... Was wird aus ihnen? Wo bleibt dann sein Glück? Ist dies nicht wieder ein Fallstrick des Satans?

Ich konnte es nicht mehr im Bett aushalten, ich trat an das Fenster und sah in der mondlosen, klaren Nacht, in die schon der erste Hauch eines neuen, kühlen, schönen Morgens heranschwebte von den Hügeln am Horizont, die Sterne und vor allem den, den ich zum Träger des Lebens meines Vaters gemacht hatte. Was bist du gegen diese Sterne, du winziger Gymnasiast und Vaterssohn, und was sind sie dir? fragte ich mich. Aber ich war doch von meiner Existenz, und sei sie noch so winzig, bis in meine letzten Fasern so tief ergriffen, daß ich mich als ein Etwas, als ein

überlebendes Atom, als ein unzerstörbares, *Freudiges, Unsterbliches*, als eine Spur mehr als das Nichts empfand! Und endlich kam dadurch etwas wie die Demut des Christen über mich. Ich glaubte. Weil ich glaubte, fühlte ich mich leben. Ich glaubte an *ihn*. Ich atmete tief auf und begann auf das Leben zu hoffen! (Wir werden vielleicht nicht ewig leben, aber morgen werden wir beide bestimmt leben!) Ich begann sogar, mich mit mutiger, männlicher Neugier und Spannung auf den nächsten Tag zu freuen, – als ein wahrhaft mephistophelischer Gedanke mich durchzuckte: Was dann, was aber dann, wenn das alles, endend mit dem Brief und angefangen mit seiner pestartigen Krankheit, nur ausersonnen ist, *dich* zu prüfen, um dich zu demütigen, *dich* zu zerbrechen, und *dich* zu einem besseren Christen zu machen?! Alles du! Nichts er! Daß mein Vater das Mittel zum Zweck der Brechung meines Stolzes und meines Übermutes sein sollte – –! Und dazu seine Krankheit, dazu sein Sich-nach-der-Wand-Hinwerfen, – dazu seine Schmerzen in Kreuz und Kopf, dazu sein Fieber und seine Schwären und gräßlichen Leiden alle, und seine Gefahr und sein – Tod?

Gott kann nicht leiden und der Mensch soll es nicht! Er soll es nicht! Und doch leidet er, sicherlich tausendmal mehr als ich?! Daß ich an *ihm* lernen sollte, wie es mit den Geheimnissen stand und mit dem Geliebtwerden, das durchwühlte mich so, daß ich mit den Zähnen knirschte, daß ich wie ein Irrer den Kopf gegen die Eisenstäbe schlug, die noch aus den Kinderjahren, den längst vergangenen, vor dem Fenster befestigt waren, und daß ich wie blind an meiner starr dahockenden Mutter vorbei zu dem Bett meines Vaters hinstürzte, der beim gedämpften Licht zweier Kerzen mit halb offenen, krankhaft brennenden Augen, halbnackt in seinem von Schweiß völlig getränkten Hemd, zuckend mit den Händen vor sich hinstarrte, ebenfalls mit den Zähnen knirschend, ohne mich zu erkennen ...

15.

Mein armer Vater mußte furchtbar leiden. Der Arzt sah es, er mußte es von Berufs wegen verstehen. Er fand alles ›natürlich, höchst normal, ein einfacher Fall«. Die Lebensgefahr schätzte er nicht hoch ein, wollte aber auch keine Bürgschaft für einen glücklichen Ausgang geben. Nun sollte doch Gott den Ausgang in der Hand haben, nun, wie es *ihm* gefällt dort oben, sagte er, meinem Vater auf die Schulter tätschelnd, als betrachte er ihn als ein Kind. Ich überließ meiner Mutter oft nun deshalb die Pflege, um ein Gebet zu versuchen. Es wollte mir nicht gelingen. *Vater unser*. Ich wollte gerade jetzt nicht an den Vater erinnert sein, ich wollte meinen leiblichen, gequälten, am ganzen Leibe von roten, eitrigen, schmerzhaften Schwären bedeckten Vater nicht mit dem ruhigen, tiefen, seligen Himmel in Verbindung bringen. – Ich hatte nachher den Mut, zu meinem Vater mit einem fast heiteren, jedenfalls aber gefestigten Gesicht zurückzukehren, und ihm offen ins Auge zu sehen, als er nach der zweiten Woche seiner Krankheit wissen wollte, was ihm fehle. Nun war gerade die Krankheit der Pocken vermeidbar. Wir hatten ihn alle vorher gewarnt, angefleht. Ich konnte ihm daher nicht sagen: Du hast jetzt diese und diese Krankheit, sie ist unnötig gewesen, du hast sie dir bei der unnötigen Reise, durch unnötigen Wagemut zugezogen. Er sollte und mußte es erfahren. Aber erst dann, wenn alle Gefahr vorbei war und die nächtlichen Delirien, die uns anfangs so furchtbare Angst gemacht hatten, – (seinen Vater stundenlang mit Gewalt bändigen, vor sich selbst schützen müssen!) vorbeigegangen waren, um nicht mehr wiederzukommen. Am fünfzehnten Tage schien also die größte Gefahr vorbei. Ich sah es an der Miene des Arztes, der bei all seinem mürrischen Wesen doch ein herrlicher Mensch war. Er erlaubte jetzt zum erstenmal, daß wir das bis jetzt geschlossene Fenster weit öffneten und daß wir die trübselig herabgelassenen Rolläden mutig in die Höhe zogen. (Wir hatten vor einer Woche diese Maßnahme gegen den Willen des Kranken durchsetzen müssen. Wir konnten ihm damals nicht gehorchen.)

Mein Vater hatte jetzt wieder begonnen zu sprechen, anfangs bewegte er nur ein wenig die Lippen, aber doch so deutlich, daß wir ihm seine Fragen und Wünsche ablesen konnten, dann begann er ganze Worte zu formen. Er setzte sich im Bett zum erstenmal auf. Jetzt schien ihm die überstandene Gefahr zum Bewußtsein zu kommen, er verlangte in Ruhe und Zuversicht, scheinbar von seinem alten Geist des *Unnütz, Umsonst!* befreit, nach dem Geistlichen zum Empfang der Sakramente und nach dem Notar für sein Testament. Da ich die Angst meines Vaters vor dem Tode kannte, schloß ich aus diesen Zeichen, daß er sich für gerettet hielt. Während der Geistliche mit einem jungen Ministranten bei meinem Vater war und der Notar in meinem Zimmer wartete, – (die Krankheit konnte ihnen nichts anhaben, da sie alle kürzlich nachgeimpft waren), kam auch der Arzt, dem diese Fülle von Menschen zuwider war. Er zeigte eine grämliche Miene und wollte gehen, um am Abend wiederzukommen. Ich begleitete ihn zur Tür, ließ ihn aber nicht gehen, ohne die große Frage an ihn zu richten. Denn noch traute ich dem Schicksal nicht! Er beruhigte mich, als er aber schon auf dem Treppenabsatz war, wandte er sich noch einmal um und sagte: »Sprecht noch nicht zu viel mit ihm, schonet ihr alle sein Herz! Das Herz, das ist der schwache Punkt bei ihm, verstehst du das auch?« Ich lächelte ihm dankbar zu. Ich – und nicht sein Herz schonen! Auch meine Mutter hatte ihre bitteren Gefühle ihm und mir gegenüber längst überwunden. Zwar warf sie mir jetzt die ›Kohlenkiste‹ ebenso vor wie meine Versuche, vor ihren kurzsichtigen Augen die heimlichen Zusammenkünfte meines Vaters in der Stadt zu verbergen, und desgleichen mein Streben, ihr das goldene Kämmchen als mein Eigentum darzustellen, obgleich es nur von *ihr* stammen konnte, aber sie sagte, man könne mir nicht böse sein, man wisse nicht, wie man mir *Nein* sagen solle. Ich küßte ihre magere Hand voll Dankbarkeit.

Jetzt war unser aller Mut so sehr gehoben, daß meine Mutter, die nach dem Fortgehen des Geistlichen mit dem Notar ins Krankenzimmer trat, lächelnd zu dem Vater sagte: »Jetzt willst du

dich wohl um den Friedhof kümmern?!« – wobei sie an das meinem Vater gehörende Grundstück in der Vorstadt dachte, (es gehörte ja nur zum Schein ihr), die künftige Villenkolonie, die stärkste Hoffnung meines Vaters auf künftigen Reichtum und Glanz. Er versuchte zu lachen und schwieg.

An diesem Abend konnte mein Vater zum erstenmal selbständig essen. Bis jetzt hatten wir uns in die Arbeit geteilt, meine Mutter und ich, einer hatte ihn aufgesetzt und ihm den Kopf gehalten, (denn im Liegen verschluckte er sich zu leicht), der andere fütterte ihn. Noch jetzt entsinne ich mich, wie sehr es ihm peinlich gewesen war, wenn meine Mutter mit der Kante des Löffels einen hinabfallenden Tropfen von seiner Unterlippe abnahm. – Wenn ich an der Reihe war, ließ ich alles ruhig auf die Serviette herabtropfen, um ihm nicht das Gefühl seiner völligen Ohnmacht zu geben, das ihn auch bei hohem Fieber bis zum Beginn der Delirien nicht verlassen hatte ... Nun war alles gut! Die Nacht war gut, die Atmung war gut, die Temperatur war gut, nur der Puls war noch nicht ganz ›eisenfest‹, aber wie sollte das anders sein, nach zwei Wochen einer so furchtbaren Krankheit, bei einem immer noch von düsterroten Pusteln und Geschwüren besetzten, geschwollenen Gesicht, und ebenso erkrankten Händen usw. Es war die ganze gepeinigte Haut, auf deren Glätte und Weiße er vielleicht früher stolz gewesen war, und die jetzt nur langsam heilte und sicherlich noch lange Zeit bis zum Vernarben brauchte. Nun hatte mein Vater von seiner Geliebten außer dem goldenen Kamm auch einen in Gold eingefassten Spiegel erhalten. Ich hatte ihn schon am ersten Tage aus seiner Weste genommen und unter meinen Sachen verborgen. Nun richtete mein Vater zum erstenmal wieder klar das Wort an mich. Ich empfand es als ungeheures Glück, daß er mich um etwas *bat*. Ich ahnte nicht, daß alles, was von *ihr* oder ihresgleichen kam, ihm zum Unheil werden mußte. Oder soll ich sagen, alles, was von mir kam, brachte ihm Unheil? Ich gab ihm den Spiegel. Er starrte sein Gesicht an, das einer großen Wunde glich. Es war in Heilung begriffen, die Gefahr für sein teures

Leben war vorbei, aber es schien ihm davor zu grauen, daß er nie wieder seine frühere Schönheit zurückgewinnen würde. Er begann zu zittern, sank stöhnend, stöhnend wie noch nie, in die Kissen zurück, in seinen Händen bewegte er das Spiegelchen im Kreise, er rollte es, als wäre es eine kleine Sonnenscheibe, er preßte es, als wolle er es zerdrücken und ließ es plötzlich fallen, ein verlorenes Lächeln in dem verwüsteten geliebten Gesicht.

Hätte er nur gesprochen! Aber er schwieg. Er tat nichts. Er aß nichts. Vielleicht machte er sich schwächer als er war, solange bis er wirklich zu schwach war, sich aufzuraffen, sich auszusprechen, und die Bitternis und Enttäuschung loszuwerden, die er eben nicht ertragen konnte. *Ich* verstand ihn, ich las in ihm –, genau und klar, bis in sein innerstes liebes Wesen hinein verstand ich ihn –, nur helfen konnte ich nicht. Der Arzt, der bis jetzt immer einen grimmigen Optimismus gezeigt hatte, wurde nun unruhig. Da wir, Mutter und ich, nicht mehr imstande waren, unseren Lieben zum Essen und Trinken zu bewegen, und er jetzt sogar den Champagner, den er früher immer geliebt hatte, traurig an seinen blassen Lippen vorbeirinnen ließ in seinen neu hervorgesprossenen, ergrauenden, harten Bart, setzte der Arzt seinen Stolz hinein, ihn zum Essen, Trinken, ja zum Leben zu zwingen. Er wollte ihn nicht aufgeben! Er konnte es nicht verstehen, daß mein armer Liebling sich selbst aufgab! Er konnte die Kreise und Striche, die Buchstaben alle nicht begreifen, die mein Vater mit unsteten Fingern an die Tapete neben seinem Bett oder auf die flache seidene Steppdecke zeichnete, aber ich konnte es, zu meinem Jammer, zu meiner Verzweiflung, – U. F. S., das waren die Buchstaben dieses Nachmittags, und ich glaubte auch die Worte trotz der Lautlosigkeit, die im Zimmer herrschte, an den stummen Lippen ablesen zu können: *Unter Fremden sterben*, U. F. S.! Viel später habe ich eine viel einfachere Erklärung für diese drei Buchstaben gefunden. Ich verschweige sie aber, ich kann nicht anders.

Jetzt sah ich hilfesuchend meine kluge, immer mutige und starke Mutter an, aber ich konnte ihr dieses für uns alle grauenhafte Bekenntnis nicht anvertrauen, denn es sagte klar, daß wir ihm zur Last waren, und was noch fürchterlicher war für mich, daß er mit dem Sterbebedanken sich vertraut und Abschied von der Welt genommen habe! Wir, ich und sie, seine Frau, hätten ihn halten sollen und können, und vielleicht floh er uns! Konnte es mir ein Trost sein, daß auch seine Geliebte ihn nicht mehr freute, daß er sich nicht mehr nach ihr sehnte, daß sie ihn nicht mehr zurückbeschwören konnte in den alten Zauber des Willens zum Leben, zum Genuß, zur Freude, Hoffnung und zum Glück?! Ich sprach endlich in meiner Verzweiflung mit meiner Mutter, denn es schien mir, als wolle er auch nicht mehr richtig tief atmen. Er hauchte die Luft nur flüchtig vor sich hin.

Wir hatten beide keinen Stolz mehr, kannten keine Eifersucht. Sie kniete sich vor sein Bett hin, sie drückte ihren Kopf an seine Knie, die spitz durch die Bettdecke sich abzeichneten, sie sagte ihm leise, tief errötend, – (nicht er, aber ich konnte es schauernd sehen), sie habe nichts mehr dagegen, sie wolle nicht an mich, nicht an Anninka, nicht an das Ungeborene in ihrem Schoß denken – (sich selbst vergaß sie völlig, und gerade das hatte mich schauern gemacht!), sie wolle ihm – die Freiheit zurückgeben! (Als ob nichts als ein heimliches, unsinniges Verlöbniß zwischen ihnen beiden bestünde statt einer bald zwanzigjährigen Ehe!) Sie wolle die ›Dame‹ benachrichtigen, sie wolle ihr – eine Freundin sein! Nur ein bitteres Lächeln verzerrte den Mund meines Vaters mitten in seinen kaum vernarbten Wunden, in seinem zerrissenen Gesicht. Sie ging noch weiter, sie versprach ihm, die Dame zu uns kommen zu lassen, sobald der Arzt die Quarantäne aufgehoben habe. Was konnte sie noch tun? Oder ich, der bereit war, sein Leben für ihn hinzugeben, so sehr ich als junger, bisher vom Schicksal verwöhnter, immer und überall erfolgreicher Mensch an dem Leben und an meiner Jugend hing? – Sie, die sich von ihrem Mann, ihrer einzigen Stütze, ihrem Ernährer freiwillig trennen

wollte. Ich schweige von mir. – Was sollte ihm noch der Schatten der jungen Frau, der eben wie ein Schatten kraftlos war? – (Wir hatten an einem Morgen im Nachtgeschirr das Kämmchen und den Spiegel, ihre Geschenke gefunden mit den Fetzen des zweiten Briefes an sie.) – Wir alle, Sohn, Gattin, Geliebte, mit unserem Willen vermochten nichts. Und als wir abends den Arzt mit verbissenem Ernst beschämt aus dem Krankenzimmer treten sahen, erkannten wir, daß auch er mit seiner bärbeißigen Vernunft und seinem guten Willen nichts ausgerichtet hatte. Ich nahm ihn beiseite und sagte ihm, er möge noch etwas versuchen. Ich fürchte, flüsterte ich voll Scham und Verzweiflung, daß meinen Vater die Aussicht, mit einem häßlichen blatternarbigem, scheußlichen Gesicht weiterleben zu müssen, so furchtbar niedergerissen habe. Konnte denn der Arzt ihm nicht vorlügen, daß die Narben sich ausfüllen würden, daß keine und auch nicht die winzigste Spur zurückbleiben würde? Trotzdem der Doktor gerade an diesem Tage, (es war schon der zwanzigste Krankheitstag), sehr gehetzt war, weil einige andere ähnliche Fälle in der Stadt existierten, kehrte er, diesmal mit uns beiden, zu meinem Vater zurück. Mein Vater war nicht mehr im Bett. Er hatte sich in sein langes Schlafgewand gehüllt, hatte sich zu seinem Schreibtisch an das Fenster geschleppt und zitterte vor Schwäche, die Hände um seine große Kasette geklammert, die er aber nicht mehr öffnen wollte oder konnte.

Es war ein herrlicher, klarer Sommerabend, der Himmel und die Erde prangten bis zum Horizont in sommerlicher Fülle, der Himmel in reinem starken Kornblumenblau, die Häuser in brennenden ungebrochenen Farben, die Mauern kalkig weiß, zinnoberrot die Rohziegel, tief schieferblau die glatten Dächer, die Akazien standen mitten in der Blüte, weithin am Horizont erhoben sich die milden Hügel mit ihren blaugrünen, im Abendglanz verschwimmenden Wäldern, den kleinen verstreuten weißen Dörfern, wo wir noch vor kurzer Zeit als eine zufriedene Familie ahnungslos und glücklich gewandert waren. Mein Vater ließ sich

ohne Widerstand in das Bett zurücktragen. Er wehrte sich nicht dagegen, daß wir ihm noch ein Glas Sekt an die Lippen preßten, er trank einige Tropfen, sie schienen ihm gut zu tun, als aber meine Mutter das Glas bis zum Rande neu füllte, schüttelte er den Kopf. Er war sehr blaß geworden und die Kraft verließ ihn jetzt sichtlich.

»Haltet mich! Haltet mich!« flüsterte er. Sollte das bedeuten, daß wir ihm den Oberkörper halten sollten? Wollte er nicht liegend leiden, nicht im Liegen zugrunde gehen? Oder hieß das, daß wir ihn seelisch aufrecht erhalten sollten? Seine Blicke gingen zu der alten, stets verschlossenen Kassetten, aber er sagte nicht, wir sollten sie ihm bringen, sie ihm öffnen. Auf dem Nachtkästchen lag ein Rosenkranz, die wie Wacholderbeeren glänzenden, schwarzen Holzperlen waren verschlungen in die schweren Windungen der goldenen Uhrkette, die mit der Uhr über dem Rosenkranz lag. Wollte er beten? Auf dem silbernen Kreuzchen, den Perlen und auf dem dicken goldenen Deckel der Uhr brach sich das Licht der Abendsonne. Er hatte jetzt ein zusammengefaßtes, bei aller Pein festes und unerschütterliches Gesicht, dessen Ausdruck nichts mit uns zu tun hatte, die wir ihn umgaben. In all meinem Entsetzen bewunderte ich ihn wegen seiner Tapferkeit, denn wenn er wirklich im Sterben lag (er, der nicht liegen mochte), dann tat er es ohne Zagen, ja sogar mit einer Art Leichtsinn. Er klammerte sich nicht mehr an uns. Als wir, Mutter und ich, ihn stützten, schien er uns wahrhaft federleicht zwischen unseren Händen. Eines von seinen Worten hatte sich ihm also bewährt.

Er schloß jetzt mühsam die Augenlider, die von den Pocken noch gerötet und entzündet waren, dunkelrote Polster, zwischen denen sein blaues Auge langsam versank, als ziehe es sich in die Tiefe zurück. Nannte man das: das Auge bricht? Damals verstand ich es noch nicht. Wir taumelten um ihn umher, wir gaben ihm zu trinken. Der Arzt holte eine kleine Spritze aus einem schwarzsamtenen alten Etui und stach meinem Vater in den Arm. Ich zuckte zusammen, als die Nadel in die Haut drang. Er nicht. Es roch stark nach Kampfer, der mich an die Ferientage erinnerte, an

denen man Kampferkristalle verstreut hatte in der leeren Wohnung.

Jetzt schien er sich zu erholen, er schlief, er atmete tief, so tief wie er sonst nur im Walde geatmet hatte, oder dann, wenn er nach dem Schwimmen, den Bart noch voller heller Tropfen, ans Land gesprungen war. Ich ließ meine Blicke von dem Arzt zur Mutter wandern. Der Arzt wick mir aus, die Mutter aber wollte von mir wissen, ob ich noch hoffte. Ich hoffte, ich glaubte, ich betete, den Rosenkranz vorsichtig unter der Uhrkette vorziehend. Plötzlich schrakten wir drei zusammen. Der Vater hatte sich geregt! Er hatte sogar einen Laut von sich gegeben, einen tiefen kehligen Laut, ähnlich dem einer tiefen Saite beim Cello, ein Uuu, langgezogen, allmählich verhallend, noch einmal begonnen, ein drittesmal nur angesetzt ... Was war das? Wovon träumte er? Verlangte er etwas von uns? Jetzt lag er plötzlich doch flach am Ende der Kissen, den Kopf nach hinten. Still. Vor dem Fenster flitzten mit feinem zwitscherndem Laut Schwalbenpärchen vorbei wie an jedem Tag um die Abendzeit ... Unwillkürlich folgten wir alle drei ihrem blau glänzenden Gefieder in pfeilschnellem Flug. Jetzt hörten wir ihn noch einmal kräftig atmen, er reckte sich auf, stieß die Kissen mit dem Scheitel nach oben, streckte sich sehr lang, tat als wolle er erwachen, und dann war nichts mehr. Wir begriffen es nicht. Als der Arzt nach knapper Untersuchung das Wort Collapsus vor sich hinmurmelte, glaubten wir nur, es bestünde Gefahr für ihn. Aber warum streichelte der sonst so gemessene alte Mann meiner Mutter, die zurückzuckte, das Haar, weshalb langte er nach meiner Hand?

Meine Mutter brach nicht zusammen. Mutig, übermutig wie sie immer gewesen war, schleppte sie sich zum Tisch. Der Arzt schrieb auf ein Formular, nachdem er meine Mutter nach allen möglichen Daten gefragt hatte, das Wort Herztod. Meine Mutter hielt ihm die Hand, als wolle sie ihn hindern! ... Weiter sei nichts erzählt.

Schon in den ersten Nachtstunden kamen die Träger um die Leiche. Sie hüllten sie in karbolgetränkte Tücher. Meine Mutter wollte Wäsche und Kleider mitgeben. Sie schüttelten die Köpfe, auf denen sie ihre Wachskappen mit städtischen Insignien trugen. – »Er kömmt in Kalk!« sagten sie. Es waren ehrliche, etwas törichte, kräftige Leute. Sie hätten sich an den Sachen bereichern können. Sie gaben einander gegenseitig Ratschläge, wie sie mit der Bahre am bequemsten über die steilen winkligen Treppen hinabkommen könnten. Es mußte sein.

16.

Nun waren wir beide, Mutter und ich, in der öden Wohnung zurückgeblieben. Noch sehe ich meine Mutter das Sterbebett von der Wand weit abrücken und rings herumgehen, lange Zeit wie im Kreise ... Merkwürdigerweise war es uns beiden versagt zu weinen. Im Grunde glaubten wir noch nicht an das, was uns getroffen hatte. Ich mußte mich stets von neuem davon überzeugen, und gerade das bohrte und wühlte so furchtbar in mir, daß es kaum mehr zu ertragen war. Um das Begräbnis, um den Platz auf dem Friedhof brauchten wir uns in dieser tränenlosen Nacht nicht zu kümmern, das heißt, wir durften uns um nichts kümmern, wir waren jeder Aufgabe und jeder Pflicht, jeder Tat, jeder Anstrengung ledig. Wir konnten an uns denken ... Das Hämische in dieser Lage, der Spott, den eine Macht, eine Übermacht mit uns trieb, war ein furchtbares Gift und wir beide fürchteten, meine Mutter so wie ich, daß unser bis jetzt so glückliches Leben bis an sein Ende vergiftet sein würde, sie hatte Angst, daß sie das ungeborene Kind als Krüppel zur Welt bringen, daß sie es schlecht behandeln, daß sie ihm seine Jugend vergällen würde. Und ich? Ich schweige vor mir.

Die Bestattung hatte der frühere Gehilfe meines Vaters, der jetzige Inhaber unseres Geschäftes übernommen. Er hatte vor der Tür des Hauses gewartet, (wie uns kurz darauf unsere treue Magd Marthy durch das Loch in der Tür erzählte), er wollte den Toten geleiten, er wollte alles auf sich nehmen, er wollte, was im

Augenblick das Schwerste und Notwendigste war, meine Schwester in der Klosterschule aufsuchen und sie schonend auf alles vorbereiten, denn wir anderen sollten noch zwei Wochen die verseuchte Wohnung nicht verlassen. Nach dem kurzen Besuche Marthys an der Tür versanken wir wieder in Schweigen, Hinstarren, Grübeln. Hätte ich nur glauben können! Hätte ich nur mit einem winzigen Atom meines Wesens daran glauben können, daß die Seele meines Vaters, – (und was hatte ich geliebt, wenn nicht seine Seele?) noch weiterlebte. Aber ich konnte es nicht. Unsterblich! Elf Buchstaben hatte das magische Wort – und es fing mit U an. Nach den Lehren meiner Religion war diese Seele sofort nach dem Absterben ins Fegefeuer gewandert. Ich sollte also glauben, daß er zu allen Leiden, die seine Seele und sein Körper hier in diesem Zimmer ertragen hatten, noch zu neuen und zwar viel fürchterlicheren Leiden ›dort unten‹ auserkoren war, bis er zur Erlösung irgendwo oben gelangte. Ich glaubte es nicht. Es war mir nicht ›evident‹, wie es philosophisch hieß, es überzeugte, es beruhigte mich nicht, es tröstete mich daher auch nicht. Also ganz verloren? Zerronnen, in der Luft aufgegangen wie sein letztes Wort, jenes rätselhafte Uuuu, oder bestimmt, unter seinen von Karbolsäure schwappenden Tüchern in einem hölzernen oder metallenen Sarg zu verfaulen? Dies wäre mir bei jedem anderen Menschen evident, natürlich, gottgewollt erschienen, als das übliche Menschenlos, der alte Lauf der Welt, ja ich stellte mir mein Schicksal nach meinem eigenen Hinsterben nicht anders vor, aber für ihn ... ihm glich eben nichts in meinem Herzen. Wir beide, Mutter und ich, kamen nun zu gleicher Zeit auf den gleichen Gedanken, *Ordnung* zu machen. Sie hatte das Bett abgedeckt, die Matratzen auf die Kante gestellt, die Leinentücher in einen Bottich mit scharfer Lauge getan, einige kleinere Wäschestücke zu verbrennen gesucht ... Ich machte Ordnung in seinem Nachtkästchen. Hier fand ich eine Streichholzschachtel, die ich schon zum Fenster herauswerfen wollte, als ich merkte, wie schwer und gewichtig sie war, ich öffnete sie, nicht ohne Mühe, denn sie war vollgestopft mit allen seinen Ringen, die er noch am

letzten Abend von seinen Fingern abgezogen hatte, wo er sie trotz der Schwellung und Entzündung infolge der Pocken solange anbehalten hatte. Hier begann das unselige Rätselraten, das jedes Hinscheiden begleitet, das uns nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Hatte er seinen Tod vorhergesehen und wollte er nicht, daß die kostbaren Ringe ihm in die schwarze Erde mitgegeben wurden? Wollte er, daß meine Mutter oder ich diese Ringe später tragen sollten, oder sollten wir sie zu Geld machen, wenn unsere Lage einmal schwierig werden sollte? Der Arzt hatte einmal einen bewundernden Blick auf einen bläulich schimmernden, großen Solitär geworfen. War dieser Ring bestimmt zu einem Geschenk für ihn, als Dank für seinen Zuspruch, für seine gut gemeinte, wenn auch vergebliche Hilfe? ... So grübelten meine Mutter und ich unter der Lampe, an die jetzt, in später, schwüler Nachtstunde, als es träge, träge gegen Morgen ging, ein paar dumme Falter mit dicken pelzigen Flügeln anstießen. Die Ringe wanderten aus einer Hand in die andere. Wir hatten einander nichts zu sagen. Wir taten etwas Unsinniges, wir probierten nämlich die Ringe einer dem anderen an, aber keinem paßten sie und schließlich blieben sie auf dem Tisch liegen, auf den von der heißen Lampe herab die verbrannten Körper der Nachtfalter hinabfielen ... Ich ging in mein Zimmer, meine Mutter in den Salon. Ich wälzte mich in qualvoller Unruhe umher. Plötzlich ertönte ein dumpfer Knall, der Schuß einer Pistole. Ich sprang auf, stürzte in das Zimmer, zu meiner Mutter, und sie, in schlotterndem Nachtkleid, die Haare in zerrauten schwarzen aufgerollten Locken auf den Schultern, prallte mit mir zusammen. Der Schuß? Der Selbstmord, den jeder vom anderen gefürchtet hatte? Mein Vater hatte einen Revolver besessen, vielleicht hatte er ihn in der Befürchtung bei sich getragen, der Mann seiner Geliebten könne ihn einmal tötlich angreifen. Wir wußten schon lange, daß er eine Waffe besaß, ahnten aber damals noch nicht, wozu ... Und wußte ich es denn jetzt? Sie lag jetzt, in einen bunten Seidenfoulard eingewickelt, ruhig in der Schublade des Schreibtisches. Der Knall aber rührte von der Sektflasche her, aus der mein armer Vater noch am letzten Abend ein paar Tropfen

getrunken hatte. In der Hitze der Nacht hatte der Druck den Stöpsel herausgetrieben ... War auch dies kein Hohn, kein hämischer Zug des weltbeherrschenden Verderbers, des Satans? So war es eben ein kleines physikalisches Experiment, eine winzige Probe der Naturkräfte und ihres Effektes auf verstörte Gemüter ... Ein Gutes hatte es: meine Mutter, zusammenbrechend, warf sich schluchzend in meine Arme. Ich nahm sie auf. Ich redete ihr zu. Ich tröstete sie. Gut tröstete ich sie. Ich war unglücklicher als sie. Ich hatte alles verloren. Sie nur ihren Mann. Aber gerade das gab mir die Kraft, sie aufzurichten, gerade das mußte ihr wohl tun, daß jemand in diesem Zimmer war, der noch unglücklicher war als sie, und der sich nicht vorstellen konnte, wie weiterleben.

17.

Ich hatte noch eine Mutter. Ich wollte doch so gerne alle meine unselige Liebe zu dem verstorbenen Vater auf sie übertragen, ich umgab sie mit Zärtlichkeit, mit jeder möglichen Fürsorge, mit einer Art Galanterie oder Ritterlichkeit. Sie war sehr erstaunt, aber sie nahm dies alles an. Ich beherrschte mich, wenn ich fühlte, daß sie in ihrem damals noch echten Schmerz nicht genug Größe hatte. So ließ sie drei Tage nach der Katastrophe verbotenerweise, ihr gegebenes Wort brechend, die Schneiderin kommen, um sich Trauerkleider anfertigen zu lassen. Mit Recht mochte sie sich zwar sagen, daß keine große Ansteckungsgefahr mehr vorhanden sei. Ich konnte es trotzdem nicht verstehen, daß sie sich vor dem Spiegel (seinem Spiegel) breit und schwer hin- und herdrehte und mit ernstem, strafendem Blick auf die ausgemergelte kleine Schneiderin herabsah, die zu ihren Füßen kniete und den (offenbar nicht ganz geglückten) Rock mit Nadeln in einer anderen Raffung feststeckte. (Aber damals, als meine Mutter ihrem sterbenden Mann die *Freiheit* zurückgegeben hatte, damals hatte sie Größe gehabt und ich hatte sie bewundert!)

Am nächsten Tage ging meine Mutter schon aus, sie kam mit allerhand Trauerutensilien zurück, unter anderem mit schwarzen, hoch über die Knöchel hinaufreichenden, etwas plumpen Schuhen,

wie sie meinem Vater sicherlich ein Greuel gewesen wären. Wollte sie sich absichtlich häßlich machen? Ich sah sie tags darauf von dem Fenster aus unten auf der Straße gehen. Der schwarze Trauerflor wehte hinter ihrer hohen, starr aufgerichteten Gestalt her, alles war schwarz an ihr, bis auf die schneeweißen neuen Sohlen, die bei jedem Schritt geradezu teuflisch triumphierend hinter ihr aufleuchteten. Sie machte die ersten Besuche. Am Abend sprach sie sich mit mir aus, verlangte meinen Rat. Sie nannte seinen Namen so wenig als möglich. Von mir sagte sie, mit ihren harten Fingern die meinen umfassend, ich solle ihr treu bleiben, ich müsse ›ihrem‹ Kinde, nämlich dem kommenden, ›genau‹ wie ein Vater sein. Nachher brach sie in Tränen aus über ihr Schicksal, sie glaubte, sie habe mich zu wenig bemitleidet, sie verstand nicht, daß ich Mitleid gar nicht ertrug, und daß mein Schicksal mit dem ihren nicht mehr übereinstimmte. Sie forderte mich auf, sie von jetzt an nicht mehr Mutter oder Mama, sondern Mütterchen zu nennen – oder gar bei ihrem Vornamen! Sie begann sich wieder zu finden und die ersten Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Sie war bereits auf dem Kirchhof bei seinem Grabe gewesen und hatte den Plan, alle Verwandten brieflich zusammenzurufen und nachträglich eine ›würdige‹ Trauervereinigung zu veranstalten. Mir erschien dieser Gedanke ungeheuerlich, ich sagte aber ja, da ich keine Spur von Widerstandskraft besaß. Sonderbarerweise meldete sich etwas bei mir, das ebenso wie jener Knall der Sektflasche etwas mephistophelisches an sich hatte, ich begann nämlich einen geradezu unersättlichen Appetit zu entwickeln, ich fühlte mich von Freßgier bei Tag wie bei Nacht wie zerrissen und mußte mir jetzt das mitleidige Wohlwollen meiner Mutter gefallen lassen, die zwar in der Küche sehr gut für mich sorgte, aber meinen Schmerz um den Verstorbenen nicht mehr ernst nahm. Sie selbst war durch den Beweis jenes von mir in der Tasche zerrissenen Liebesbriefes an eine andere Frau in ihrem bis dahin trotz allem so treuen Gefühl für *ihn* irre geworden, und ein unglücklicher Zufall sollte dies Gefühl bald noch mehr vergiften. Mein Vater besaß eine hölzerne, schön geschnitzte, immer gut verschlossene Kassetten, in welcher er seine

Schuhmodelle aus alter Zeit und andere Kleinigkeiten aufbewahrte, wie wir glaubten. Nun hatte meine Mutter im Augenblick wenig Geld; über das Grundstückbüro und über den zu parzellierenden Friedhof war die Entscheidung noch nicht gefallen, und viel hing von dem Familienrat ab, den meine Mutter nach der Leichenfeier abhalten wollte. Inzwischen aber fehlte es schon sehr an baren Mitteln, meine Mutter hatte mich etwas scharf um die Rückgabe jener Banknote gebeten, die sie mir vor Wochen gegeben hatte, um die Hotelkosten zu bezahlen. Nun kam der Augenblick, wo die Quarantänezeit ablief und meine Schwester aus der Klosterschule zurückkommen sollte zu uns. Die dort angelaufenen Kosten mußten vorher erlegt werden. Meine Mutter kam auf den Gedanken, daß in jener Kasette, an die mein Vater noch in seiner Sterbestunde gedacht hatte, eine größere Geldsumme sein müsse, die mein Vater einige Tage vor seiner Erkrankung angeblich noch gehabt hatte. Nun war der Schlüssel nicht zu finden, zu spät erinnerten wir uns, daß ihn der arme Tote, um den Hals gehängt, in seine letzte Ruhestätte mitgenommen hatte. Ich bat meine Mutter, Anninka noch einige Tage warten zu lassen, und inzwischen zu sparen, dann sollte der Schlosser kommen. Vielleicht war mir die Kasette, die mein Vater stets nur hinter verschlossenen Türen geöffnet hatte, von jeher etwas Unheimliches gewesen? Sie gab mir scheinbar recht. Ich ging in mein Zimmer, zum erstenmal seit unserem Unglück versuchend, die Lehrbücher vorzunehmen und mich auf die Prüfung vorzubereiten, die ich noch im Herbst ablegen konnte. Da hörte ich ein furchtbares unnatürliches Geheul. Meine Mutter kam, sie wankte schweren Leibes, mit der offenen Kasette an den Wänden polternd, totenblaß und ununterbrochen kreischend zu mir. Sie warf die schwere Kasette zu meinen Füßen nieder, kniete sich wie ein verstörtes Kind auf der Erde hin und holte, während das Kreischen in ein ebenso unnatürliches kindliches Weinen überging, aus dem Innern der Truhe eine Menge eleganter, schwarzer und weißer, lederner und seidener Schuhe mit irgendetwas Weißem darinnen heraus. Sie waren alle getragen, mit feinen Spuren an

dem Innenleder, mit hohen Absätzen, einige mit Straßschnallen geschmückt. Aber es waren keine »Modelle«. In jedem der Schuhe war irgend ein zusammengeknülltes Spitzengewebe, Stickerei und rosa und blaue Bändchen dazwischen, das meine Mutter herausriß und hin- und herschüttelte, bis aus dem Innern der Spitzenhöschen kleine, in Seidenpapier eingewickelte Büschel von Haaren herausflatterten. Noch nicht genug. Sie forschte nach, grub und grub, und am Grunde der Schuhchen, meist gegen die Spitze hin, waren Bündelchen von Briefen. (Nur in einem Schuh nicht. Ich wußte, es war der Ballschuh der Offiziersfrau, die nichts Schriftliches aus der Hand gab. Aber warum hatte sie dann alles andere gegeben?) Diese Wäsche wirkte besonders abstoßend auf mich, weil ich die Dame kannte. Aber jetzt ging es nicht um mich. Vergebens versuchte ich diese Andenken meiner Mutter fortzunehmen, sie hielt wie mit Krallen daran fest, und das Furchtbarste war, daß sie mit dünnen zusammengepreßten Lippen und scharfen, hellen, harten Augen, endlich diese Andenken zu ordnen begann, um jedes Spitzenhöschen, jede Haarlocke und jedes Briefbündelchen zu dem zugehörigen Pantoffelchen zu legen, und sich und mich durch den Anblick dieser ganzen langen Reihe zu zerfleischen. »Welche Schande!« flüsterte sie. »Und vor dem Kind!« Aber ich, das Kind, wollte doch gar nichts sehen, ich nicht! Vergebens flehte ich sie an, die böse Lehrerin, in Erinnerung an die vielen schönen und guten und treuen Tage ihm diese Fehler zu verzeihen und einen Schleier darüber zu breiten, seinem Andenken zuliebe, sie wollte nichts davon hören, im Gegenteil, sie breitete diese Dinge noch schamloser vor mir, dem Sohn aus, sie legte sie ausgebreitet auf den roten Teppich, als lägen die Schönen selbst nackt da, eine Blüte neben der anderen, und er, mein Vater, bei ihnen!

Wollte sie mich von meiner Liebe zu *ihm* heilen? Nein, der Schmerz entzweit die Menschen. Ich fürchte, von diesem Abend an begann meine Mutter *ihn* zu hassen – und, kaum kann ich es aussprechen, ich – sie. Wenn ich merkte, wie sie lärmend ankam,

steil aufgerichtet, den hohen Leib voran, wenn ich sie ansehen sollte, blickte ich fort! Aber noch nicht genug! Ich ahnte, daß das Schicksal nicht nur vernichtet. Daß es noch dazu höhnt, konnte ich nicht ertragen. Aber ich saß stumm da, und starrte dies alles an ... Ich haßte von jetzt an die Ehe, das dauernde Zusammensein mit dem Weibe, ich empfand das Band der Familie als Fessel; und doch war noch etwas wie Liebe in mir.

Ich dachte an die schöne junge A. v. W. und schämte mich für sie.

18.

Der Tag der späten Leichenfeier rückte näher, die Verwandten von beiden Seiten kündigten sich an, und für einen Nachmittag Anfang September bestellte meine Mutter einige Wagen, um zum Friedhof hinauszufahren, und entwarf die Ordnung: Ich, an ihrer linken Seite, im ersten Wagen auf dem Rücksitz, auf den Vorderplätzen meine Schwester und ein naher Verwandter meiner Mutter, ein hoher Konsulatsbeamter. Der Großvater, abweisend und alt, kam nicht. Als die Verwandten, alle in Schwarz, bei uns versammelt waren und ebenso der Schustermeister, sein Nachfolger, seine früheren Angestellten (ohne Peters allerdings), seine vielen Freunde, und als sie mir und der ganz verschüchterten, verweinten Anninka der Reihe nach die Hand drückten, war es mir, als könne auch ich endlich weinen, die Tränen waren mir ganz nahe, aber mein Schmerz verwandelte sich in bitterste Wut, als, mit Absicht verspätet, meine Mutter aus ihrem Zimmer kam, in einem alten hellen Kleid statt in dem neuen schwarzen, das sie doch eigens für die Trauerfeier sich hatte machen lassen. So wollte sie allen kundtun, was nur zwischen ihr und ihm hätte bleiben müssen. Allen erzählte sie, (während unten die vielen Pferde wie im Takt schon ungeduldig auf das Pflaster klopfen), daß mein Vater einer von den unbelehrbaren Impfgegnern gewesen sei, daß er sich seinen Tod selbst habe zuschreiben müssen, ja, daß der Tod vielleicht eine gerechte Sühne gewesen sei für etwas, das sie lieber verschweige, weil es unter

ihrer und ihrer Kinder Würde sei! Sie wollte fest und ruhig erscheinen. Ich glaube, es gelang ihr nicht. Aber die Verwandten, selbst die von ihrer Seite, die ihre Ehe mit dem jungen hübschen Schuhmachermeister seinerzeit nicht gebilligt hatten, wandten sich beschämt und entsetzt ab. Sie wollte diese Wirkung ihrer Worte nicht sehen, sondern ging mit starrem Lächeln, das Tablett mit Weingläsern über ihrem hohen Leibe, mit Marthy von einem Trauergast zum anderen. Auch der Arzt, der Notar, der Geistliche und noch eine Menge alter Freunde meines Vaters waren gekommen. Sie drängten einander im engen Raum, sprachen laut, tranken ruhig und unterhielten sich von allem, nur nicht von ihm. Meine Tränen, oder meine Sehnsucht zu weinen war längst versiegt. Ich weigerte mich nur, bescheiden und leise, aber fest entschlossen, an ihrer Seite vor das Grab des von mir am meisten geliebten Menschen zu treten, ich blieb allein in der Wohnung zurück. Ich wußte, daß nachher bei dem Verwandten meiner Mutter in seinem Hotelzimmer ein Familienrat abgehalten werden sollte, bei dem man über die Zukunft von uns allen, über meinen Beruf, mein Studium, unsere Vermögensverhältnisse beraten wollte. Ich blieb ihm fern. Ich wollte lieber jede, auch eine mir ungünstige Entscheidung auf mich nehmen, als daß ich dabei war, wenn vielleicht in Gegenwart fremder Leute über meinen armen Vater und seine Handlungen geurteilt wurde. Meine Mutter zwang mich zu nichts. Sie kam spät heim, meine Schwester und die treue Marthy hatte sie schon früher heimgesandt. Ihre Augen glänzten, ihr Atem roch diskret nach Wein. »Sieh mich nur an«, rief sie mir mit ihrer spöttischen Stimme zu, »ein Schwipserl, kann ich es nicht auch?« Dieser höhnische Zuruf bezog sich auf eine Stelle in einem der Liebesbriefe, in welchem eine Dame meinem Vater vorwarf, er habe sie in einem etwas unfreiwilligen, kleinen Rausch, einem ›Schwipserl‹, gewonnen. Mir verzerrte sich der Mund, ich konnte nicht antworten, ich schwieg und ging. Meine Mutter kam mir ins Schlafzimmer nach, sie zog mir den Kopf aus den Kissen, sie setzte sich auf den Bettrand; aber jetzt schwieg sie endlich. Nach langer Zeit sagte sie mit ihrer alten, mir vertrauten Stimme: »Verstehst du

mich denn nicht? Liebst du mich denn nicht?« Ich nickte schwach. »Steht es nicht in allen Büchern, daß einem Sohn die Mutterliebe über alles geht?« fuhr sie fort. »Du hast mich doch, ich liebe dich viel mehr als ihn, und du mich auch!« Ich konnte ihr darauf keine Antwort geben. »Du sollst, darauf haben wir uns geeinigt, deine Prüfung am Gymnasium im Herbst ablegen«, sagte sie. »Für dich habe ich mit etwas Geld vorgesorgt. Von seinem Geld? Nein. Es ist nichts mehr da. Alles liegt in Trümmern. Aber daran denke jetzt nicht. Ich bin ja da. Ich will alles Erdenkliche für meine Kinder« (so waren wir nun wirklich nur mehr die ihren!) »tun. Ich habe bei mir beschlossen, meinen alten Beruf aufzunehmen, ich werde wieder Lehrerin, sobald das Kind zur Welt ist, hoffentlich bald! So werde ich wieder Lebenszweck haben und froh werden.« Ich schüttelte den Kopf. »Was soll aber aus dir werden? Sieh mich an! Was willst du werden?« fragte sie. »Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Man kann aber nicht so dahintrödeln und nur das Vergangene beseufzen, *du* mußt dich im Lebenskampf stellen, das ist keinem erspart. Du bist jung! Wäre ich doch auch noch jung! Aber ich lebe doch noch!« »Das alles weiß ich«, sagte ich. Sie wollte weiter von meinem Beruf, von meinen Plänen sprechen, da bemerkte sie auf der Platte des Nachtkästchens seine goldene Uhr, die auf einem Samtkissen lag und sorgfältig täglich von mir aufgezogen wurde. Sie nahm sie etwas unvorsichtig hoch, und ließ sie an der Kette ungeschickt an ihr Ohr baumeln, hin und her. Das konnte ich nicht ertragen. Es war mir, als ob sie an *ihm* rühre und so nahm ich ihr die Uhr wieder fort und legte sie unter mein Kissen.

Sie rückte ab, verschränkte die Hände im Schoß und sagte, mehr für sich als für mich: »So hat mir dieser Dieb auch meinen Sohn gestohlen!« Dann, als begreife sie das Ungeheuerliche, verbesserte sie sich: »Nicht Dieb, aber Unmensch! Oder nur Mensch, aber zu sehr Mensch. Nicht schlecht! Nur zu sinnlich und schwach!« Das war also die Note, die sie ihm in ihrer Schule gab! Sie strich an ihrem hohen Leib herab, dessen Linien in dem hellblauen Seidenkleid besonders stark hervortraten, und sagte

dann aufstehend: »Ich habe immer gedacht, daß ich meine Pflicht getan habe, voll und ganz, wie es heißt, ist denn das nicht genug?« (Das war die Note, die sie sich selbst gab.) »Hat er sich denn nicht an dir versündigt? Was sind wir alle ihm gewesen? Wo steht dein Name in allen den Briefen?« Ich antwortete nicht, sondern stand auf und ging in das Nebenzimmer, wo meine Schwester, noch in ihrem schwarzen Kleide, auf das ihre hellblonden Locken fielen, mit ihrer zu großen blauen Schürze bei einer Handarbeit sehr bedrückt darsaß, und neben ihr Marthy, die jetzt fast immer bei uns war. Auch ich nahm meine Arbeit vor.

Mitte September trat ich zu der Prüfung an, meine Professoren hielten sie für eine Formsache, da ich vorher dank meines Gedächtnisses und meiner leichten und klaren Auffassung einer der besseren Schüler gewesen war. Jetzt aber versagte ich vollständig und trotz ihrem Wohlwollen, (alle wußten ja von unserem Unglück) bestand ich die Prüfung nicht. Dummerweise stolperte ich in der Mathematik über den binomischen Lehrsatz, eine leichte Frage, aber ich versagte genau so in allen anderen Fächern. Ich berichtete es abends meiner Mutter, sie war ebenso entsetzt und ebenso ratlos wie ich. Ihre Ratschläge: Nimm doch deinen Willen zusammen, raff dich auf! waren für mich nichts als Worte gewesen. »Das alles ist er! Siehst du es endlich ein?« sagte sie und blickte mich von unten herauf an.

Ich liebte ihn mehr als je zuvor, abgöttisch. Er beherrschte mich, er verfolgte mich, oft mit süßen und alles erlösenden, und oft mit unerträglich bitterem Zauber, – je nach den Erinnerungen – bei Tag und bei Nacht ... Ich antwortete jetzt meiner Mutter unbillig und scharf, sie versuchte mich zu strafen, konnte aber nichts ausrichten. Meine Schwester erschrak bei diesem Kampf und bekam Weinkrämpfe, wir konnten sie nicht beruhigen. Meine Mutter hörte nicht auf mit ihrem Tun und Leiden so wenig wie ich. Anninka wollte nicht mehr bei uns bleiben und wollte in die Klosterschule zurück. Zu allem anderen kündigte Marthy uns

endlich den Dienst auf, sie wollte ihren *Schatz* heiraten, trotz den Warnungen meiner Mutter.

Zweiter Teil

1.

Mein Vater hatte uns in einer etwas bedrängten Lage zurückgelassen. Wer uns schuldete, zuckte die Achseln. Wem wir schuldeten, drängte und drohte. Unsere Gläubiger waren in der Überzahl. Zu spät sah ich ein, daß er damals recht gehabt hatte, als er von mir verlangt hatte, ich sollte den alten Peters, unseren Buchhalter überwachen. Dieser erschien nämlich nicht mehr im Büro und sandte uns durch den Schreiber die Schlüssel. Wir durchsuchten die Schreibtische und Register auf der Suche nach wichtigen Quittungen, vergebens.

Ich suchte Peters auf, der Krankheit vorgeschützt hatte. Er schien aber tatsächlich sehr leidend zu sein, er lag zu Bett, das Weiße seiner kleinen Augen war gelb. Auch seine Haut war grünlichgelb, fahl, wie tot, abgesehen von den geröteten Stellen. Seine Gelbsucht mußte ihn sehr quälen. Und doch hatte ich das Gefühl, daß es nicht nur körperliche Qualen waren, an denen er litt. Kaum war ich bei ihm, da hätte er mich gerne fortgehabt, ich merkte es. Aber ich mußte versuchen, ihn zu überreden, nach seiner Genesung in das Büro zurückzukehren. Er allein konnte wissen, wo die Belege waren. Wenn diese durch Zufall abhanden gekommen sein sollten, konnte er sie durch eidesstattliche Angaben ersetzen. Ich versuchte, an seine Dankbarkeit, an sein Ehrgefühl, an das Andenken, das mein Vater hinterlassen hatte, zu appellieren. Er zuckte die hohen Achseln, meinte, er habe nie Dank geerntet, man habe alles hinter seinem Rücken abgemacht. Aber je länger wir sprachen, desto vernünftiger wurde er.

Er gab sich sogar Mühe, mich zu verstehen, denn ich drückte mich ungeschickt aus. Wir einigten uns, oder wir waren eben gerade daran, als es an der Tür pochte. Ich öffnete für ihn. Ein prachtvolles, etwas auffällig gekleidetes, schlankes und doch üppiges Geschöpf stand vor der Tür und nestelte ungeduldig an

dem hohen Pelzkragen eines marineblauen Jäckchens, aus dem das ovale Gesicht hell auftauchte. Sie erschrak, als sie mich sah. Sie hatte ja auf das Erscheinen eines ziemlich alten Mannes gerechnet. Ich erschrak nicht bei ihrem Anblick, der mich unter anderen Umständen vielleicht verwirrt hätte. Ich glaubte sie zu kennen. Vielleicht war sie es, die ich im letzten Frühjahr im Stadtpark in der breiten Platanenallee mit meinem Vater im Gespräch gesehen hatte. Als ich sie jetzt zu dem Bett des Kranken treten sah, wußte ich es sicher, denn sie hatte damals eine merkwürdige Anmut gehabt, wenn sie den Kopf mit einem zögernden Lächeln nach der Seite zu ihrem Partner hinneigte und dabei die etwas zu starken Schultern hochzog. Genau so beugte sie sich jetzt zu dem Buchhalter, dessen kranke Gesichtsfarbe durch ein plötzliches Erröten noch häßlicher und mitleidswürdiger wurde. Ich begriff, wie peinlich es ihm war, daß ich die Schöne bei ihm getroffen hatte.

Ich verabschiedete mich schnell und hörte noch auf der Treppe einen erregten Wortwechsel zwischen beiden. Bald dachte ich nicht mehr an sie. Was war sie mir? Aber ob wir den Konkurs vermeiden konnten? Ob uns ein Ausgleich (eine mildere Form des Konkurses bei zusammengebrochenen Kaufmannsfirmen) gelingen würde? Mir war, als müßte ich *ihn* um Rat fragen, und wieder wallte ein Schmerz von pressender, würgender Bitterkeit in mir auf. Ohne es zu merken, war ich in den Mittelpunkt der Stadt gekommen, einen dreieckigen Platz, in dessen Mitte eine alte, aber nicht besonders schöne Kirche steht. Plötzlich rauschte eine Dame so eng an mir vorbei, daß mich ihr seidener Rock, der ihre Füße raschelnd umschmeichelte, beinahe streifte. Es war die junge Schönheit von vorhin. Sie hielt sich sehr gerade. Die Schultern waren breit, die Brust betont und frei, die Hüften aber schmal. Sie hielt die Augen halb geschlossen, ihre Augenlider waren dunkler als das cremefarbene Gesicht. Ihre Stirne verschwand unter dem hochgezogenen Schleier. Sie tat, als habe sie mich nicht gesehen, aber sie blieb, mit einer brüsken Bewegung, bei den bereits im

Abenddunkel liegenden Kirchenstufen stehen, wo einige alte Frauen kleine Kerzen und magere Büschelchen geweihten Buchs verkauften.

Kurz vor Weihnachten kam es zu der im Gesetz vorgesehenen Gläubigerversammlung. Meine Mutter wollte nicht erscheinen (sie konnte es nicht, da ihr das werdende Kind zu tragen schwer fiel). Aber auch unser Vormund, der Vertreter der Waisen nach dem Gesetze, entschuldigte sich unter mehr oder weniger glaubwürdigen Vorwänden. Es würde einen guten Eindruck machen und sich lohnen, wenn ich käme, riet der Anwalt, obwohl ich unmündig und nicht geschäftskundig war. Ich kam also, allerdings voll Zittern und Zagen.

Der Anwalt schlug eine Ausgleichszahlung von 48 Prozent vor, wogegen sich die Gläubiger mit Murren und Geschrei empörten. Was für fürchterliche Worte sind an diesem Nachmittag gefallen über meinen Vater, meine Mutter, (die das kostbare Friedhofgrundstück nicht hergeben wollte), und sogar gegen mich, der ich stumm vor Scham und bebend vor Wut in einem Winkel des Büros dastand. Es war so überheizt, daß mir der Schweiß unter den zu engen Achseln des schwarzen Traueranzuges auszubrechen begann. Ich habe stets schwer geweint. So verließ ich schweigend und mit trockenen Augen das Büro, im Vorzimmer tuschelten die Schreiber, ich wußte nicht, ob aus Verachtung oder aus Mitleid, und öffneten vor mir die Tür wie vor einem Grafen – oder vor einem Bettler. Ich eilte zu Peters, aber er öffnete mir nicht. Die Dame war wieder bei ihm, ich hörte, wie er sie mit Lily anredete, mit einer unnatürlich weichen und süßen Stimme, worauf sie nur mit unverständlichen knurrenden Lauten antwortete. Als ich geklopft hatte, waren sie beide wie mit einem Schlage verstummt. Ich kehrte heim.

Abends kam der Anwalt und sagte, strahlend vor guter Laune, er hätte die Quote noch tiefer gedrückt, auf 42 Prozent. Ich hätte einen ›fürtrefflichen Eindruck‹ gemacht, sein Rat, zu erscheinen, hätte sich also auch als ›fürtrefflich‹ erwiesen. Er hätte

natürlich unsere Lage noch eine Spur schwärzer geschildert, als sie war. Von meinem Vater schwieg er. Meine Mutter freute sich so, daß sie Marthy hereinrief, die ihren Abgang und ihre Heirat von Woche zu Woche verschob. Die drei Personen sprachen gleichzeitig. Ich begriff nichts und konnte nichts reden. Ich suchte einige meiner Schulkameraden, die früheren *Trabanten*, auf. Aber sie sagten mir jetzt noch weniger als früher, sie waren nicht von meiner Welt.

2.

Noch nach dem Weihnachtsabend verließ uns Marthy, um zu ihren Verwandten aufs Land zu reisen und sich auf ihre Hochzeit vorzubereiten (oder um es sich noch einmal zu überlegen). Ich hatte nichts zu tun, außer daß ich mich um den Haushalt kümmerte und meiner Mutter an die Hand ging. Auch wollte ich einen letzten Versuch mit den meiner Überzeugung nach böswilligen Schuldnern machen. Sie empfingen mich fast alle freundlich. Das Beileid und Mitleid tropfte ihnen von den Lippen. Aber die Augen blieben hart und ihre Kassen geschlossen für mich. Sie stritten nicht ab, von meinem Vater größere Beträge erhalten zu haben. Aber sie behaupteten so einträchtig, als hätten sie sich untereinander geschworen, sie hätten sie längst zurückgezahlt, und sogar mehr, als das *Debet* seinerzeit betragen hatte!

Der eine streichelte mir die Haare aus der Stirn, der andere rückte mir die Krawatte zurecht, der dritte wollte genaue Einzelheiten über den Gesundheitszustand ›der guten Witwe‹. Sie gebrauchten keine so bitteren Worte wie die Gläubiger in der Versammlung. Sie nahmen mich leutselig an der Hand oder zogen mich an den Manschetten meines Hemdes zu sich heran, als hätten sie mir aus größerer Nähe noch wichtigere Geheimnisse mitzuteilen. Aber sie hatten mir keine Geheimnisse zu sagen. Je eindringlicher ich aber wurde, desto mehr entfernten sie ihre Schreibtischstühle von mir, sie sprachen wieder laut und mit ihrer natürlichen, kommerziellen Stimme. Sie verwiesen mich auf den Buchstaben des Gesetzes.–

Wenn die Rede auf Peters kam, konnte keiner von ihnen eine Art verschmitzten Lächelns verbergen, so daß ich den Eindruck hatte, er sei von ihnen bestochen und habe mit voller Absicht alle Belege vernichtet. Als ich aufs Geratewohl Zahlen nannte, sagten sie, ich solle das Mitleid, das sie unserer Lage entgegenbrächten, nicht plump mißbrauchen. Ich antwortete, ich wolle kein Mitleid, sondern die Schulden bezahlt. Darauf schwiegen einige entrüstet, einer aber gab mir die böse und kluge Antwort: »Warum sollen wir generöser sein als Ihre gute Mutter? Wenn sie den Friedhof aus der Masse herausgefischt hat, gibt ihr der Buchstabe des Gesetzes recht und wenn Ihr keine gestempelten Belege besitzt für Eure Guthaben hier«, (und er schlug leicht auf ein mit Messingecken eingefäßtes großes Buch, das vor ihm lag), »dann ...« Er brauchte weiter nichts zu sagen, ich war schon aus seinem Büro gegangen, und auf dem Wege zu einem anderen, bei dem ich dieselbe Erfahrung machte.

Meiner Mutter sagte ich die traurige Wahrheit nicht. Ich behauptete, alles sei noch in der Schwebe, stünde aber eher zu unseren Gunsten, Peters sei wirklich krank und im Grunde die treueste Seele auf der Welt, und nach Neujahr würde der eine oder andere Schuldner freiwillig mit einer größeren Abschlagszahlung herausrücken usw.

Die arme Frau, die jetzt infolge ihrer Last immer wieder Atemnot bekam und nur flüsternd mit mir sprach, um Luft zu sparen, wie sie sagte, atmete jetzt aus Herzensgrunde auf.

Sie, die noch am Heiligen Abend, den wir mit Marthy gemeinsam gefeiert hatten, fast nichts von den leckeren Speisen berührt hatte, empfand jetzt Hunger. Sie kam mir, als ich, mit Paketen beladen, unsere Treppe im Laufschrift emporstürmte, bis auf den Treppenflur entgegen, streichelte meine heißen Wangen und wollte mich bei sich in der Küche haben, wo sie, neben dem Herde auf einem Küchenschemel sitzend, kochte und einige Kleinigkeiten naschte. Als wir gegessen und das Geschirr abgewaschen hatten, begleitete ich sie in ihr Schlafzimmer und

legte ihr einen heißen Ziegelstein in das Bett unter die Decke zu ihren Füßen.

Am letzten Tage des Jahres begleitete ich sie in einer eiskalten, knarrenden, nach altem Leder riechenden Droschke in das Krankenhaus. Sie lachte fast übermütig, als ich ihr aus dem Wagen heraushalf. Ihre bösen Ahnungen waren verschwunden.

Am Abend des nächsten Tages durfte ich sie besuchen und das neugeborene Geschwisterchen, einen schwächlichen und häßlichen Knaben, bewundern. Ich heuchelte Freude, fand das Kind ungewöhnlich kräftig, außerordentlich wohlgebildet und schön und sagte ihr alles, was sie von mir als einem braven Sohn, »wie er im Buch steht«, erwarten konnte. Hatte sie mir das Bündel mit dem armen Kind nicht wie eine Schulaufgabe hingehalten, damit ich mein Urteil abgeben könnte? Ich lobte sie also über die Maßen.

Sie fragte mich, als wäre ich der Vater, wie man das Kind nennen sollte. Vielleicht Sylvester, weil es am Silvesterabend zur Welt gekommen war? Interessant war auch »Postumus« (»oder sagt man Posthumus?« fragte sie), weil er nach dem Tode seines Vaters das Licht der Welt erblickt hatte. Gegen Sylvester war ich durchaus. Es war dies überhaupt kein Name für ein Kind in unserer Zeit. Postumus fand ich traurig. Aber das Wort erinnerte mich – (meine Verzweiflung trug an jenem Abend das Gesicht des Spottes, ohne daß sie es ahnte) – an Postillion. Auch, war das Kind pünktlich wie mit der Post gekommen.

Jetzt begann die Mutter, der ich die Leiden der letzten Nacht noch sehr ansah, zu lächeln und sagte, ihr grobes Krankenhaushemd über ihrer hohen Brust mit den mageren, wachsbleichen Händen zusammenhaltend: »Postillion klingt wirklich schön und froh, nach Schlitten oder Pferdeschellen, aber es ist kein Christenname. Postillion, nein?! Postillion?« wiederholte sie in Gedanken, das Kind, das schlief, aus seiner Wiege wieder zu sich nehmend und es prüfend ansehend, wie um zu erkennen, ob

der Name ihm auch zu Gesichte stand, »Postillion nicht, aber vielleicht Lion, Leon, Leopold, du kennst doch das Lied ›Leopold, mein Sohn‹? Kennst du es nicht?« Sie versuchte es sogar zu singen, aber unterließ es aus zwei Gründen, weil nämlich ihre Singstimme nicht gut war und dann, weil sie das Kind, das sie mühsam eingeschläfert hatte, nicht wecken mochte. Bald schlief sie selbst ein, während ich auf den Zehenspitzen das Zimmer verließ. Aus dem Nebenzimmer drangen Stöhnen und unterdrückte lange Schreie. Ich dachte an ihn.

3.

Die Genesung meiner Mutter zog sich länger hin, als sie erwartet hatte. Sie kam erst Anfang Februar nach Hause zurück. Ich hatte mir in der Zwischenzeit die Mahlzeiten selbst gekocht und hatte, so gut es ging, die Wohnung in Ordnung gehalten. Es war mir fürchterlich, unerwartet Dinge zu berühren, die ihm gehört hatten, zum Beispiel seine hohen Stehkragen oder eine Dose mit nach Iris riechendem Reispulver, mit dem er früher ab und zu seine Wangen bestäubt hatte. Nachts saß ich oft im unbeleuchteten Zimmer am Fenster und sah in diesem ungewöhnlich klaren und kalten Monat den Sternenhimmel an. Aber wenn ich das Sternbild gefunden hatte, dem ich früher einmal in meinem Aberglauben seinen Namen gegeben hatte, wartete ich vergebens auf einen Nachglanz in meiner Seele. Ich hungerte nach einem belebenden, trotz allem hoffnungsvollen Erinnern in meinem Inneren. Ich sah aber nur einen Stern, mittelgroß, mittelhell, unter zahllosen anderen, sonst nichts!

Als meine Mutter endlich heimkehrte, hatte ich eine Überraschung für sie vorbereitet. Welche Freude für sie, als sie an der Schwelle der Wohnung Marthy wiedersah, mürrischer denn je, und mit einem nicht sehr liebevollen Blick auf den kleinen Knaben in seinem Steckkissen, den sie aber dennoch sofort, statt erst meiner Mutter aus dem Mantel zu helfen, oder ihr etwas Warmes in der Küche zu bereiten, auf ihre knöchigen Arme nahm, und den sie vorsichtig, als wäre er aus Glas, auf den Küchentisch legte, den

sie sofort nach ihrer unverhofften Wiederkehr an diesem Morgen als Wickeltisch bestimmt hatte. Offenbar war sie mit den Portiersleuten in dauernder Verbindung geblieben und hatte genau gewußt, wann meine Mutter heimkehren würde. – Die Windeln des Kindes waren in der geburtshilflichen Klinik unter Aufsicht der Oberschwester vor einer halben Stunde angelegt worden. Aber Marthy fand das Kind nachlässig gewickelt, seine Haut sei nicht richtig gepflegt, und selbst der Speichel, der dem armen Wurm aus dem blassen Mündchen troff, schien ihr eine unrichtige Zusammensetzung zu haben, denn sie kostete ihn mit weiser Miene und schüttelte dann unzufrieden den struppigen Kopf mit dem schweren, dichten, blauschwarzen Haar.

Wir hatten alle drei, Mutter, Marthy und ich, eine Wiege vergessen. Nachdem ich meiner Mutter eine Eierspeise und etwas Tee gekocht hatte, – (es sollte meine letzte Beschäftigung am Herde sein, von nun an duldeten sie Marthy nicht mehr), stiegen Marthy und ich auf den Boden, wo wir meine alte Wiege, auf dem Kopfe stehend und von Mäusen benagt und beschmutzt, in einer Ecke unter anderem Gerümpel vorfanden. Unten begannen wir die Wiege auseinanderzunehmen, die Stücke in heißem Wasser und in Lauge zu waschen, die angeknabberten Stellen mit Küchenmessern zu glätten. Dann legten wir die Teile auf den Herd zum Trocknen.

In dieser Nacht schlief der kleine Posthumus noch in dem großen Bett seines Vaters. Ich sah ihn am Morgen an. Wie meine Schwester war er sehr geduldig. Er erinnerte aber sonst in nichts an sie, ebensowenig an *ihn* oder an meine Mutter. Bloß in seinen Augen lag der verlorene Ausdruck, der mich an ihm immer so bezaubert und ergriffen hatte. Ich nahm das Kind auf den Arm. Es wog fast gar nichts, so zart war es. Ich schaukelte es vorsichtig, ich liebte die kleinen, etwas abstehenden Öhrchen, ich zupfte an den weißlichen, unbeschreiblich weichen und dünnen Haaren und flocht sie in eine Art kleines Zöpfchen. Aber das Kind zeigte nicht, daß es etwas dabei empfand. Das Verlorene in seinen Augen war

vielleicht nur ein natürlicher wässriger Glanz. Ich sang sogar dem Kinde etwas vor. Aber es lächelte nicht. Erst später erfuhr ich, daß ein Kind das Hören und das Lächeln erst erlernen muß, und daß es dazu einige Monate braucht. Aber meine Mutter war oft ungeduldig. Vielleicht waren wir vor Zeiten bei *ihm* auch zu ungeduldig gewesen.

Wir aßen jetzt zu dritt, meist in der Küche. Wir sparten an der Heizung und an allem. Ich schämte mich meines Hungers, meiner Gier, bei Tisch –, schob meiner Mutter unter der Hand die größten Bissen zu und ließ Marthy nicht zu kurz kommen. Wäre es doch nur Liebe gewesen, was mich zu diesem Verzicht bewogen hatte. Ich liebte niemanden.

Marthy wurde von ihrem Verlobten bedrängt. Sie hatte etwas Geld gespart, einen *Schatz*, und der Bräutigam hoffte, mit Hilfe dieses Kapitals sich eine Existenz aufzubauen. Wir konnten ihr noch keinen Lohn zahlen. Sie kannte unsere Lage genau, vielleicht sogar besser als wir. Trotzdem beklagte sie sich bei den Portiersleuten über uns, nicht indem sie uns verleumdete, sondern indem sie die Tatsachen mit gehässiger Betonung wiedergab. Meine Mutter war schwach genug, darüber zu weinen. Ich sah, ohne echtes Mitleid zu empfinden, diesen Tränen zu, und bezwang mich. Am liebsten hätte ich ihr Vorwürfe darüber gemacht, daß sie sich diese häßlichen Einzelheiten von den Portiersleuten hatte wiedererzählen lassen, aber sie rechnete mit dem Mitleid der Leute wie mit einem Tribut.

Was sollte aus uns werden? Auch wenn Marthy nun zu unseren ›ausgeglichenen‹, friedlich gewordenen Gläubigern gehörte, und wenn man bei allen Ausgaben sparte, wurden die Geldquellen immer dürftiger. Über das Friedhofgrundstück verlor meine Mutter kein Wort. Offenbar dachte sie nicht daran, es zu belehnen oder zu verkaufen. Ich verstand nicht, warum sie sich so plagte. Oft hing ihr helles kühles Auge nun doch mit ängstlichem Ausdruck an mir. Aber auch an Marthy. Ich streichelte dann ihre Hand, die bei aller Feinheit doch etwas Strenges hatte. Vielleicht

nur, weil ich durch *ihn* wußte, daß meine Mutter eine strenge Lehrerin gewesen war. Marthy war Liebkosungen aller Art abgeneigt. Sie begann in solchen Augenblicken immer etwas an dem Säugling auszusetzen, ich wußte nicht, war es bei ihr Spott, Hohn, oder war es Ernst, Bitterkeit über ihre Wartezeit?

Ich dachte daran, das Handwerk meines Vaters aufzunehmen. Vielleicht würde mir angestregte, neue, unbekannte Arbeit den Stein von der Brust wälzen?

Ich setzte mich mit dem Nachfolger meines Vaters in Verbindung und trat sofort als Lehrling bei ihm ein. Meine Mutter weinte, als sie es erfuhr und Marthy nörgelte an dem Kinde herum, obwohl es sich unter ihrer Pflege in der letzten Zeit prachtvoll entwickelt hatte...

4.

Wenn mich damals noch etwas hätte erschrecken können, wäre es gewiß die Tatsache gewesen, daß ich mich auf dem dreibeinigen Schusterschemel und im Lichte der mit Wasser gefüllten großen Schusterkugel genau so unfähig und unbrauchbar erwies wie bei der Prüfung auf dem Gymnasium, bei der ich im Herbst durchgefallen war. Der Meister gab mir geduldig eine genaue Anleitung, er meinte es gut mit mir. Er war immer noch meinem Vater dankbar, dem er seinen eigenen Erfolg als Handwerker zuschrieb. Mich behandelte er mit Mitleid, (auch hier wieder Mitleid), aber dann gab er mir nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen kein ordentliches Stück Leder mehr in die Hand. Eine der einfachsten Sachen war zum Beispiel, in ein Stück Schaftleder die Ösenlöcher für Herrenschnürstiefel einzuschlagen, auf beiden Seiten fünf Stück. Die Reihe fiel bei mir krumm aus statt gerade, und auf der einen Seite war eine Öse zu viel, auf der anderen eine zu wenig.

Meine Hände wurden rauh, die Fingernägel bekam ich auch nach langem Waschen nicht mehr ganz sauber, der Geruch nach Pech, mit dem die Fäden getränkt werden, verließ mich auch bei

Nacht nicht. Dennoch harrte ich aus. Er verlor früher die Geduld als ich. Er gab jetzt überhaupt kein Urteil über meine handwerklichen Fähigkeiten ab, sondern behauptete, er kenne sich in seinen Büchern nicht aus, ich solle sie führen. Diese Arbeit konnte täglich in zwanzig Minuten erledigt werden. Was mit der übrigen Zeit beginnen? Ich blätterte in den neueren Registern, suchte den Namen der unvergessenen schönen Komtesse, fand ihn aber nicht mehr. Vielleicht war sie mit ihren Eltern aus der Stadt fortgezogen oder ihre Lähmung hatte sich so gebessert, daß sie keiner kunstvollen Schuhe mehr bedurfte.

Ich wurde mir selbst zur Last. Meinem Meister nicht minder. Er brauchte einen Lehrling zum Austragen der Schuhe, zum Heizen der Öfen, zum Auskehren der Werkstatt. Ich stand nur im Wege, denn er hatte mir, aus Pietät für meinen Vater, verboten, diese grobe Arbeit zu besorgen, und die Gesellen warfen giftige Blicke auf mich, weil ihnen diese Arbeiten aufgebürdet wurden. Eines Tages weigerten sie sich. Aber der Meister, mir gegenüber immer so weich, so zart, so diskret, herrschte sie an, und sie gehorchten murrend.

Nach einigen Wochen empfing mich der Meister mit einer gewissen Verlegenheit an der Tür. Die Werkstatt war besonders sauber gekehrt, im Ofen prasselte ein schönes Feuer, und auf der Ofenplatte stand ein großer Krug mit Wasser, damit die Gesellen sich mittags die Hände in warmem Wasser waschen konnten. Auf dem Platze, der mir bis jetzt gehört hatte, am Fenster, saß ein blasser, spindeldürrer Junge von vierzehn Jahren. Es war der neue Lehrling, der ›mir zur Seite stehen sollten‹. Er sah zu mir empor, wagte kaum, mit mir zu sprechen. Stumm, mit zitternden Händen knotete er meine schmierige Arbeitsschürze an meinem Rücken fest. Ohne daß man es ihm gezeigt hatte, verstand er die Ösen richtig zu lochen, alles ging ihm von selbst von der Hand, und doch waren der Meister und die Gehilfen einig darin, ihn zu bespötteln, ihn mit und ohne Grund an den abstehenden dünnen hellroten

Ohren zu ziehen, und ihn, wenn er ihnen zu langsam war, mit Fußstößen in den flachen Hintern zu größerer Eile anzufeuern.

Mich empörte es. Aber ich hatte nichts zu sagen, denn ich merkte, meine Tage hier waren gezählt. Der Junge fühlte sich glücklich hier trotz allem. Er war das siebente von elf Kindern. Vater, Mutter und die ersten fünf Kinder arbeiteten, teils in Garnspinnereien, teils in anderen Fabriken, ein Bruder diente seine drei Jahre bei der Infanterie ab, eine Zwillingsschwester sollte bereits als ›Kindermädchen gehen‹. Trotz alledem war niemals genug Brot im Hause, und er verschlang, den Mund hinter seiner großen langfingrigen Hand verbergend, die Brocken, die der Meister ihm hinwarf, und dankte ihm voll Herzlichkeit. Er erzählte mir, Vater und Mutter verdienten in der Woche zusammen sehr viel! Nämlich fast ebensoviel, wie wir an einem Tage brauchten. Ich konnte es nicht glauben und fragte abends Marthy. Aber sie war weit entfernt, über die ungerechte Verteilung von Schweiß und Geld sich zu ereifern. Im Gegenteil. Mit geringschätziger Miene warnte sie mich vor solchem Pack, und sie fand es unverschämt von solchen Leuten, sich mit ›unsereinem‹ zu vergleichen. An diesem Tage hatte sie bei meiner Mutter durchgesetzt, daß für den kleinen Leopold einige kleine Ausgaben gemacht wurden. Man müsse durchaus einen großen Schleier für das Kind haben, damit es, wenn es später bei schöner Jahreszeit an die Luft gebracht würde, nicht im Schlafe von Fliegen gestört werde. Ferner müsse es, um nicht von anderen reicheren Kindern abzustechen, ein gesticktes handbreites Windelband haben, und sie hätte es für erniedrigend gehalten, wenn das Kind, das doch aus allen Kleidungsstücken und Schuhen schnell herauswuchs, nicht seine Babyschuhe aus weißem Glacéleder besessen hätte. Diese ihrer Ansicht nach für ein Kind unserer Klasse nötigen Gegenstände kosteten eben soviel, als die Arbeiterfamilie in vierzehn Tagen verdiente, und obwohl wir im Elend waren, lebten wir noch im Überfluß.

Ich habe schon damals die soziale Ungerechtigkeit verstanden. Aber ich hatte sie nur verstanden mit der Vernunft, mein Herz war weit davon entfernt. Die Familie bedeutete mir wenig, die Gesellschaft nichts. Leider! Mein Wille war gelähmt, nach wie vor, und mein Leben schien zu Ende, bevor es richtig begonnen hatte.

Einer unserer Schuldner, derselbe, der mir geraten hatte, ich solle das Mitleid nicht plump mißbrauchen, das mir entgegengebracht wurde, ein wohlgepflegter Biedermann, stets mit einem schön geschnitzten Pfeifchen aus Meerschaum im Munde, in dem eine kleine Zigarre steckte, und eifrig darauf bedacht, daß man ihm den Titel ›Kaiserlicher Rat‹ – (er war Handelsrat, ein Titel ohne Pflichten) – nicht vorenthielt, ließ mich eines Tages kommen. Sein ältester Sohn (er hatte drei Kinder) kam in der Schule schlecht vorwärts. Er meinte aber, Karl sei ein Genie, und er sage das nicht aus äffischer blöder Vaterliebe, denn dieses Genie hindere den armen Sohn am bürgerlichen Vorwärtkommen. Er sei zu groß für die Schule, die Schule sei aber nun einmal nötig. Ich solle ihn zur Reifeprüfung vorbereiten. Ich nahm das Angebot an, ohne nach dem Gehalt zu fragen. Meines Bleibens war ja beim Handwerk nicht. Was hätte ich nicht alles getan, um nicht mit mir allein bleiben zu müssen und – mit ihm ...

5.

Damals fiel mir auf, daß die junge Dame, die ich bei Peters getroffen hatte, mir so oft auf der Straße begegnete, daß ich es nicht für Zufall halten konnte. Meist kam sie mir entgegen, verlangsamte ihren Schritt, je näher sie kam. Sie zwang sich, wegzusehen, und dennoch begegneten sich unsere Blicke. Der ihre war ernst, fast drohend, als fordere sie etwas von mir. Einmal hatte sie sich so wenig in der Gewalt, daß sie zwar von mir wegblickte, dafür aber mit solcher Heftigkeit gegen mich anstürmte, daß ich ihr nicht schnell genug ausweichen konnte und ihr Körper meine Brust streifte. Je öfter ich sie sah, desto mehr entfernte sich ihr Bild von der alten Erinnerung, wie sie, den entfernten Tönen der

Militärkapelle lauschend, den Kopf zu meinem Vater geneigt und dabei die Schultern gehoben hatte. Damals war es beinahe so gewesen, als empfände sie Mitleid mit ihm (!), jetzt aber war gerade in ihrer gar zu aufrechten Haltung etwas, das mein Mitleid hätte erwecken können, wäre ich dieses erbärmlichen Gefühls damals fähig gewesen. Und verdienten denn die Frauen Mitleid?

Einige Wochen verstrichen seit jenem Zusammenstoß, ich ging meiner Arbeit nach, das heißt, ich erteilte dem zwar sehr begabten, aber durchaus uninteressierten Sohn des Kaiserlichen Rats Nachhilfestunden und blieb sehr oft zwei Stunden statt einer; nicht aus übermäßigem Eifer, sondern um den Herrn Rat zu erwarten und ihn um mein Honorar zu bitten. Endlich kam er, setzte sich, übertrieben keuchend, in einen Lehnstuhl, und ließ sich von den Fortschritten seines Sohnes berichten. Das einmal schilderte ich diese als sehr bedeutend, in der Hoffnung, er wäre dann geneigt, mir ein höheres Honorar zuzuerkennen, das anderemal gab ich ihm ziemlich düstere Berichte, – in der gleichen Hoffnung. Aber keiner dieser Wege führte zum Ziel. Er vertröstete mich stets sehr diplomatisch auf das nächstemal, denn jetzt sei er vor dem Essen, oder er hätte gerade Schwierigkeiten in seinem Geschäft, einem großen Krawattenladen, und ich sollte auf keinen Fall darunter zu leiden haben. Ein andermal zog er mich in ein persönliches Gespräch, erkundigte sich nach meiner Mutter, nach meinem Bruder, ja sogar nach Peters.

Sein Wohlwollen schien mit der Zeit zu steigen. Oft faßte er mich, so wie damals in seinem Büro, an der Hand, schlug mir kameradschaftlich auf die Schulter und bat mich, ich möge endlich in dieser milden Jahreszeit meinen schwarzen (oder vielmehr bereits ins Grünliche schillernden) Traueranzug gegen einen helleren vertauschen. Gönnte er mir meine Trauer nicht? Fand er sie unangebracht für eine beinahe volljährige Waise? Oder erweckte ich in diesem wohlgenährten zufriedenen Biedermanne gar Gewissensbisse, weil er sich, soweit er konnte, auch etwas von dem bißchen Hab und Gut der Witwe und Waise angeeignet hatte?

Peters hätte mir vielleicht den Schlüssel zu alledem liefern können. Aber ich wagte nicht, zu ihm zu gehen. Vielleicht fürchtete ich, bei ihm noch einmal das junge Geschöpf zu treffen, vor dem ich auswich, und zu dem es mich doch (ich war noch nicht achtzehn Jahre alt!) hinzog. Aber ich sollte ihr dennoch begegnen, noch früher, als ich geglaubt hatte, und bei einer für mich etwas bedrückenden Gelegenheit.

Eines Spätnachmittags im Frühling, als Marthy mit Postillion in den Park gegangen war, (es hieß, daß sie das liebevolle und lebhaftes Kind, das sie mangels eines gebrauchsfähigen Kinderwagens auf dem Arm trug, als ihr eigenes ausgab), klingelte es. Ich öffnete – und Lily stand, blutübergossen unter ihrem großen, feingeflochtenen, honigfarbenen Strohhut, dessen himmelblaue Bänder sich im Nacken in ihrem dichten dunklen Haarknoten verfangen, vor mir. Mit einer tiefen Stimme, – (bei Peters war ihre Stimme anders gewesen, hell, fast kreischend) – fragte sie mich, ob sie ›die Gnädige‹ sprechen könne. Ich sah sie erstaunt an, denn der Ausdruck ›die Gnädige‹ wird meist von Dienstmädchen gebraucht, wenn sie von ihrer Herrin sprechen, und sie, ihre wie stets etwas bläulichen Augenlider senkend, verbesserte sich, mit noch tieferer Stimme murmelnd: »Die gnädige Frau.« Ich führte sie in das Vorzimmer. Wir vergaßen aber beide die Entree-tür zu schließen, bemerkten zu gleicher Zeit, daß sie offen geblieben war, und lächelten einander zu. Inzwischen war meine Mutter aufmerksam geworden und kam ihr entgegen. Im Salon waren die Vorhänge herabgelassen und die Möbel bereits eingekampft unter den Hüllen aus Sackleinwand, wie stets zu Beginn der warmen Jahreszeit.

Lily, die Zeit gewinnen wollte, rückte einen Fauteuil vom Tisch ab und setzte sich an den Rand, die schlanken Beine überkreuzend, und den Blick in ihrer Verlegenheit auf ihren Halbschuh und auf die Knöchel in den schwarzen Seidenstrümpfen geheftet. Meine Mutter aber, ein gefrorenes Lächeln um die Lippen, – (wie sie es früher oft gehabt hatte, aber jetzt nur selten),

war stehen geblieben und sah von oben auf Lily herab, angefangen von dem Stroh des ganz modernen, aber schon etwas zerschleißenden Florentinerhuts bis zu der Fußspitze im schmalen Lackschuh, die zitterte. Jetzt sah Lily auf, erschrak, als sie meine Mutter in ihren schwarzen Satinschürze aufrecht und groß vor sich stehen sah und sprang empor. Meine Mutter begann zu lächeln, das heißt, der gefrorene Zug, bei dem ihre Mundwinkel wie mit Stecknadeln zu einem Lächeln zusammengeheftet waren, löste sich zu einem gutmütigen und sogar schüchternen Ausdruck. Sie reichte Lily die Hand, an deren viertem Finger die zwei Eheringe glänzten. Lilys Hand war viel schlanker, sie hatte etwas Hilfloses, und die Finger, die nackt waren, (denn sie trug Halbhandschuhe, die die Finger frei ließen), streichelten mehr die bei aller Feinheit etwas knochige Hand meiner Mutter, als daß sie sie drückten. Meine Mutter liebte dies nicht. Sie wich etwas zurück und fragte, während sie das junge Mädchen noch etwas schärfer ins Auge faßte: »Was wünschen Sie bitte? Was führt Sie hierher?« Ganz so, als hätte eine einzige Frage nicht genügt. Lily murmelte etwas Unverständliches. Es hieß, daß sie früher beim Theater im Chor angestellt gewesen sei. Ich wunderte mich sehr über ihre Schüchternheit, und meine Mutter, die doch selbst so menschenscheu war, noch mehr.

6.

Ich sah, daß Lilys Blicke bereits wieder nach der Tür gingen, und daß die beiden Frauen einander gegenseitig Furcht machten. Ich schob vor allem dem Gast seinen Stuhl hin und ebenso meiner Mutter, meine Mutter dankte, und auch Lily dankte und zwar mit einem solchen Ausdruck von Glück oder gar Erlösung, daß ich es nicht begriff. Was war natürlicher als das? Es war ja meine Pflicht, ich war der Sohn des Hauses. Meine Mutter machte eine Bemerkung über das Wetter, dann sah sie auf ihr Uhrchen, das sie an eine Nadel gesteckt auf der Brust trug, und wunderte sich, daß Marthy und das Kind noch nicht zurück waren. Lily hörte aufmerksam zu, ich sah, sie wußte, wer Marthy war und daß wir

ein kleines Kind zu betreuen hatten. Sie war immer noch verlegen, sie hatte jetzt die Hände auf den Knien, die Beine waren nicht mehr gekreuzt, und die Füße hatte sie keusch unter den Falten ihres glockenförmigen Rockes verborgen.

Meine Mutter hatte plötzlich mitten in einem Satz aufgehört, denn sie hatte im Korridor die Tür gehen gehört, und ihre Sorge galt natürlich dem Kind. Lily wollte sich verabschieden, und meine Mutter hielt ihr bereits gedankenlos die Hand hin. Man sah, daß ihr Lily so gleichgültig war, daß sie sie seelenruhig hätte fortgehen lassen, ohne endlich den Grund des merkwürdigen Besuches zu erfahren. Also fragte ich, indem ich einfach die Worte meiner Mutter von vorhin wiederholte. Welcher Strahl des Glückes, den die Schöne mir unter ihren etwas zu buschigen Augenbrauen zuwarf! »Es handelt sich um einen kleinen Betrag«, sagte sie, aber jetzt hatte ihre Stimme wieder das Harte und Kreischende wie damals bei Peters. Meine Mutter, die bereits aufgestanden war, setzte sich wieder, steif und kerzengerade, stand sie im Sitzen, (wenn man so sagen kann). Sie sandte einen bösen Blick (oder war es nur Angst?) nach Lily. »Es handelt sich aber nur um eine Schuld«, wiederholte Lily, nun auch sehr gerade in ihrem Stuhl. »Ihr seliger Herr Gemahl ...« »Nein, aber nein«, unterbrach sie meine Mutter, »wir erkennen leider nichts mehr an.« Lily wollte weitersprechen, aber meine Mutter, die sich im Recht glaubte, setzte fort: »Der Termin ist längst abgelaufen, alle unsere Gläubiger sind abgefunden, niemand hat etwas zu fordern von mir.« »Nein, liebe gnädige Frau«, sagte Lily, und ihr Gesicht hatte jetzt etwas wirklich Bezauberndes, Kindliches, und ihre Stimme klang so schön, daß ich es wohl verstand, daß man sie im Chor des Theaters angestellt hatte, »nein, ich habe Geld zu bringen, ich will nichts forttragen von hier.« Meine Mutter war errötet und sah in den Schoß, während das junge Geschöpf in seinem etwas abgeschabten rostbraunen Samttäschchen kramte und schließlich einige zerknitterte Banknoten herausholte. Sie zählte sie, stumm die Lippen bewegend, die sie mit der Zunge befeuchtete, dann sah sie

uns halb stolz, halb ängstlich an. Ich konnte nicht glauben, daß mein Vater mit Lily Geldgeschäfte gemacht hatte. Und wenn er ihr Geld gegeben hätte, wie konnten wir dieses Geld zurücknehmen, das vielleicht der Lohn für etwas sehr Gemeines war? Ich war bereits im Begriffe, das Geld ihr wieder zurückzugeben, (sie hatte es allmählich über den Tisch hinweg geradezu unter die Augen meiner Mutter geschoben), als meine Mutter die Scheine überraschend schnell zusammenraffte, sie ebenfalls überzählte und flink, als fürchte sie, es könne Lily leid tun, in den Ausschnitt ihres Kleides versenkte, nachdem sie die Satinschürze etwas gelüftet hatte.

Ich weiß nicht, ob ich mich jemals für *ihn* geschämt hatte, jetzt aber schämte ich mich für meine Mutter. »Eine Quittung ist wohl nicht vonnöten?« fragte sie, sich mit besonderem Genuß auf das Wort »vonnöten« stützend. »Ich danke, nein«, sagte Lily und stand auf. Meine Mutter verabschiedete sich von ihr durch ein Kopfnicken, nicht kalt, nicht warm, wahrscheinlich war es so richtig und »vonnöten«.

Ich begleitete Lily zum Ausgang. Auf diesen Augenblick hatte sie gewartet, ich sah es wohl! »Ich will Ihnen nur das eine sagen«, flüsterte sie mir zu (und dabei war doch die Tür in den Salon geschlossen und der sonst so geduldige Postillion schrie sonderbarerweise in diesem Augenblick aus Leibeskräften), »glauben Sie es nicht! Ihr armer Herr Vater ...« Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte sie längst begriffen. Niemals hatte mein Vater ihr Geld gegeben. Ihr Kommen hatte einen anderen Grund gehabt.

Ein brausendes Glück durchdrang mich, eine Art bezaubernder Frost, ein wollustvoll schmeichelnder Schmerz. In den Ohren tönte es mir so, daß ich sie kaum verstand und die Worte ihr vom Mund ablesen mußte. Ich erfuhr zum erstenmal in meinem Leben, wie es ist, wenn ein Mensch von einer der Schönen geliebt wird.

Ich drückte ihr die Hand und sagte: »Ich danke Ihnen, das Geld nehme ich nur als geliehen. Aber wir sehen uns bald, morgen vielleicht?« Sie nickte, noch glücklicher als ich, so glücklich, daß ich sie beneidete. »Morgen nicht, leider«, sagte sie weiternickend, »übermorgen.«

Ich sagte nichts. Ich wollte mich schon nicht mehr binden. Sie wartete, bereits die Klinke in der Hand. »Übermorgen? gut«, sagte ich endlich, »oder einen dieser Tage.« Sie ergriff noch einmal meine Hand, so stürmisch, daß das Täschchen ihr entfiel. Wir bückten uns gleichzeitig danach. Fast hätten unsere Wangen einander berührt, wenn sie mich nicht in einer Art Zorn oder Wut von sich gestoßen hätte. Sie wollte nicht, daß ich mich bücke, daß ich ihr diene. Ich dachte nicht daran, einer Frau zu dienen.

Ich kehrte zu meiner Mutter zurück. »Mache mir keine Vorwürfe«, sagte sie. »Geld muß man nehmen, woher es kommt. Non olet. Das ist doch richtig lateinisch, ohne grammatischen Fehler, dieser Ausspruch des Römerkaisers, non olet?« Ich blickte finster vor mich hin. »Mein Liebling«, sagte sie, »hättest du es lieber gesehen, wenn ich es ihr vor die Füße geworfen hätte? Wir beide lieben doch Theater nicht! Im Gegenteil! Ich finde es menschlich anständig, daß eine solche Person vom Theater die einzige Schuldnerin ist, die der Witwe und den Waisen ihr Teil nicht vorenthält. Bürschlein, Liebling«, sagte und drängte sie sich an meine Schulter, »sieh mich doch an. Wir müssen das Geld haben, Lohn für Marthy, der Kinderwagen braucht unbedingt einen Vorhang und neue Federn, der Haushalt, die Badewanne und alles ... Woher soll es nur kommen?«

7.

Lily war atemlos angekommen, ohne Hut, den Mund halb offen. Die Augen leuchteten voll unbekümmerter Freude. Ohne daß sie es sagte, (ja, sie lud mich sogar zu einem Spaziergang in den nahen Park ein), merkte ich, daß sie Eile hatte, und ich tat ihr einen Gefallen, als ich sagte, ich müsse in zehn Minuten bei dem

Kaiserlichen Rat sein, wo ich eine Lektion zu geben hatte. »Da haben wir ja den gleichen Weg«, sagte sie, »ich bitte, schämen Sie sich meiner nicht, wenn ich wie ein Stubenmädchen ohne Hut gehe, denn ich komme nur auf einen Sprung aus seinem Geschäft.«

Der Kaiserliche Rat, Besitzer eines großen und vornehmen, teuren Krawatten- und Handschuhgeschäftes, beschäftigte, um die Herren anzuziehen, nur die schönsten und jüngsten Verkäuferinnen. Auch mein Vater hatte mich mehr als einmal, lange genug, vor dem Laden warten lassen, um dann mit einem kleinen, in hellgrünes Seidenpapier gehüllten Paketchen herauszukommen, das er, ein Lächeln unter seinem blonden Bart verbergend, in seiner Brusttasche unterbrachte, nicht ohne über die ›gesalzenen‹ Preise zu seufzen.

Lily war seit vier Monaten bei dem Kaiserlichen Rat. Vor vier Monaten (und einer Woche, glaube ich) hatte ich sie bei Peters kennen gelernt. Wie hing dies zusammen? Ich konnte doch nicht glauben, daß sie mit ihrem Chef über uns und unsere Lage gesprochen habe und daß ich ihr die Stellung bei seinem Sohn verdanke. Aber wenn ich jetzt auch noch so gemessen schwieg und so lange Schritte machte, daß auf einen von mir drei von ihr kamen, so waren wir doch in ihrer Schuld, Mutter, Marthy und sogar der Postillion, der dank ihrem Geld jetzt wieder in der reparierten Zinkwanne gebadet werden konnte statt wie bisher in einem etwas rissigen Holzbottich. Sie wollte, daß ich mit ihr bis zu dem Geschäft komme. Sie hatte für die Zeit ihrer Abwesenheit eine Geschäftskollegin gebeten, sie zu vertreten. Ich nahm aber dieses Opfer nicht an, denn ich sah, sie zitterte, das arme Ding, um ihre Stellung, und sie wollte nicht wieder als Choristin ihr Brot verdienen.

Beim Abschied strahlte sie vor Glück, ihre Hand glühte. Als ich die Treppe zur Wohnung des Kaiserlichen Rates hinaufging, zufrieden, eben zur Zeit anzukommen, hörte ich, wie mir jemand eilig nachkam. Sie war noch einmal und zwar diesmal ohne Stellvertreterin, da es nur auf eine Minute war, aus dem Laden im

Hause fortgelaufen, sie war selig, daß sie mich getroffen hatte, denn es wäre ihr, wie sie mir, vor Eile und Aufregung keuchend, zuflüsterte, zu schwer geworden, zu warten, bis meine Stunde beendet war und ich das Haus wieder verließ. Warten worauf? Ich hatte vergessen, ihr ein Wiedersehen vorzuschlagen. (Vielleicht nicht ohne Absicht, denn für mich war plötzlich Hinauszögern und Wartenlassen ein Genuß, ein ›auf dem Anstand stehen‹, wie es manche Jäger kennen, besonders die, die zur Zeit der Dämmerung jagen.) Jetzt holte ich dies nach und reichte ihr dann, auf einer höheren Treppenstufe stehend als sie und mich zu ihr hinabbeugend, nochmals die Hand, die sie nicht lassen wollte. Ich trat, um einige Minuten zu spät, bei meinem Schüler ein, der mir meine Unpünktlichkeit zum Vorwurf machte, froh, an dem Lehrer etwas aussetzen zu können. Er war sehr begabt, hatte ein stupendes Gedächtnis, sehr originelle Einfälle, beherrschte Wort und Schrift wie ein Meister, nicht wie ein schlechter Schüler, er faßte die Lehrsätze oft schneller auf, als sie ausgesprochen werden konnten. Ein Genie? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war er aber im höchsten Grade von Wissenschaften jeder Art, den humanistischen ebenso wie von den naturwissenschaftlichen angewidert, alles ließ ihn kalt, die Wissenschaft, die exakte nicht minder als die Philosophie, die mich seit *seinem* Tode mit jedem Tage mehr anzog, gleichgültig und öde erschienen ihm die Liebe, die Familie, die Politik, das Vaterland, die soziale Not, die Kunst und jeder edlere Genuß, denn als Lebenszweck, das heißt als Zeitvertreib, erkannte er im besten Fall den Fußballsport und das Kartenspiel, das gute Essen, ›Paperk‹ genannt, an und das reine ›orientalische‹ Nichtstun. Seltsamerweise war er nachts von Schlaflosigkeit geplagt. Es war eine Pein für ihn, nachts nicht völlig im Nichtstun aufgehen zu können, nachdem er seine Faulheit tagsüber mit großer Hartnäckigkeit mit starkem Widerstand gegen uns alle, Vater, Mutter, Freunde durchgesetzt hatte. Ab und zu mußte er nachts etwas auf kleine Zettel kritzeln, die man morgens in winzigen Fetzen wiederfand. Als er bemerkte, daß sie der

Aufmerksamkeit des Vaters nicht entgangen waren, vernichtete er alles auf andere Weise.

Für mich war das Erteilen von Lektionen bei einem solchen Schüler keine Freude. Denn er widerstand mir, träge, scheinbar willenlos, aber mit Erfolg. Er wehrte sich gegen mich und zeigte dies vor allem während der Stunden dadurch, daß er seinen Stuhl möglichst weit wegrückte und mich jede Frage dreimal stellen ließ. Seine Antworten waren manchmal so abgründig stupid, daß sie fast genial erschienen. Und welch Widerspruch! Obwohl er die Uhr während einer Stunde zehnmal herauszog, schien er mich bei aller seiner Abwehr gerne bei sich zu haben, er erfand Vorwände über Vorwände, um mich über die Zeit festzuhalten. Und sicherlich war er es, der seinem Vater den Rat gegeben hatte, der mir so unheilvoll werden sollte, nämlich mir ein hohes Gehalt (bis zum Semesterschluß 250 Kronen) vorzuschlagen, das aber erst dann zahlbar sein sollte, wenn er die Prüfung bestand, also, wenn es ihm so beliebt, erst in einem Jahr. Ich hatte dieses Angebot annehmen müssen, denn ich fürchtete, unser Haushalt wäre ohne meine Mithilfe nicht aufrecht zu erhalten. Am nächsten Tage sah ich Lily wieder. Auch diesmal hatte sie das grell Strahlende, das unbekümmert Laute, das Überglückliche, das sie nicht gerne offen zeigen wollte, weil sie fühlte, daß es mich – in diesem Trauerjahr – empörte, das sie aber doch nicht verbergen konnte. Dabei war ihre Lage im Grunde nicht besser als die meine. Aber sie liebte. Ich zum Glück nicht.

Der Kaiserliche Rat, unser beider Herr und Gebieter, hatte ihr zweimaliges Fortgehen aus dem Geschäft an einem Nachmittage »mitten in der hohen Saison« sehr ungünstig aufgenommen. »Hat er Sie entlassen?« fragte ich, nicht ohne Angst, denn es wäre ein übler Lohn für ihre großmütige Hilfe gewesen, wenn ich sie um ihre Stellung gebracht hätte. »Noch ärger«, sagte sie grollend, fast knurrend, aber das Glück, bei mir zu sein, drang trotz alledem durch ihre trivialen Worte: »Ich bin dem gemeinen Schuft jetzt sogar Geld schuldig und muß es ihm noch abarbeiten. Dann ist die

Saison zu Ende, die Herren gehen in die Ferien, und unsereins schickt man auf den ...« Sie nannte ein Wort, dessen Sinn ich damals noch nicht verstand.

»Wozu haben Sie denn Schulden gemacht?« fragte ich töricht. Ich hatte angenommen (und mich damit zufriedengegeben), daß sie für uns *Ersparnisse* gemacht hatte. Sie war klüger als ich und schwieg. Ein Park war in der Nähe. Nicht jener, in dem ich sie mit meinem Vater hatte sprechen sehen, den Kopf zur Seite geneigt, die Schultern emporgezogen. Jetzt war ihre Haltung ganz anders. Sie hatte den Kopf so tief gesenkt, daß auf ihrem dunkel elfenbeinfarbenen Nacken ein Halswirbel deutlich hervortrat.

Es war nach sieben Uhr, am späten Nachmittag war ein Gewitter niedergegangen, unter den Jasminsträuchern und Kastanienbäumen lagen Blüten, weiß und rosarot, verstreut. Es duftete stark nach Sommer, nach Erde.

8.

Das Wetter war sehr warm für die Jahreszeit, Ende Mai. Ein neues Gewitter schien emporzukommen, ein heißer dunkler Wind strich über die Wiesen, die in der ersten Blüte standen. Wir kamen an dem großen Rondell vorbei. Zufällig trat ich in das nasse Gras. Ich hatte sie am Arm, sie mußte zu mir kommen, trotz einem zarten, leicht zu besiegenden Widerstand, sie zog mich nicht auf den mit Sand bestreuten Weg zurück. Ihre Röcke streiften in der Nässe hinter ihr her. Mein Entzücken an ihr war von einer unbestimmten Gier erfüllt, es war etwas Haschendes, Jagendes darin, etwas das ich nicht gekannt hatte. Er nahm mir die Luft, und die Natur, in der ich sonst aufgehen konnte, wurde zu nichts neben ihr.

Die Wiese war zu Ende, sie blieb tief atmend stehen und ließ meinen Arm los, um die Röcke etwas zu heben, die an ihren feinen Knöcheln klebten. In der noch nicht gemähten Wiese schien eine Spur von unsern Schritten zurückgeblieben zu sein, ein Pfad, nicht

ganz gerade, eher ein weiter Bogen. Die Sonne brach noch einmal aus den schweren Wolken. Das Mädchen spannte einen alten Sonnenschirm auf, die Strahlen drangen lebendig durch die von Motten gefressenen Löcher der dünnen, resedafarbenen, verblaßten Seide auf ihr sonst etwas starres Gesicht, von der niedrigen Stirn bis zum etwas vollen Kinn, den buschigen, auffallend reichen Augenbrauen zu den blühenden Lippen, sie verirrt sich wie spielende Schmetterlinge bis zu den Winkeln über dem Ohr, die von den schwarzen, wild gelockten Haarflechten nur halb bedeckt waren. Eine Bank war in der Nähe, sie zog mich hin und breitete ihre Röcke wie einen Fächer rings um sich aus. Ein bittersüßer Duft, – (waren es die zerstreuten Blüten, war es der Geruch ihres Körpers, war es ein Parfüm, das ich nicht kannte?) wogte rings um sie, einmal durchdringend, dann wieder verschwebend. Sie hielt ruhig die etwas großen, aber schönen Hände im Schoße.

Von dem unruhigen Gewitterwinde abgeschüttelt, lösten sich Blütenblätter von den Zweigen und schwebten ihr auf die Krempe des Hutes, auf die Schultern, bis in den Schoß, wo sie in den tiefen Falten des Rockes geordnet liegen blieben, matt schimmernd in der Dämmerung. Die Sonne war fast untergegangen, sie stand sehr tief, jenseits der Kronen der Bäume.

Ich nahm diese Blüten, die so nahe bei ihr gewesen waren, zwischen meine Lippen, aber sie hatten keinen Duft mehr und waren wie Wasser. Sobald die Sonne untergegangen war, wurde es kühl, die Vögel verstummten, und ich war dafür, zu gehen.

Sie tat, als stünde sie auf, ließ sich aber wieder zurücksinken, ihre Hände umfaßten mich im Nacken, wohin sich auch bei mir einige der herabfallenden Blüten verirrt hatten. Als jetzt aber eine Menge Kinder im Gänsemarsch lachend vorbeilief, wandte ich meinen Kopf so schnell und unerwartet ab, daß ihre Hände auseinander weichen mußten. Ans Fortgehen dachten wir aber beide nicht mehr. Ich erwartete etwas von ihr und sie etwas von mir, aber vielleicht war es nicht das gleiche. Ich rückte etwas von

ihr ab, obwohl die Wärme, die ihre dünnen Kleider durchbrach, in mir etwas schauerlich Süßes hervorrief. Beinahe ließ sie mich alles vergessen. Wollte ich aber vergessen? Ich wich zurück bis an den Rand der Bank, wo sich eine eiserne starke Armlehne befand. Sie drückte sich noch gewaltsamer an mich, ja sie faßte über mich hinweg an diese Armlehne, und ergriff diese mit der rechten Hand, um mich so von zwei Seiten zu umfassen. Sie war stark und strengte ihre ganze Kraft an, sie keuchte, den Mund öffnend, um den Atem leiser zu machen, ihre schönen scharfen Zähne schimmerten bläulich weiß, mit der Zunge befeuchtete sie blitzschnell die Winkel der Lippen, als quäle sie Durst. Ich sah, daß sie sich quälte. Ich rührte mich nicht. Sie hörte nicht auf, mich zu pressen, als wolle sie mich erdrücken. Durch das schwellende Fleisch ihrer Hüfte fühlte ich die harten Knochen. Sie hätte mir wehe tun müssen, aber seltsamerweise empfand ich keinerlei Schmerz. Ja, jetzt wogte aus einer noch unbekanntem Gegend meines Wesens etwas mit einer schweren, dumpfen, überwältigenden Gewalt auf, eine bange starke Gier nach *mehr* , nach *noch*, nach *anders*, nach *ganz*!

Ich weiß nicht, hatte sich mein Gesicht dem ihren oder ihr Gesicht dem meinen genähert, schon spürte ich den Flaum ihrer Wangen an meinen, und ihre Haare streiften meinen Hals in der Öffnung des Kragens, schon sah ich ihre Lippen sich schließen und sich zart vorwölben, wie um mich zu küssen, als ich mich wieder gewann. Ohne zu überlegen, ohne den Versuch zu machen, auf gewaltsame Weise ihr zu entrinnen, wandte ich eine kleine Waffe an, die ich zum erstenmal gebrauchte. Ich kühlte unsere Glut ab, indem ich sie nach etwas Gleichgültigem fragte, nach dem, was mir eben in den Sinn kam, – nach der Gelbsucht des alten Buchhalters Peters. Sie fuhr zurück, als hätte ich sie gestochen, ihre Hand ließ die Armlehne los, ihre Lippen erschlafften mit einem Male, ihre Schultern hoben sich zu einer ratlosen Frage, die sie verschwieg. Auch ich schwieg nun, und sie war es, die mir jetzt Platz machte auf der jetzt schon ganz im Dunkel liegenden Bank. Es ist ein gutes

Gefühl, sich zu beherrschen und über dem anderen zu stehen, den nichts als seine Leidenschaft beherrscht.

Sie antwortete mir nicht, ihr Mund blieb geschlossen, und ihr stoßweises schnelles Atmen kam jetzt so laut aus ihr, als liefe sie einen sehr steilen Berg empor oder flüchte vor einer Feuersbrunst, endlich faßte sie sich und sagte mit einer unnatürlichen Stimme, Peters sei doch nicht alt, mein Vater hätte ihn als jungen Buchhalter in sein Geschäft genommen. Sie wartete auf Antwort, vielleicht glaubte sie, ich würde von *ihm* sprechen.

Natürlich dachte ich nicht daran. Aber ich sprach sehr freundlich mit ihr, und sie war zufrieden ...

Das Gewitter war näher gekommen, es dauerte aber noch lange, nämlich bis zum Morgen, bis es losbrach. Ich erwachte vom Rollen des Donners und von Schmerzen in den Hüften, besonders der rechten. Es war, als hätte ich auf der bloßen Erde, auf Steinen geschlafen. Ich machte Licht und sah an meinen Flanken blau unterlaufene Striemen, den Abdruck der eisernen Armlehne im Park.

Ich schlief nicht wieder ein. Ich wollte nicht an ihn denken und nicht an sie. Ich nahm meine Schulbücher vor. Es war unnötig. Denn ich wußte und kannte noch fast alles, nichts Wichtiges war vergessen. Ich hatte eher noch festere Kenntnisse, denn ich hatte sie als Lehrender bei meinem Schüler Karl erneuert und vertieft. Ich entschloß mich, die Prüfung noch einmal zu wagen. Einen Entschluß zu fassen, kam mir jetzt recht leicht vor, seitdem mich Lily liebte, und ich sie beherrschte, genau wie mich.

Mit Lily traf ich mich jetzt viel seltener, ich schützte die Prüfung vor, manchmal kam ich in die Versuchung, sie warten zu lassen und sie dabei zu beobachten, aber ich vermochte dies nie über mich zu bringen. Sie sang seit kurzem wieder im Chore. Ich betrat das Theater allerdings nie. Anfang Juli bestand ich die Prüfung. Mein Schüler, den ich sorgfältig vorbereitet hatte und der vielleicht mehr wußte als ich, versagte unbegreiflicherweise in drei

Fächern. Aber dies schien ihn eher mit Freude zu erfüllen. Sein Vater kam ganz zerknirscht, die Zigarre erloschen in dem Pfeifchen aus Meerschaum, zu uns, um mich zu bitten, die Stunden bald wieder aufzunehmen. Ich zögerte. Manchmal schien es mir, als suche das Genie Karl nur einen Vorwand, um mich bei sich zu sehen. Gutes war weder ihm noch dem Krawattenhändler zuzutrauen, sie liebten mich nicht und ich liebte sie noch weniger.

9.

Südlich von unserer Stadt lag ein einsames Gelände, das ich nur vom Vorüberfahren mit der Bahn kannte. Zu Lebzeiten meines Vaters hatten wir niemals einen Ausflug dorthin unternommen. Es war ein flaches, dürftig mit Haferfeldern und Hutweiden bestandenes Gebiet, fast ohne Wald und ohne einen Wasserlauf. Rote kahle Felsen tauchten aus dem Gras auf, auf denen ich Ziegen klettern sah.

Gegen Ende des Monats drängte mich Lily, mit ihr einen Nachmittag auf dem Land zu verbringen. Vielleicht hätten sie vor allem der Wald, die Dorfwirtschaft, ein Bad im Fluß gelockt. Aber das waren doch *seine* Gegenden, und sie schien es zu verstehen, denn sie gab mir nach.

Wir kamen mit der Bahn später draußen an, als ich gedacht hatte. Der Tag war hochsommerlich heiß, aber windig, fast stürmisch. Von dem mit rostrotem Schotter beworfenen Gelände zwischen den Schienen kam ein brenzlicher Geruch, als wolle der Boden zu schwelen beginnen. Zwischen den Enden der Schienen war kein Zwischenraum mehr geblieben, so stark hatte die Sonnenglut auf ihnen gelegen. Lily zog mich schnell von der kleinen Station fort, eine staubige Landstraße entlang, wo wir mehr als einmal hochbeladenen, von Ochsen und Kühen gezogenen Bauernwagen ausweichen mußten. Die Bauern fürchteten Regen für ihren Hafer und für ihr Heu, denn sie arbeiteten trotz des Sonntages. Von den Ziegen sah ich nichts. In der Ferne war ein winziger smaragdgrüner Birkenhain, dorthin

wollte Lily, mich lockte es aber zu den roten Felsen, die in der Sonne brannten.

Sie war diesmal stiller als sonst. Sie hütete sich vor Zärtlichkeiten. Sie legte sich in den Schatten eines Felsens, die Arme hinter dem Nacken verschränkt, das Gesicht aufgelöst, den Mund halb offen, die großen Augen nach oben gerichtet. Ich spannte ihren alten Sonnenschirm aus, denn die Sonne drehte sich zu ihr hin, aber der Wind fing sich in ihm und schlug ihn um, wir mußten ihn zusammenrollen.

Plötzlich war sie mitten in einer Erzählung. Hatte ich geschlafen? War ich ebenso leise erwacht, wie ich in den Schlaf versunken war? Die tiefe Ruhe tat mir gut.

Ich saß etwas über ihr, die Sonne troff an meinen Schultern herab, ich breitete die flachen Hände aus, denn ich liebte die Wärme, die wolkenlose Glut. Wenn der Wind, der sausend mit zischenden Geräuschen herankam, zuerst den Felsen streifte, dann mich, dann das Gras zu meinen Füßen, fühlte ich mich der Natur einverleibt, ich spürte die Grenze nicht, wo der gute Stein aufhörte und mein Leib begann. Ich hätte ewig hier in der Sonne schweigend liegen und meinen Atem in Lilys Haar einhauchen können, das sich unter der Liebkosung und unter den harten Strahlen der Sonne kräuselte, während ihre milchweiße Stirn und die Augen noch im Schatten lagen.

Lily wurde jetzt unruhig. Ich fragte sie, ob sie nicht nach der Stadt zurück müsse, um abends im Operettenchor des ›Zigeunerbaron‹ aufzutreten. Statt der Antwort raffte sie mich unwiderstehlich an sich heran, unter den Schatten. Wollte sie mir nicht antworten? Sie erzählte weiter, während sie versuchte, meinen Kopf näher an ihrer harten Brust zu betten, von ihrer Mutter, deren glatten Ring sie heute trage, ganz als wäre es ein Ehering. Ich machte mich endlich von ihr frei, obgleich mein Herz mit jener fürchterlich starken Süße zu schlagen begann, die ich seit dem Abend auf der Bank mit der eisernen Lehne nicht hatte

vergessen können. Aber mein Geist gehorchte mir, ich dachte nicht an das blühende, in der lautlosen Hitze zitternde Geschöpf, sondern – an unsere alte Marthy, die sich einen Hut gekauft hatte, um als verheiratet, Dame und als Mutter des kleinen Leopold ›paradieren‹ zu können. Aber ich verschwieg diesen bitteren Vergleich der eherringgeschmückten Choristin, als ich merkte, daß Lily nicht mehr zu sprechen vermochte. Durfte ich ihr gut sein? Durfte ich mich ihr hingeben? Ich hatte Angst vor ihr, obwohl ich wußte, sie hatte etwas Angst vor mir. Nie war einer ihrer Freunde, ob jung oder alt, so gut zu ihr gewesen wie ich, und so Herr seiner selbst. Ich fuhr ihr mit der Rückseite meiner Hand die zart beflaumte Wange entlang, hinauf, hinunter. Sie ließ es geschehen, ohne mehr zu verlangen.

Sie hatte wieder zu sprechen begonnen, sie erzählte, sie heiße ›eigentlich‹ Fine oder Josefine, und Lily habe sie sich nur auf Wunsch von Peters und anderen älteren Herren genannt. Sollte zu diesen älteren Herren auch mein Vater gehört haben? Mir ist er immer als noch recht jung erschienen. Von der nahen Landstraße kam das Knarren eines Ochsenkarrens, das Klirren der Halsketten, das matte Geräusch der Hufe im Staub und das dumpfe Schnauben der Tiere, die von der Hitze bedrückt waren, und die sich träge weiterbewegten, bis zuletzt auch das Klirren der Ketten verklang.

Auch ihre Worte kamen nur wie von ferne an mein Ohr. Ich hatte mich zu ihren Füßen gelagert, mein Kopf lag auf ihren beiden Knien. Allmählich, fast ohne Erschütterung, lösten sich ihr die Knie voneinander, und nun lag mein Kopf, von den Knien nur ganz zart berührt, in der Seide ihres Rockes, die nach Staub und Nelken roch, wie in einer Wiege. Mir war, als schlage nach und nach alles über mir zusammen. Der silbrig flammende Himmel senke sich zu mir, oder ich schwebe empor zu ihm. Ich wollte näher zu ihr, aber ich rührte mich nicht. Vielleicht dachte ich im Stillen, wenn ich noch etwas warte, würde ich lernen sie zu lieben, – aber ich würde ihnen nicht unterliegen wie er.

Wir lagen lange so. Als ich aufstand, sah ich, daß sie geweint haben mußte. Ich fragte sie mit einem Blick, und fächelte ihr mit meinem alten Filzhut die Feuchtigkeit von den Nasenwinkeln und dem Kinn, bis sie trocken waren. Jetzt aber war ihre Pfirsichhaut wie staubig und rauh, denn die Tränen hatten Spuren hinterlassen.

Sie schüttelte den Kopf, versuchte zu lächeln und sah auf ihr Uhrchen, das sie an einer dünnen Kette um den Hals trug. Sie erschrak und wurde blaß und rot in einem. Ich verstand sie sofort. Sie hatte also doch abends zu spielen. Wir sprangen schnell auf, und eilten der Station zu. Auf dem Wege besann ich mich, daß wir im Grase den Schirm vergessen hatten, ich rannte zurück und holte ihn. Der Zug war bereits in der Nähe, er kam aus einem felsigen Einschnitt im Gelände, man sah ihn noch nicht, aber man hörte ihn herankeuchen, und das Signal in der Station schlug dreimal nacheinander an. Nun liefen wir beide. Sie vor mir, denn es hatte keinen Sinn, wenn ich, der viel höher gewachsen war als sie, sie mit meinen langen Beinen überholte. Sie hatte die Röcke fest an sich gerafft, sie störten sie beim Laufen. Sie kam trotz allem nicht schnell genug vorwärts, und in mir wuchs die Ungeduld. Als sie sich so vor mir abmühte, und der Zug schon ganz in der Nähe war, dumpf donnernd und dicken, scharf riechenden Dampf ausstoßend, erwachte eine überwältigende Begierde in mir, ich hätte immer hinter ihr einherjagen wollen.

Ich selbst zwang mich ja zurückzubleiben, um nicht mit einem ungeheuren Sprung sie zu erreichen, sie an mich zu pressen und etwas Blutiges und Zerreißendes an ihr zu durchleben.

Atemlos kamen wir auf dem Bahnhofe an, sprangen ohne Karten in den abfahrenden Zug. Mit Schrecken merkten wir fast sofort, daß es der falsche Zug war, die falsche Richtung. Wir hätten warten sollen. Verzweifelt hockte sie in der Ecke, sie tat mir jetzt leid, die Begierde hatte sich mir wie in einem Gewitterstrahl gelöst, ich wußte nicht wie und wo. Ich nahm ihre Hände in die meinen und tröstete sie, so gut ich konnte. Dabei war dieses Mißgeschick auch für mich sehr unangenehm, denn gerade an diesem Tage

hatte mich meine Mutter gebeten, abends rechtzeitig zurückzukommen. Die nächste Station war nahe, der Zug verlangsamte die Fahrt und hielt mit kreischender Bremse. Der Gegenzug kam zur rechten Zeit auf dem nächsten Geleise, wir stiegen um und erreichten die Stadt früher als wir geglaubt hatten. Stumm begleitete ich sie zum Theater. Morgen sollten wir einander wiedersehen. Meine Mutter war in Schwarz. Sie lächelte aber, und wir verbrachten den Abend beim Lichte einer riesigen Kerze in stillem Frieden.

10.

Als ich mich zu dem Platz begab, wo ich mich mit Lily treffen sollte, kam mir der gestrige Abend und das Abendessen, das meine Mutter mit einer gewissen Feierlichkeit vorbereitet hatte, in Erinnerung. Am meisten war mir aufgefallen, daß sie statt der alten guten Lampe eine große Kerze, wie man sie sonst nur in den Kirchen verwendet, in einen silbernen Leuchter gestellt und angezündet hatte. Ich war, müde von dem Ausflug, früher vom Tisch aufgestanden als sie. Sie hatte den Kopf zwischen die Hände gestützt, dann schrak sie empor und fuhr mit den Fingern wie spielend durch die Flamme, die vor ihr auszuweichen schien. Nachher hörte ich sie leise zum Fenster treten. Offenbar muß sie vergessen haben, die Kerze auszulöschen. Als ich morgens das Zimmer betrat, war diese nicht weit vom Ende. Warum dachte ich auf dem Weg zu Lily (oder soll ich sie lieber Fine nennen?) an meine Mutter und nicht an sie?

Je länger ich daran dachte, desto lieber wurde mir der Name Fine, er hatte etwas Jungfräuliches, Unberührtes, Herbes, da sie ihn getragen hatte, bevor sie das Theater, das Handschuhgeschäft und die älteren Männer gekannt hatte.

Sie war früher da als ich. Stotternd schlug ich ihr vor, ich wolle sie besuchen. Aber sie errötete, murmelte etwas von vielen Treppen, die wir zu steigen hätten, von ›Verwandten und Kindern; die uns stören würden. Ich war schon im Begriffe, mit ihr in den

Park zu gehen, als sie mich am Arm nahm und ohne etwas zu sagen in jenes ärmliche, dicht bewohnte Stadtviertel führte, in dessen Nähe wir unseren Grundbesitz, den ›Friedhof‹ hatten. In einer engen Gasse machte sie Halt. Ich dachte, eine Freundin von ihr wohne da. Sie kramte in ihrem Täschchen, dann trat sie in einen Tabakladen ein und kam mit einem Päckchen zurück. Ich war in einen Hauseingang getreten, um die Photographien eines Vorstadtphotographen anzusehen, als sie schon auf der Straße stand und mich mit einem verlorenen, verzweifelnden Ausdruck in den großen, dunkel umränderten Augen suchte. Ich kam zu ihr, gab ihr den Arm und wollte mit ihr weitergehen, aber sie hielt mich zurück, zeigte mir ein Haus gegenüber dem Photographenfenster und sagte: »Laß mich vorausgehen, komme mir aber gleich nach.«

Es war, wie ein verrostetes, vom Winde geschaukeltes Schild besagte, ein Hotel garni ›Zum güldnen Pferd‹. Ein springendes dickes Pferd, von goldenen Buchstaben umgeben, war auf dem Schild zu sehen. Ich kam ihr also nach. Ich wußte nicht, war es zu früh oder zu spät, auf der Treppe stieß ich mit ihr und einem Kellner in Hemdärmeln zusammen, stieg allein die ziemlich sauberen, nach Kalkanstrich und Hafer riechenden Treppen hinauf, und wartete auf sie in einem hellen Korridor, in dem sich an den Wänden einige ausgestopfte Vögel, Falken und Uhus, befanden. Jetzt eilte sie mir atemlos nach. Sie hatte einen Schlüssel in der Hand und fand ohne Zögern das Zimmer, dessen Nummer auf dem Schlüssel stand. Wir traten ein. Das Zimmer war groß und kahl, es ging auf Ställe hinaus, man sah blechgedeckte Schuppen, kleine Gemüsegärten und Ziehbrunnen und viele hohe Fabrikschornsteine.

In einer Aschenschale auf dem mit einer dunkelgelben Tischdecke geschmückten dreibeinigen Tisch lagen noch zwei Zigarettenreste, und vor dem bereits aufgedeckten Bett, auf dem Bettvorleger aus Ziegenfell sah ich etwas Silbriges glitzern, es war Silberpapier, in welches wohl Bonbons eingewickelt gewesen waren. Lily hatte sich auf das sehr niedrige, abgeschabte

Plüschsofa gesetzt und hatte eine Zigarette angeraucht. Als auch sie die Bonbonhüllen bemerkte, lächelte sie kindlich und sah mich an, als wolle sie mich um Verzeihung bitten, daß sie nur an sich gedacht und Zigaretten für sich gekauft, Bonbons für mich aber vergessen hatte. Aber bevor die Zigarette zur Hälfte geraucht war, warf sie sie auf den Boden, wo sie weiterschwelte, und wischte sich zuerst mit dem Handrücken, dann mit einem stark parfümierten Taschentuch die Lippen ab, als fürchte sie, der Tabakgeruch könnte mich stören. Das Fenster war offen, aus den Ställen drang das dumpfe Geräusch der sich in engem Raum träge bewegendenden Pferde, wie oft im Sommer, wenn sie gegen ihren Willen in den heißen Ställen sind. Die Zigarette brannte zu unseren Füßen weiter, sie bückte sich, um sie auszulöschen. Plötzlich war sie auf den Boden hinabgesunken, ihre Arme hatte sie um meine Beine geschlungen, als wolle sie mich festhalten, sich auf mich stützen. Sie kniete jetzt, die seidenen, breiten Röcke ausgebreitet um sich, und die fast neuen Sohlen ihrer kleinen Lackschuhe schimmerten hell.

Ich stand vor ihr und hielt ihre beiden Hände. Sie drängte jetzt ihren Kopf, von dem der Hut abgefallen war, zwischen meine Knöchel und dann höher an meine Knie. Ich spürte durch meine leichten Kleidungsstücke hindurch die etwas feuchte aber starke Wärme ihrer Lippen. Ab und zu blickte sie zu mir auf, und in ihren dunklen Augen sah ich Angst und Unruhe, als täte sie etwas Verbotenes zum erstenmal. Ich verstand sie nicht und wußte nicht, was sie zu meinen Füßen wollte. Mich überlief es glühend heiß, am liebsten wäre ich geflohen, es war mir, als hätte sie eine Kerze brennend an meine Knie und an meinen Körper gehalten. Plötzlich entsann ich mich der Kerze von gestern abend. Es war die Totenkerze für *ihn*, gestern war der Jahrestag seines Todes gewesen, und meine Mutter hatte daran gedacht. Ich hatte ihn vergessen.

Ich zog Lily an den Händen zu mir empor, ich wollte ihren Mund und ihren bloßen Hals, an dem die Adern unter der

perlmutternen Haut anschwellen und pulsierten, mit Küssen bedecken, ja mit noch stärkeren, tiefer greifenden, mir noch unbekanntem Liebkosungen mich mit ihr vereinigen, als sie sich freimachte und mir, sich vollends aufrichtend und das Haar von den Augen forthebend, sagte, ich solle es ein wenig dunkel machen im Zimmer. Dies verstand ich endlich. Denn ich hatte mir immer vorgestellt, daß sich mir eine Frau erst in der Nacht und bei Dunkelheit hingeben würde. Aber bevor ich beim Fenster angelangt war, war sie mir nachgekommen und hatte meinen Nacken und Hals mit scharfen beißenden Küssen überschwemmt. Dann stieß sie mich von sich, und ich ging taumelnd, wie geblendet, zum Fenster.

11.

Lily war so voller Ungeduld, daß sie, an den Schnüren ihrer Unterkleidung zerrend, leise Flüche ausstieß. Als ich am Fenster stand, hatte auch ich Schwierigkeiten mit Schnüren, und zwar mit denen des Vorhanges aus Zwillich. Ich mühte mich ab, den allzufesten Knoten aufzulösen. Aber während dieser wenigen Minuten war etwas wie Vernunft und kalte Überlegenheit in mir erwacht. Ihre allzugroße Eile hatte mich mißtrauisch gemacht. Nicht, daß ich schon jetzt auf sie verzichtet hätte. Nur die entfernte Möglichkeit, aus diesem häßlichen Zimmer herauszukommen, bevor ich das mir immer noch viel zu fremde junge Geschöpf besessen hatte, war in mir aufgetaucht. Vielleicht ahnte Lily etwas von diesen Gedanken, sie war halb entkleidet nachgekommen. Das Korsett hatte sie eben mit einem lauten Krach hinter sich geworfen, und nun lehnte sie sich mit ihrem warmen, schnell atmenden Körper an mich und versuchte mit ihren Händen von neuem mein Gesicht zu fassen und zu sich zu ziehen, als müsse dies immer so sein. Ich wehrte mich, (denn ich habe von jeher gehaßt, angefaßt zu werden, außer von meinem Vater), und mit einemmal war ich es, der ihr zu widerstehen begann. Warum drängte sie mir ihren halboffenen feuchten Mund auf, aus dem jetzt die Düfte des Tabaks und des Parfüms in holdem

Verein herausströmten? Warum forderte sie Zärtlichkeiten von mir, statt zu warten, bis ich sie bitte? Hätte sie doch auf der Kante ihres Bettes gewartet! Hätte sie mich zu Hilfe gerufen, um sie von dem Panzer ihrer Weiblichkeit und dem Schutz ihres Geschlechtes, dem Korsett zu befreien! Hätte sie mir unter Widerstreben, mit abgewandtem, heiß errötenden Kopf erlaubt, mit meinen Lippen ihren Hals zu streifen, oder ihr kleines Ohr von der Farbe halbreifer Erdbeeren zu liebkosen mit meiner Zunge! Ich machte mich mit ruhiger Energie los. »Ist es denn schon dunkel? Wollen wir nicht noch warten?« fragte ich. »Was sagst du, was sagst du?« fragte sie mich, als hätte sie meine doch wahrhaftig einfachen Worte nicht verstanden. »Nein, nein, ein Kavalier wie du soll nicht warten«, gurrte sie heiser. Sie hatte also gerade das Gegenteil dessen gehört, was ich gesagt hatte. Die erste Bitte, die ich an sie gerichtet hatte, hatte sie mir abgeschlagen. Ich sah sie an und sah eine üppige und zugleich schlanke, fast bis zur Bewußtlosigkeit fiebernde, für jeden echten Mann sicherlich begehrenswerte Frau. Aber ich begehrte sie nicht mehr so stark wie gestern, als sie auf dem Wege zum Bahnhof geflohen war. Ich senkte den Blick, riß mit ziemlicher Gewalt an den Schnüren des Vorhangs, bis er fiel, und kehrte mit ihr in die Mitte des Zimmers zurück. Ihr Rock hatte sich am Bund gelöst und schleifte hinter ihr her, als sie mir nachkam. Ich wollte, sie solle sich in den Lehnstuhl setzen, der in der dunkelsten Ecke des Zimmers stand, das immer noch viel zu hell blieb. Ich zeigte ihr sogar den Fauteuil. Ich wollte, sie solle dort bleiben, mit den Knien unter dem Kinn und beide Hände um die Knie geschlungen, eine Stunde, vielleicht den ganzen Nachmittag, ich wollte bei ihr sein, nahe, zärtlich, aber durch die Seide ihres Rockes getrennt von ihr und ihrer Glut, ich wollte ihre nackte Haut neben mir ahnen, aber nicht mehr berühren und nicht küssen. Noch nicht! Heute nicht! Ich war jung, sie liebte mich, es war schöner und wollustvoller, noch ein ganz klein wenig zu warten, sich nur ganz allmählich dem zu nähern, was uns zgedacht war. Vielleicht morgen nachts in der guten Gegend, im Walde, auf dem Moose oder in den dichten Gestrüppen des Niederholzes, wo die

Sträucher und Bäumchen so dicht standen, daß sie kleine Zellen bildeten, deren Boden von Erdbeerblättern, Moos, allerhand duftenden Pilzen, grau- und rotköpfigen, flechtenartigen Gewächsen wie mit einem kühlen, weichen, reinen Teppich bedeckt war. Ich streichelte ihre Wangen mit dem Handrücken, eben nur tastend, ich wollte sie nahe wissen, mehr durch die Wärme der berührenden Hand als durch das Fleisch und Blut selbst. Aber sie wartete nicht. Sie begann zu zittern, als hätte sie Frost. Auf dem Lehnstuhl wollte sie nicht bleiben. Ich sah wohl, sie war etwas anderes gewöhnt. Aber hätte sie nur geschwiegen! »So geht das nicht, Kleiner«, sagte sie, und zum erstenmal an diesem Tage hatte sie in ihrer Stimme etwas, das sie im Zusammensein mit Peters gehabt hatte. Der Ton machte mir Ekel. »Husch husch ins Bett, kleiner Engel! Welch eine Hitze, ach!« Es war die banalste ihrer vielen Stimmen. Die Worte in ihrer praktischen Gemeinheit ernüchterten mich. Sie hob jetzt ihr mit blaßblauer Seide eingefäßtes, aber nicht von Flecken freies, schmales Korsett vom Boden wieder auf, in Angst, wir könnten darauf treten, die Fischbeinstäbe zerbrechen. Sie zog sich methodisch aus, legte die Unterröcke übereinander, die Schuhe nebeneinander. Aus ihren Achselhöhlen sah ich schwarzes struppiges Haar in wilden Büscheln dringen. Sie merkte meinen Blick, zuckte mit zornigem Lächeln die Schultern und wandte den Kopf ab. Ich dachte an *ihn*. Es graute mir etwas vor ihr.

Auf dem Bett sitzend, die Beine bis weit über die Knie in glänzende schwarze Seidenstrümpfe gehüllt, zog sie, den Nacken beugend und die Haarnadeln mit der einen Hand festhaltend, ihr schneeweißes, frisch gestärktes, mit schmalen Spitzen geschmücktes Batisthemd aus. Ich sah zum erstenmal eine unbedeckte nackte Brust und darunter den ebenmäßigen, stummen, muschelartig vorgewölbten Leib, der sich sanft wogend mir entgegenbewegte und von mir zurückwich im gleichen Takt wie ihre tiefen Atemzüge. Sie hatte jetzt den Kopf zur Seite geneigt, die Schulter hatte sie hochgezogen, sie schüttelte sich,

und die Haarnadeln fielen knisternd eine nach der anderen hinab. Sie streckte jetzt, ohne mich anzusehen, ihre Hände nach mir aus.

Ich kam aber nicht. Ich fand es viel schöner, viel würdiger meiner selbst, eine Schöne, die ich nicht liebte, unberührt im vollen Glanze ihrer nackten heißen Schönheit zu verlassen, als sich ihr halb gezwungen, aus Neugierde oder animalischer Sinnlichkeit hinzugeben, und nachher zu erwachen mit Beschämung über meine Schwäche, mit Ekel an dem höchsten, das die Liebe bietet, und mit erbärmlicher Angst vor den Folgen eines allzubilligen Rausches. Ich sah klar, ich dachte, ich hatte mich gefaßt. Sie sah jetzt erstaunt auf, die Schultern fielen herab, mit ihren Händen bedeckte sie ihren Schoß, wie um ihn zu schützen. Sie hatte die Hände ineinander gefaltet, und der starke Schein der Nachmittagssonne brach sich in den kleinen Steinen ihrer vielen Ringe.

An ihren Brüsten änderte sich etwas, ich verfolgte es mit Spannung, mit einer Art entzückten Sehens. Die Brustwarzen hatten sich eben aufgerichtet und standen wie stumpfe, aber blutbefleckte Lanzenspitzen starr empor. Unter der linken Brust aber pochte ihr Herz, die etwas feuchte Haut in winzigen Hüben bewegend. Ebenso bewegten sich, stumm vorwärtsstoßend, ihre Lippen. Sie sprach nicht, sie zitterte nicht. Vielleicht wartete sie nicht mehr. In ihrem Blick lag etwas wie ein schüchternes Entsetzen. Ich trat näher zu ihr, ich strich ihr, um nicht im Bösen von ihr fortzugehen, über den Scheitel, dann streifte ich ihren Mund und faßte endlich fest und wie um zu danken, ihre Hände, löste sie voneinander, küßte jede für sich auf den Handrücken und ging in das Zimmer zurück. Sie begann zu weinen, und das häßliche Bett knirschte unter ihrem Körper, den sie hin- und herwarf. Ich hatte schon den Hut in der Hand. »Bitte, bitte«, stammelte sie, »kannst du nicht noch fünf Minuten warten?, ich schäme mich vor dem Wirt.« Ich tat ihr den Willen und blieb noch fünf oder sechs Minuten neben ihr, zählte die Sekunden und dachte an nichts. Sie hatte sich etwas beruhigt und hatte sich mit dem Kopf nach der

Wand zu gelegt. Ihre Hand suchte etwas auf dem Nachtkästchen. Ich verstand sie jetzt gut und ich glaubte, daß auch sie mich verstand. Ich gab ihr eine von ihren billigen Zigaretten in die eine, die Streichhölzer in die andere Hand, sie setzte sich auf und rauchte stumm. Ich nahm meinen Hut und schlüpfte hinaus. Als ich wegging, kam mir etwas nach. Ich war mit dem linken Schuh in ihre Spitzenwäsche getreten, und das Ding kam mir gar zu getreulich nach. Erst auf der Treppe befreite ich aufatmend und mich sofort beruhigend die Ösen von einem winzigen Stück weißer, unschuldsvoller Spitze, das an ihnen hängen geblieben war. Unten bezahlte ich bei dem Hotelbesitzer die Zimmermiete. Auf der Straße besann ich mich und kaufte, obgleich mein Geld so knapp geworden war, daß ich verschiedene Kleinigkeiten vor einigen Tagen hatte ins Pfandhaus tragen müssen, im Tabakladen ein Päcklein der besten Zigaretten und hinterlegte es im Hotel, wo man meine Wiederkehr sehr belächelte. Ich lächelte nicht.

12.

Seitdem ich mit meinem Reifezeugnis heimgekommen war, hatte ich gefürchtet, meine Mutter würde mich nun fragen, welche Pläne ich hätte. Ich war mir jetzt nur über eines klar geworden, ich wollte frei sein. Ich wollte mich von ihr trennen, ich wollte nie mehr hierher zurückkommen, um hier, innerhalb meiner Familie und für sie, zu leben. Natürlich machte ich mir Sorgen, wovon ich existieren und wie ich mein geistiges und leibliches Brot erwerben sollte. Es waren gerade diese Fragen, die meine Mutter begriff, und die sie nun endlich, am Abend des Tages mit Lily-Fine mit mir ordnen wollte. Wir hatten alle vier zu Abend gegessen, das heißt, zuerst hatte Postillion, den meine Mutter noch nährte, in ihrem Schlafzimmer die Brust bekommen, dann hatte Marthy für meine Mutter und mich aufgetragen. Sie war jetzt aber nicht mehr zu bewegen, mit uns zu essen. Nicht aus Demut! Im Gegenteil. Bei den Portiersleuten, die ihre Vertrauten waren, hatte sie gesagt, sie sei zu stolz, um von Habenichtsen und ›Schöngestern‹ – (das letztere sollte ich sein, bei dem sie die Begriffe schön und Geist auf

dumme Weise durcheinanderbrachte) – an deren Tisch geduldet zu werden und zu essen, was abfiel und was im Grunde von ihren Sparpfennigen bezahlt sei.

Aber an ihrer Treue war deshalb nicht zu zweifeln, ihre Anhänglichkeit an meine Mutter und meinen Bruder spielte sogar eine Hauptrolle in dem nebelhaften Lebensplan, den ich mir zurechtgemacht hatte. Sie aß also in der Küche, unaufhörlich aufstehend und etwas besorgend, denn Ruhe war ihre Sache nicht. So lief sie an diesem Abend wohl zehnmal an den Herd, wo in einem großen Eimer das Badewasser für mein Brüderchen warm gemacht wurde. Ein Thermometer verabscheute sie von ganzem Herzen. Andererseits wußte sie, daß ihre Hände von der Küchenarbeit so abgehärtet waren, daß sie warm von heiß nicht mehr sicher unterscheiden konnten. Das Wasser mußte aber doch die richtige Temperatur haben, 24 Grad. Und hatte sie. Wie es die alte Magd einrichtete, war ihr Geheimnis.

Das Brüderchen hatte nach den ersten Monaten etwas gekrümmte, an den Gelenken angeschwollene Glieder bekommen. Meine Mutter hielt es für den Beginn der englischen Krankheit. Aber Marthy, die nie ein Kind gehabt hatte, verstand nicht nur die Krankheit, sondern kam auch auf eine Heilmethode, und zwar keine schlechte. Sie deckte den Säugling tagsüber möglichst oft auf, stellte die Wiege in die Sonne, ja selbst im Park setzte sie den Körper Leopolds, unbekümmert um die entrüsteten Blicke der anderen Kindermädchen und einiger älterer Damen, der prallen Sonne aus, so daß unser Postillion jetzt gebräunt war fast wie ein Negerkind. Nur die großen blauen ›verlorenen‹ Augen paßten nicht dazu. Aber die Glieder waren fast ganz gerade geworden. Das sollte aber nicht einzig und allein die Wirkung der Sonnenstrahlen sein, sondern auch die eines etwas grausamen Mittels. Sie zog nämlich dem Kind, dem diese Prozedur anfangs nicht sehr wohl tat, die Beinchen mit aller Kraft gerade, indem sie seine Füßchen in ihre Achselhöhle klemmte und mit beiden Händen an dem Körper zerrte. Meine Mutter hatte es ihr verboten. Ich hatte sie gebeten,

es zu unterlassen, sie versprach es. Sie weinte sogar. Sie tat es aber doch und zwar so geschickt, daß das Kind dabei nicht mehr schrie.

Ich hatte bemerkt, daß sie sich des Irispuders, der einst meinem Vater gehört hatte, bemächtigt hatte, um das Kind nach dem Bade einzupudern. Auch hier sagte ich nein. Aber sie tat es dennoch, und meine Mutter, der ich alles erzählte, wollte oder konnte meinen Widerstand, meine Empörung, nicht begreifen, sie fand es praktisch, denn auf diese Weise kam der teure Puder zu Ehren, denn wer sonst hätte ihn bei uns verwenden sollen?

Ich war es, der sie nicht verstand. Ich verstand sie ebensowenig, wenn sie aus irgendeinem Widerstand gegen die Weltordnung und aus Trotz gegen den himmlischen Vater, an den sie felsenfest glaubte, die Taufe des Kindes hinausschob oder unterließ. Dieser Umstand war im Haus bekannt, und selbst im Park tuschelten die Leute von dem ›Heidenkind‹, das nackt und braun umhergetragen würde und das man nicht taufen wolle.

Etwas Heidnisches lag vielleicht auch in dem Totendienst, den sie gestern mit der großen dicken Kerze vorgenommen hatte, denn in katholischem Land kennt man zwar bezahlte Totenmessen, die zu den Jahrestagen ministriert, gelesen werden, und man läßt eine oder viele Kerzen anzünden zum ewigen Gedächtnis des armen Sünders und zur demütigen Fürbitte bei der hl. Jungfrau, aber diese Kerzen brennen nicht in einem Speisezimmer, selbst wenn dieses zur Erhöhung der Feierlichkeit die guten alten Samtmöbel ohne die nüchternen Staubhüllen zeigt, sondern am Altar.

Meine Mutter gab nun das Kind Marthy, die in ihrer alten, mit Pferdchen und gekreuzten Peitschen bedruckten, blauen Wachstuchschürze an der Tür erschien, zurück, dann schälte sie mir einige Birnen, die ersten in diesem Jahr, die aber noch so hart und körnig waren, daß das Messer in ihnen knirschte.

Nun begann sie, wie um meinen Rat zu hören, über Anninka zu klagen, meine Schwester, über die aus dem Konvikt nicht die günstigsten Nachrichten kamen. Anninka war zwar eine gute Schülerin, ihre Schönheit entwickelte sich – (in einer Umgebung, wo sie fast sündhaft wirkte) – in der letzten Zeit zum Erstaunen, aber sie zeigte eine Eigenschaft, welche sie zum friedlichen Zusammenleben in einer ›Regel‹ zur dauernden und opferwillig geübten Demut im Klosterkonvikt nicht sehr geeignet machte. Sie war nämlich, wie es hieß, herrschsüchtig über die Maßen, hatte tyrannisch alle ihre Zimmerkolleginnen zu ihren Sklavinnen gemacht, so daß sie ihr, und nicht der Schwester Aufseherin gehorchten. Als man Anninka in einen anderen Saal unter viel größere Kinder gebracht hatte, wiederholte sich diese sonderbare Unterwerfung. Anninka schien sich, obgleich sie es bescheiden abstritt, ihrer Macht über die jungen Geschöpfe bewußt zu werden, sie numerierte sie, je nach der Gnade, die sie in ihren Augen gefunden hatten, und die Eifersuchtsszenen zwischen den halbwüchsigen Geschöpfen um Anninkas Gunst wurden so leidenschaftlich, daß die ehrwürdige Oberin meine Mutter hatte zu sich rufen lassen.

Man konnte Anninka keine Schuld nachweisen, sie hatte die Klosterschülerinnen weder zu etwas Unrechtem angeleitet, noch irgend etwas Verbotenes mit ihnen vorgenommen, sie sagte, ihr sei die Anhimmelei sogar lästig, und sie sei damit einverstanden, wenn man sie unter die ganz Kleinen versetze, wenigstens über Nacht. Die Oberin hatte dies meiner Mutter mitgeteilt.

13.

Auch ich konnte kein Urteil abgeben. Ich dachte daran, daß dieses herrische Wesen vielleicht von meiner Mutter ererbt sei. Sie, die sich nach *seinem* Tode mehr denn je an mich angeschlossen hatte und mich mehr als ihren vertrauten Freund und Berater als ihr unmündiges und vielen Irrtümern und Leidenschaften ausgesetztes Kind betrachtete, ahnte meine Gedanken und sagte kindlich: »O nein, glaube nicht, daß ich jemals so gewesen bin.

Auch ich war in einem Konvikt, in der Lehrerinnenbildungsanstalt im Internat, wie es auf lateinisch heißt. Bei Gott, ich habe niemanden tyrannisiert, ich wollte es nicht, nichts als Ruhe und Frieden war mein Weg und Ziel. Ich wollte nur gerecht und billig sein. Wozu hätte ich jemand hypnotisieren sollen? Jeder für sich, Gott für uns alle. Aber die Welt will den Gerechten nicht wohl, ich erfuhr es bereits damals. Ich denunzierte meine Kameradinnen bei ihren oft richtig albernen Streichen nicht. Aber sie wichen mir trotzdem aus. Das Spitzelmädchen war das schönste und verdorbenste Ding in der Klasse, endlich erfuhren sie es, von ihr, denn sie war ja klotzdumm; aber, kannst du dir's vorstellen, sie hingen ihr noch mehr an, und die Professorinnen waren mir böse, daß nicht ich die Rolle des Judas übernahm. Ich habe mich niemals für schön gehalten, dein Vater war der erste, der mir sagte, ich hätte große Augen. Mir war jede Größe recht; sich im Spiegel zu bewundern, hat unsereins keine Zeit. Mir war meine Zeit für Wichtigeres vonnöten. Ja, ja! Ich war wie du! Du bist eben doch – Blut von meinem Blut?!« Ich antwortete nicht, Marthy schäkerte mit dem Kind zu laut in der Küche. Es begann damals schon die ersten deutlich verständlichen Worte zu formen, und meine Mutter war darüber sehr glücklich, schämte sich aber auch etwas darüber: »Eine alte Frau«, sagte sie mit einer gewissen düsteren Koketterie, die ich nie an ihr geliebt habe, »eine so alte Frau und eine so junge Mutter!« »Nun gut!« setzte sie fort, alles einer Reihenfolge nach, die sie sich eben zurechtgelegt hatte, da alles seine Ordnung haben mußte in ihrem abgezirkelten Leben, »nun gut, jetzt zu dir! Mein Baby entwickelt sich wahrhaftig famos, über Anninkas Backfischstreiche wollen wir zur Tagesordnung übergehen, du machst mir am meisten Sorgen, glückliche Sorgen, frohe – – aber doch! Was machen wir aus dir? Mit dem Schusterhandwerk bist du gescheitert. Daß du es versuchtest, gutes Kind, macht deinem Herzen alle Ehre, aber nicht ein jeder ist zum Schuster geboren! Dafür hast du deine Prüfung mit Glanz abgelegt. Es mag dich Anstrengung und Schweiß genug gekostet haben!« Wie fremd, wie abstoßend klangen diese Lobesworte in

meinen Ohren! Und ich konnte die arme Frau nicht zum Schweigen bringen, ich konnte nicht aufstehen und fortgehen, wie ich heute nachmittag von Fine fortgegangen war! »Nun brauchst du Erholung, etwas gute Luft ist dir durchaus vonnöten! Nun hast du, soviel mir bewußt ist, noch das Geld für die vielen Lektionen bei dem Herrn (!) Kaiserlichen Rate zu fordern. Wie wär's, wenn du mit diesem Geld eine kleine Reise unternähmst? Nicht, glaube nicht«, sagte sie, mich wieder durch ihre rührende Güte bezwingend, »nicht, daß ich dir ein Geschenk mit dem machen wollte, was dir zu Recht zusteht und gebührt. Aber sei es, wie es sei. Reise! Einige Wochen Freiheit genießen, auf den Bergen wohnt die Freiheit, und auf der Alm, da gibt es keine Sünde!« Nun lachte sie und sah mich heiter an, und ihr Lachen mischte sich sonderbar mit dem krähenden Kichern des Kleinen in der Küche – »nein, sündigen wird mein Sohn nicht, weder auf der Alm noch hier. Du bist mein Fleisch und Blut. Wir sind nicht wie andere. Deshalb hat es unsereiner bisweilen etwas schwer. Den Schwachen liebt man seiner Schwäche wegen. Uns würde man aber verachten, wenn wir schwach wären. Bleibe dir getreu, dann machst du meinem Mutterherzen die größte Freude. Wenn du zurück bist, hast du gewählt. Vielleicht bin ich dann auch weiter in deinen Plänen inbegriffen, wir sind einander gegenseitig vonnöten, denn so kann es nicht weitergehen ... Nein, ich habe nichts gesagt, denn ich will dir deine schönen Jugendtage nicht verdüstern. Deine Wäsche ist noch nicht geplättet, aber Ende der Woche kann das Vögelchen fliegen. Wie schön! Wie schön! Wäre ich doch ...«

Eben war Marthy mit dem Kind gekommen und reichte es mit stolzer Miene meiner Mutter hin. Wie alt und grau war das Gesicht meiner Mutter im Vergleich zu den blühenden, triumphierenden Farben des Kindes, das jetzt von Gesundheit und Sauberkeit strahlte und dessen Haare ihm bereits in reicher goldener Fülle in das faltenlose Stirnchen hinabfielen. Das ganze kleine Wesen duftete nach Irispuder, und ich wußte nicht, sollte ich mich von ihm abwenden, oder sollte ich es küssen, was ich mir bis jetzt fast

immer versagt hatte. Auch meine Mutter war von Postillions Schönheit entzückt, sie zog die Hängelampe etwas tiefer, um das Kind besser zu beleuchten. Das Auge des Kindes heftete sich aber an mich. Mit schauerndem Entzücken sah ich hinter den noch unbestimmten und vielgestaltigen Zügen meines Bruders das Gesicht unseres Vaters, wie er es gehabt hatte, lange bevor er sich auf seinem Sterbebette im Spiegel gesehen hatte. Marthy hatte inzwischen den Gittervorhang des Kinderbettes hochgezogen mit jenem beruhigenden surrenden Geräusch, das sich mir seit Urkindertagen stets mit dem Gedanken an Schlaf und süßen Traum und Sättigung verbunden hat; und nur damals kannte ich das sonderbare fröstelnde Behagen des Kindes, das trotz allem eifrigen Abtrocknen nach dem abendlichen Bade sich doch erst zwischen den wohlbekanntem Decken seines Bettes richtig erwärmt. Und hier fühlt es sich geborgen und daheim. Meine Mutter, die ich seit seinem Tode nicht mehr hatte für sich selber beten hören, betete jetzt zu Füßen des Kinderbettes, nachdem sie das Gitter wieder herabgelassen hatte. Das Kind streckte seine Fingerchen durch die Maschen, plötzlich schmatzte es mit den Lippen und lachte, dann aber zog es sie wieder zurück und schlief ein.

Meine Mutter holte den alten Atlas hervor und zeichnete mit der Rückseite des Obstmessers einen großartigen Reiseweg, der über Wien bis nach Salzburg, ans Meer und, als das Messer auf dem Papier ausglitt, sogar bis nach Montecarlo und die Azurküste führte. Das sollte der Flug sein, den das ›Vögelchen‹ nehmen sollte.

14.

Der Kaiserliche Rat hatte mir zwar versprochen, ›freiwillig und vorzeitig‹ das Honorar zu zahlen, er hatte bei einem unverhofften Besuch bei uns an einem dieser Abende sogar seine Saffianbrieftasche gezogen, aber ein unglücklicher Zufall waltete über unseren geschäftlichen Beziehungen. Nicht daß seine Brieftasche leer gewesen oder mit Pfandscheinen angefüllt gewesen wäre, im Gegenteil, sie strotzte genau wie die Wangen

ihres Herrn von rosiger Gesundheit, von vielen großen Banknoten, offenbar Tausendkronenscheinen, die ich zum erstenmal in meinem Leben in solcher Fülle sah.

Ich sage es offen, mir graute auch vor dem ›großen Geld‹. Es war mit der Fluch meines Vaters gewesen. Ich verstand es damals noch nicht, da ich es nicht besaß. Aber ich hatte mich (nicht ohne ein leichtes ironisches Lächeln, auch dies eine Errungenschaft der letzten Zeit) so in der Gewalt, daß ich ihm anbieten konnte, einen dieser Scheine morgen früh zu wechseln und ihm die restlichen 750 Kronen in das Geschäft oder in die Wohnung zu bringen. »Aber Sie werden doch Ihre kostbare Zeit nicht unnütz verschwenden?« hatte er eingewendet. Und als ich ihm sagte, ich würde es durch Marthy bei der Post für ihn einzahlen lassen, schien er gar zu erschrecken. »Sie werden doch einer bettelarmen, dummen Magd nicht tausend Kronen anvertrauen?« Als ich mich für Marthys Ehrenhaftigkeit einsetzte, (und dann wären es ja nur 750 gewesen!), schien er sich endlich etwas zu schämen. »Ich dachte nicht an Unterschlagung«, sagte er, »eher daran, daß ein solcher ungebildeter Küchendragoner das Geld aus dem Portemonnaie verliert oder es sich von einem Halunken oder Heiratsschwindler abschwatzen läßt.« Hier war also nichts zu machen. Meine Zeit war ihm zu kostbar, Marthys naive Unerfahrenheit war ihm zu groß, mit einem Wort, der Kaiserliche Rat steckte das Geld wieder in sein Portefeuille zurück. Aber er hatte Vertrauen zu mir, mehr denn je zuvor.

Ich glaubte, er persönlich hätte darauf verzichtet, mich weiter als Lehrer seines sonderbaren Sohnes zu sehen. Wir waren ja gescheitert. Dazu kam, daß Karl zu dieser Zeit leichte Lungenbeschwerden bekam, aber nicht dazu zu bewegen war, zum Arzt zu gehen. Aber nun bat mich der Kaiserliche Rat, den sein Sohn von weitem wie mit Schnüren lenkte, als Freund unter Freunden um die Adresse eines guten Arztes, (ich nannte den Amtsarzt, der meinem Vater zur Seite gestanden hatte), und dann,

fast in gleichem Atem, aber nun aus eigenem Antrieb, um Feuer für seine erloschene Zigarre in dem Posthörnchen aus Meerschaum.

Ich hatte bloß Angst, meine Mutter könne davon erfahren, daß es mit meinem selbsterworbenen Reisegeld so schlecht stand. Etwas Geld mußte ich natürlich auf jeden Fall haben. Und da es mir klar war, der Kaiserliche Rat würde mir, trotz aller meiner Mühe, mich der realen Welt anzupassen, immer überlegen sein, weil er jetzt (wie nach dem Tode meines Vaters) als geborener schäbiger Schuft es verstand, dem Buchstaben nach im Recht zu sein, mußte ich mir das Geld auf andere Weise verschaffen.

Vielleicht hatte das Gespräch mit dem Rat wenigstens das Gute gehabt, mich doch auf eine neue Idee zu bringen. Ich hatte mit Wärme von Marthys Ehrenhaftigkeit in Geldsachen gesprochen, die über jeden Zweifel erhaben war, ganz im Gegensatz zu dem süßlichen Schurken, über den die sonderbarsten Gerüchte im Umlauf waren, die mir sowohl Lilyfine als auch sein unparteiischer phlegmatischer Sohn fast völlig übereinstimmend wiedergegeben hatten. Wenn also von ihm in Gutem wie im Bösen, per fas et nefas, nichts zu erwarten war, dann vielleicht gerade von Marthy, die selbst honett war und daher auch meiner Ehrenhaftigkeit Vertrauen schenken würde, wenn es darauf ankäme. Nur hieß es jetzt schnell handeln, denn es mußte sein.

Lily hatte soviel Stärke und Treue, die Verbindung zu mir nicht nur nicht abubrechen, sondern sie womöglich noch fester, gefühlsinniger (!) zu gestalten, sie begann mir Tag für Tag Briefe zu schreiben, die mich immer noch viel zu tief berührten. Ich fühlte mich ihr unterlegen. Sie hatte alles gegeben, und ich hatte nicht einmal etwas von ihr genommen. Ich war jung, gesund, ich hatte Blut in den Adern. Wozu sich dessen schämen? Es war nötig, der Versuchung auszuweichen. Ich fürchtete, ich würde einer so schlichten Liebe auf die Dauer nicht widerstehen. Ich mußte also fort. Dazu brauchte ich Geld. Ich hatte keines, meine Mutter hatte keines, Marthy hatte etwas.

Nun hatte ich immer geglaubt, Marthys Geld müsse schmutzig, unrein, klebrig, schmierig sein. Denn wenn sie vom Markte zurückkam und auf dem blanken, wie frisch gehobelten, schneeweißen Küchentisch die Banknoten und das Kleingeld ausschüttete, alles das, was sie auf dem Markte auf eine größere Banknote zurückerhalten hatte, wunderte ich mich oft, wie sie es zustande gebracht hatte, nur fettige, zerdrückte, am Rande eingerissene oder sonstwie beschädigte Scheine in die Hand zu bekommen. Dies hatte aber seinen Grund. Denn das Geld, das sie als ihr Privatvermögen betrachtete, und das sie abseits hielt, bestand, wie ich mich bald überzeugen sollte, aus lauter fast neuen, glatten und schönen Scheinen. Diesen *Schatz* hatte sie im Lauf von bald 20 Jahren zusammengespart, und es war die Grundlage, auf welcher sie ihr ganzes Leben aufbaute. Sie war sparsam, sie liebte das Geld und verstand es. Und so wie sie ihr Kind, (von dem sie stets träumte) sich nur in schönen, neuen, falten- und fleckenlosen Wäschestücken und Kleidern vorstellte, so wollte sie ihren Schatz – (ihren Verlobten nannte sie in gleicher Weise ›meinen Schatz‹) – nur in schönen und scheinbar noch unberührten Banknoten bei sich haben. Bei sich, will heißen zwischen den Deckeln eines alten Gebetbuches, dessen Druckseiten sie herausgeschnitten hatte und getrennt aufbewahrte. Daß es ein Sakrileg war, zwischen den Ledereinbänden, die mit einem verblaßten Kreuz in Gold und einer silbernen Dornenkrone darüber geschmückt waren, das schnöde große Geld aufzubewahren, schien ihr nicht zu Bewußtsein zu kommen. Sie verehrte das Geld, war ihm aber damals noch nicht sklavisch ergeben. Sie wollte es ja dem leibhaftigen Schatz, einem Ofensetzergehilfen, zur Verfügung stellen, um für sich den häuslichen Herd aufzubauen.

Auf dieses Geld rechnete ich und zwar nicht bloß auf 250 oder 300 Kronen als Ersatz für die mir vom Kaiserlichen Rat vorenthaltenen Kronen, sondern aus zwei Gründen auf den ganzen Betrag, der etwas über 1900 Kronen ausmachte, wie mir Marthy

gesagt hatte. Ich dachte dabei erstens an meine Mutter, welche Marthy dringender brauchte als diese uns, und an meinen kleinen Bruder. Nun war Marthy ja vor einem halben Jahr freiwillig zu uns zurückgekehrt. Aber der junge Mann – (zwei Jahre jünger als sie, der mit seinem schönen blonden Schnurrbart besonders die verblühenden Frauen und Mädchen betörte), drängte mit Liebkosungen, die ihr zwar noch nicht die Tugend, aber den Schlaf raubten, in sie.

Meine Mutter war zwar viel geduldiger als früher. Aber manchmal kam ihr Gerechtigkeitssinn so ins Kochen, daß sie sich nicht beherrschte. Marthy war an kleinen Fehlern nicht arm, sie war sogar stolz auf sie. Was aber dann, wenn Marthy unser Haus verließ? Konnte ich denn angesichts einer solchen Gefahr die Meinen im Stich lassen? Meine Mutter hatte kaum ein paar gute Bekannte in der Stadt, von einer wahren Freundin ganz zu schweigen. Die Freunde meines Vaters hatten sich verloren. Ich wollte frei sein. Ich mußte frei bleiben, nachdem ich frei geworden war, um jeden Preis. Aber ich wollte frei sein in Ruhe, mit möglichst gutem Gewissen. Zwischen Freiheit und Liebe schwankend, hatte ich mich für Freiheit entschieden. Aber eben deshalb hieß es klug sein und richtig alles vorbereiten und mich in meinem neuen Leben besser bewähren.

15.

Der zweite Grund, weshalb ich von Marthy entweder ihren ganzen Schatz oder gar nichts verlangen wollte, bestand in der einfachen Erfahrungstatsache, daß man, wenn man viel erhalten will, noch mehr verlangen muß. Ich holte sie eines Abends von den Portiersleuten ab, wo sie inmitten einer furchtbaren Unordnung mit so fettigen Karten das Spiel ›Franzfuß‹ spielte, daß die Karten aneinander oder an der Tischplatte klebten, was die Spieler alle zu tausend Schwindeleien und zu lautem, krachendem Gelächter, wie es Marthy niemals bei uns laut werden ließ, veranlaßte. Sie verließ brummend die Tafelrunde, nicht ohne ihren Gewinn, der in einem Blechschälchen vor ihr lag, eingestrichen und das Glas

Kümmelschnaps geleert zu haben, das ihr die Portiersfrau vorgesetzt hatte.

Auf der Treppe bereits versuchte ich Marthy ins Vertrauen zu ziehen, und ich begann nicht etwa mit meinen Geldnöten, sondern mit der von Monat zu Monat aufgeschobenen Taufe meines Bruders. Ich trat allen Ernstes auf als Nachfolger meines Vaters, ich behandelte die alte, reiche, streitsüchtige Magd als ein nicht nur gleichstehendes, sondern höheres Wesen, dem eine wichtige Aufgabe zugewiesen ward, an der bis jetzt alle anderen versagt hatten: nämlich meine Mutter von der Notwendigkeit der Taufe zu überzeugen. Es handelte sich ja, wie Marthy wohl wußte, um keine Formsache, sondern darum, daß meine Mutter den Frieden mit Gott und der Weltordnung machte, den sie seit dem Tode meines Vaters und besonders seit der Entdeckung der frivolen Truhe verloren hatte.

Was hätte sie wohl gesagt, wenn sie von meinen Erlebnissen mit Lilyfine erfahren hätte? Hätte sie mich als Blut von ihrem Blut, oder als Fleisch von seinem Fleisch angesehen? Ich schwieg natürlich darüber. Es gab mir eine gewisse Überlegenheit, Dinge zu wissen, die den anderen verborgen waren. Ja, ich muß sogar sagen, es gewährte mir eine noch größere Überlegenheit, die Menschen durch halb wahre oder unklare Angaben, (um nicht zu sagen Lügen), wie an ihnen unsichtbaren Schnüren dorthin zu führen, wo ich sie haben wollte. So zum Beispiel versuchte ich Marthy jetzt klar zu machen, daß sie selbst die Taufpatin des kleinen Leopold werden müsse, und daß sie dieses Ziel leichter erreichen würde, wenn ich fort wäre und sie allein blieb mit meiner Mutter. Es wäre dies eine ungewöhnlich große Ehrung für sie gewesen, und war im Grunde doch nur das, was sie durch ihre Treue um uns verdient hatte. Nun war der Zusammenhang zwischen der Ehrung als Taufpatin und meiner Sommerreise nur sehr schwach. Trotzdem saß die Angel, und ich zog die Angelschnur ein wenig fester an.

Nun vertraute ich, beim Schein der alten Küchenlampe in Marthys verblühenden, aber von Leidenschaften nicht freien Zügen lesend, ihr so nebenher auch meine Geldnöte an. Der Besuch des in der Stadt als sehr reich und sehr gemein bekannten Kaiserlichen Rates hatte auch auf die Magd Eindruck gemacht. Nun deutete ich an, es seien an 1000 Kronen, die ich als Honorar zu fordern habe, und sie glaubte es. Aber hatte ich das Geld nicht unlängst von ihm bekommen? Nein, ich hätte es nicht nehmen wollen, weil ich es in dem Geschäfte des Rates mit riesigem Gewinn weiterarbeiten lassen könne. Jetzt bot sie mir, ihr altes, mir wohlbekanntes Gebetbuch unter einer Schicht roter flaneller Unterröcke hervorholend, drei Hundertkronenscheine an. Sie hatte den Gebettext zwar am Rande herausgeschnitten, aber treu und fromm unter dem Buch aufbewahrt, das mit neuen Banknoten statt mit alten Gebeten und Heiligenbildern angefüllt war. Ich sagte ihr, ohne weiter auf die Höhe der Summe einzugehen, die ich ruhig liegen ließ, es sei unvorsichtig von ihr, das in langen Jahren so schwer erworbene Geld einfach im Schrank zu halten. Ich nahm das schöne glatte Geld aus den Buchdeckeln heraus und zählte es ab. Ich tat, als ob ich mich verrechnete, und sagte »zweitausend Kronen, damit müßte man doch etwas anfangen können«. Sie streckte die Hand leidenschaftlich nach dem Geld aus, aber die Hand sank unter meinem ruhigen Blick bald wieder auf den Küchentisch, und in ihrem Gesicht wetterleuchtete es. Sie schwankte. Sie stand auf und arbeitete in der Küche so lärmend umher, daß meine Mutter ihr aus dem Schlafzimmer zurief, sie solle sich ruhig verhalten, denn unser Postillion, der die ersten Zähne bekam, war heute schwerer eingeschlafen als sonst.

»Meine Mutter darf keinesfalls etwas davon wissen«, sagte ich, während ich Marthy, die ich um zwei Köpfe überragte, mit einem kameradschaftlichen Lächeln (wie dem eines jüngeren, aber im schlimmen Lauf der Welt besser bewanderten Bruders) umfaßte. Sie schwieg immer noch. Ihre Hände arbeiteten jetzt ohne Arbeit und Ziel in ihrer Schürze umher. Ich setzte mich zu ihr.

»Ich will ganz ehrlich sein«, sagte ich ihr, »niemand weiß, wie ein Geschäft ausfällt. Wenn es für Sie ein zu großes Opfer wäre, mir die 2000 Kronen anzuvertrauen, dann...« Sie ließ mich nicht aussprechen. »Kein Wort weiter«, rief sie laut, dann wiederholte sie dieselben Worte leiser, der Mahnungen meiner Mutter eingedenk. »Nehmen Sie! Eine arme Magd werden Sie nicht betrügen.« »Aber wenn ich Unglück habe, wenn wir mit Verlust arbeiten?« sagte ich. »Ich bin jung und bin neu im Geschäft.« »Ja, aber du bist nicht der gnädige Herr«, sagte sie, aufstehend, ihre Schürze glattstreichend und sich sehr zufrieden mit ihrer roten rauhen Hand über ihren breiten Mund fahrend, als habe sie eben etwas Vortreffliches gegessen, »dir gebe ich es mit Freuden, du hast Glück, ich warte, bis du damit zurückkommst, und ich Sorge mich nicht weiter. Basta! Aber da mußt du mir raten«, sagte sie, mich jetzt unaufhörlich mit du anredend, was sie seit Jahren nicht mehr tat, »wie schwindeln wir den Lorenz (ihren Schatz) an?« »Nichts einfacher als das«, sagte ich ihr, »du schiebst die Gebetbuchblätter wieder zwischen die Buchdeckel« (sie tat es), »dann holen wir aus meinem Schreibtisch Petschaft und Siegellack und machen ein kleines versiegeltes Paket. Und dieses Paket vertraust du gegen Quittung meiner Mutter an. Was kann Lorenz dagegen haben?« »Nichts«, sagte sie zögernd, »ich glaube, eigentlich nichts. Aber du kennst ihn nicht. O diese Männerwelt!« Sie lachte jetzt und war offenbar sehr glücklich darüber, daß sie dem habsüchtigen Bräutigam und auch meiner ahnungslosen Mutter einen Schabernack spielen sollte.

Auf den Zehenspitzen ging ich in mein Zimmer, ich brachte Petschaft und Siegellack. Aber wir hatten keine andere Kerze zur Hand als den Stumpen, der von der Kerze geblieben war, die für meines Vaters Gedenken war angezündet worden. Das viele ›große‹ Geld schob ich nachher nachlässig in die Hosentasche, die glatten Scheine rücksichtslos zusammenknüllend. Diese offenkundige Verachtung des schönen Geldes machte Marthys Vertrauen felsenfest. Ich hörte sie bald darauf in festen Schlaf

verfallen, und ihr Schnarchen störte mich lange genug. Am nächsten Tag nahm meine Mutter das Paket in Verwahrung. Es interessierte sie nicht besonders. Denn auch sie verstand das Geld nicht. Anfang August reiste ich nach Wien ab.

17. (16)

Ich kam zur Mittagszeit in Wien an und gab mein kleines Kofferchen am Bahnhof in Verwahrung. Ich schlenderte an dem herrlichen Tage nach der inneren Stadt. Zum erstenmal fühlte ich mich von Herzen frei. Im Mittelpunkt der Stadt, im Schatten des Stefansdomes, befindet sich ein kleiner, aber ungeheuer bunt und fröhlich bewegter Platz. Ich setzte mich an einen der Marmortische vor dem Café Europe. Der Platz besteht eigentlich nur aus dem Dom auf der einen und dem großstadtartig veruhten Prunkbau an der Ecke des prachtvollen Grabens auf der anderen Seite. Von dem Wasser, das einen besonderen Wohlgeschmack hatte, trank ich Glas für Glas. Fast schien es mir zu Kopf zu steigen. Alles lag hinter mir.

In der besonderen Helle und Durchsichtigkeit dieses Spätsommernachmittages, über welchen bereits ein edelsteinfarbiger, klarer, fruchtbarer, aber kühler und gesättigter Frühherbst hinwehte, gedachte ich vor allem meines Vaters, ohne Bitterkeit. In meinem körperlichen Glück, in dem Frieden dieses sorgenfreien, zukunftslosen Nachmittages, durfte ich seiner ohne Bitterkeit gedenken. Ich tat das, was meine Mutter vor zwei Wochen an seinem Sterbetag beim Schein der dicken Kerze getan hatte. Ich feierte meine Versöhnung mit ihm bei dem flirrenden, gewichtlosen und doch fast greifbaren, klaren Licht, das über die steilen, taubenblauen Dächer des gewaltigen gotischen Domes zu mir kam und sich auf den Wasserperlen der Wasserkaraffe in tausend Regenbogenfarben brach.

Ich wollte meinen Vater nicht verraten. Ich wollte ihn nicht verlassen. Ich wollte ihn weiterlieben! Aber nicht mehr mit dieser rauschartigen Liebe, die ihm nicht gerecht geworden war. Ich muß

ihn oft gequält, ihn oft in seinem federleichten Lebensgenuß bedrückt haben.

Ich hatte in ihm etwas Übernatürliches gesehen, in meiner Liebe aber nur eine ganz natürliche Sache. Jetzt sah ich in ihm einen Menschen fast wie *jedermann*, gemischt aus Höherem, Halbgöttlichem, und Niederem, Animalischem. Dieses hatten sie für seine Schwächen gehalten. Aber waren sie nicht aus seiner Natur gekommen? Er hatte niemandem schaden wollen, nur selbst glücklich und genußreich sein. Nicht er, sondern meine Liebe hatte das Unnatürliche gehabt. Ich hätte nur Gott so lieben dürfen wie ihn oder keinen.

Aber jetzt blieb mir mein Ich, winzig klein, aber immer noch unendlich mehr als das Nichts. Denn auch das ist Größenwahn, wenn ein Wesen wie ich sich dem Nichts gleichstellen wollte. Denn dann wäre es dem allmächtigen Tode gleich.

Ich stand auf, als es bereits gegen Abend ging. In der Nähe unweit des Grabens und einer barocken schönen Mariensäule befand sich ein Hotel. Es mußte mir sofort gefallen, ich wollte möglichst dem Platz meines Freiheitsglücks, dem Stefansplatz, nahebleiben. Ich hatte kein Gepäck, bloß den Schein für mein abgeschabtes Kofferchen. Ich hatte aber Geld. Ich machte mir kein Gewissen daraus, mir von diesem Geld, das mir nicht gehörte, einen schönen schweren Schweinslederkoffer mit gesteppten Nähten zu kaufen. Und damit der Koffer nicht durch sein leichtes Gewicht auffallen sollte, kaufte ich mir zwei Paar Schuhe, etwas Wäsche, ein paar Bücher. Ich hielt einen Wagen an, (zum erstenmal im Leben auch dies), und kam auf den Gedanken, zuerst in den Prater zu fahren, auf dem Rückweg mein Kofferchen von dem Bahnhof abzuholen, der in der Nähe dieses Parkes gelegen ist. So geschah es. Ich landete mit zwei Koffern in dem Hotel, ich fragte nicht nach dem Preise, sondern packte alles aus, wusch mich, trank nochmals von dem unbeschreiblichen Wasser und trat auf die Straße hinaus, von einem fröhlichen Hunger getrieben, – (nicht nur Hunger nach Nahrung, sondern nach Leben und Zukunft!); in

einem guten Restaurant bekam ich ein herrliches Essen, zartes Fleisch, würziges Gemüse, duftige Mehlspeisen, einen Kaffee voll Mark und Süße, einen leichten Wein und Zigaretten von solchem Aroma, wie ich sie mir noch nie gegönnt hatte. Nach dem Ende der Mahlzeit trat ich auf die Straße hinaus, wo die Bogenlampen, vom Winde leise bewegt, wie Monde zwischen den stillen Mauern der Häuser brannten, und ohne Spur von Müdigkeit und Trübsinn ging ich schnell bergauf, bergab, durch die innere Stadt in die Vorstädte und aus den Vorstädten in die Landschaft, Weinberge, Wäldchen, Wiesen und Dörfer, wo die im Talgrunde liegende Stadt übergang in das freie Gefild, über dem ein warmer, reiner, würziger Wind vom Wienerwald her wehte.

Mein Glücksgefühl wuchs auf eine mir unbegreifliche Weise, je länger ich ging. Ich kam erst gegen Morgengrauen heim. Ich verschlief den ganzen Tag ...

In der nächsten Zeit, bei dauernd herrlichem, trockenem, mehr oder weniger windigem Wetter, das jenseits des Sommers, aber noch nicht diesseits des Herbstes stand, lebte ich in einer Leichtigkeit, einer Gewichtslosigkeit, die ich niemals für möglich gehalten hatte. Ich dachte vor, ich dachte wenig nach. Ich vergaß. Ich lebte gerade in den Tag hinein. Ich kaufte mir was mir gefiel, und da meine Bedürfnisse in bezug auf Kleidung und Nahrung immer bescheiden gewesen sind und ich die Preise hier nicht teurer fand als in meiner Heimatstadt, schien es, als ob das Geld, auf das ich mir ein gewisses Notrecht einräumte, nämlich jene 250 Kronen, immer und ewig währen würde. Erst wenn ich mehr ausgab, hätte ich vielleicht die Schranke zwischen ehrlich und unehrlich überschritten. Nur dann kam jenes wertlose Paket, für das sich meine Mutter so blind verbürgt hatte, ans Licht und damit meine List.

Ich lebte reuelos, aber nicht gedankenlos. Im Gegenteil, jetzt, wo ich niemanden mehr von ganzem Herzen liebte und wo alles so herrlich ›flink und federleicht‹, um mit *ihm* zu sprechen, ja wie auf Flügeln schnell und ohne Laut an mir vorübergetragen wurde,

wurden meine Gedanken von einer durchsichtigen, weder von Trauer noch von Bitterkeit, noch auch von Sehnsucht und von Ehrgeiz getrübt Klarheit. Ohne Zittern, heiter, meiner Jugend und Gesundheit bewußt, entsann ich mich der Sternenkarte, die er und ich auf den Knien gehabt und studiert hatten auf den kühlen Stufen der Treppe. Die Fixsterne waren bis zu einer Million Lichtjahre von mir entfernt. Also: wenn in jeder Sekunde das Licht 300 000 Kilometer durchmißt, weit mehr als ein menschlicher Blick auf der Erde je umfassen könnte, auch vom höchsten Gipfel aus, so sammelten sich diese 300 000 Kilometersekunden zu richtigen Minuten, diese zu Jahren, diese Jahre zu Jahrzehnten, zu Jahrhunderten, überfluteten weitaus die höchste Lebensgrenze des Einzelnen, gingen in die Zehntausende und entschwanden jeder Art menschlicher Historie, Erzählung und Sage von menschlicher Größe und Heldenkraft! Was waren dann eines Nabobs unermeßlicher Reichtum und eines Napoleons diktatorische Herrschaft? Aber hier war noch lange die Grenze nicht, Hunderttausende von solchen Unendlichkeitsjahren machten erst allmählich die Millionen voll.

Aber ich der wagemutige Student nachts am Hoffenster eines Hotels, sah mir froh diesen Stern an, ich überwand durch ein glückliches Zusammentreffen den Abgrund der Licht-Äonen, und meine Winzigkeit trat in Berührung mit ihm. Wir kannten uns. Wir genügten uns. Wir hatten auf einander gewartet, der Lichtstrahl des Sternes dort und die Netzhaut und mein Bewußtsein hier, und wir hatten einander bei diesem Rendezvous nicht verfehlt, wir gehörten zusammen. Wer weiß, wie lange? Was lag daran? Treue ist vielleicht Tod. Ich lebte. Ich war meiner und seiner bewußt und froh. Ich freute mich an ihm so gut wie jenseits von Zeit und Raum. Aus diesen Gedanken und Gefühlen begann ich meine Philosophie der Gewichtlosigkeit zu entwerfen, die Theorie einer Freiheit in Ausgleich des Einzelnen, und in der ewigen Begegnung zwischen All und Nichts.

18. (17)

Mit aller Kraft widerstand ich der Begierde, diese Gedanken niederzuschreiben. Ich sagte mir, daß ich viel zu jung und lebensunkundig sei, um bereits jetzt etwas Dauerndes hervorzubringen.

Ich hatte einen Nachbarn, der spät abends heimkehrte, meistens sogar später als ich, und der sich an seinen Schreibtisch setzte, um etwas auf seiner Maschine niederzuschreiben. Die ersten Klappergeräusche gingen an meinem Ohr fast spurlos vorüber. Aber dann horchte ich aus dem Halbschlaf heraus auf, zählte die Tipps, (wenn man das Buchstabengeräusch so nennen darf), ich zählte unwillkürlich deren Zahl. Waren der Tipps drei, dachte ich an *Ich*, waren es fünf, dachte ich an Vater, schließlich sprang ich aus dem Bette heraus, warf die Kleider um, und lief noch einmal auf die Straße. Als ich einmal gegen zwei Uhr nachts heimkam, erschien der Nachbar, ein rothaariger magerer junger Mensch, auf seiner Schwelle, ein dickes gelbes Kuvert in der Hand. Er wunderte sich, mich auf dem Treppenflur zu treffen, ich wunderte mich, wie ein Mensch die Unverschämtheit haben konnte, bis zwei Uhr nachts die Nachbarn im Schlaf zu stören. Ich dachte daran, mich bei dem Geschäftsführer zu beklagen oder ausziehen. Aber beidem kam der Nachbar zuvor, indem er am nächsten Abend zur gewohnten Stunde (seine Stunde!) an meine Tür klopfte und fragte, ob er mich vielleicht im Schlafen störe. Wenn ja, wolle er unten in der zu dieser Zeit meist leeren Hotelhalle arbeiten.

Ich verneinte. Wir kamen ins Gespräch, er nannte mir seinen Namen, Josua Wharf. Sein Vater war Schotte, die Mutter Schweizerin. Sein Alter war schwer zu bestimmen, der Grad seiner Intelligenz, die Redlichkeit und Gesinnung, das Maß seines Wissens und seiner Aufrichtigkeit undurchschaubar. Er war Journalist, hatte aber begonnen, sich auch mit der neuen Pressephotographie zu beschäftigen, und probierte seinen kostbaren, aber schwerfälligen

Apparat an allen möglichen Objekten aus, bei jedem Wetter und bei allen Tages- und Nachtzeiten, also auch an mir ...

Ich hatte niemals einen guten gleichaltrigen Freund, kaum jemals einen Kameraden gehabt, und seine Gesellschaft störte mich nicht. Er erschien stolz eines Tages mit einer großen Photographie von mir, sie war so geschmeichelt, daß ich mich nicht wieder erkannte. Er schien sich über meine Verlegenheit nur zu freuen, gab mir aber das Bild nicht, sondern sagte, er wolle es für seine im Werden begriffene ›Kartothek kommender Männer‹ aufbewahren. Ich, (ein Junge von kaum neunzehn Jahren), mußte ihm für seinen Zettelkasten die Daten meines Lebens, Alter, Geburtsort usw. angeben. Als er mich nach meinem künftigen Beruf fragte, wurde ich still. Ich wußte ihn noch nicht. Ich bat ihn, mit dem Ausfüllen der Rubrik zu warten. Er tat dies natürlich gern. Ich konnte nicht annehmen, daß er mich überhaupt allzuernst genommen hat.

Was war ich ihm und was er mir? Auch diese höchst oberflächliche Bekanntschaft reihte ich in mein System der Gewichtlosigkeit ein. Aber wenn ich meine bisher weitaus engste, schwerste und wahrhaft tragische (oder komische?) Beziehung, die zu meinem armen Vater, mit unserer ganzen luftigen Bekanntschaft verglich, konnte ich ›am letzten Ende‹ keinen so ungeheuren Unterschied erkennen. Als ich am Sterbebette meines Erzeugers gewesen und mein Flehen und meine Verzweiflung (oder meine Rettung) ihm nicht einmal Widerstand abgenötigt hatten, was war ich ihm gewesen? Der allzugehorsame, allzudemütige Sohn, der Bringer des Spiegels, in dem er seine verlorene Jugend und Schönheit sah. Wenn er sich nicht einmal soviel Mühe um den einzigen Sohn gab, wie er sich um eine etwas unbedeutende, hübsche und armselige Person wie Lily (zu seiner Zeit) gegeben hatte, so konnte ich nur wiederholen, daß sich jeder Mensch, welcher der widerspruchsvollen Welt gerecht zu werden strebt, sich jeder Schwere zu entäußern hat. Denn je leichter er sich macht, je weniger ernst er sich und seine Notwendigkeiten

nimmt, von denen stets die eine der andern, widerspricht, desto weniger erbärmlich ist er. Banal gesagt, desto besser geht es ihm. Mir ging es jetzt gut.

Mit Wharf kam ich öfter auf Rennplätze, ich machte mit ihm Nachtfeste, Praterwagenfahrten in einer Art Blumen-Festzug, garden-partys, andere größere Gesellschaften, Militärparaden in und vor der Stadt mit. Auf dem Trabrennplatze photographierte er die Pferde und bekam für das Versprechen, Bilder zu schicken, gute Ratschläge von den zwerghaften sehnigen Jockeys, Tips, aber das waren andere als die Tipps auf der Maschine. Die dumme Ähnlichkeit der Worte machte mich lachen. Sehr zu seinem Verdruß, da er nicht ertrug, daß man lachte oder sich ärgerte, ohne daß er wußte warum. Aber seine Tips erwiesen sich meist als falsch, und mir machte es manchmal Spaß, mit der Spitze meines Bleistifts in dem Rennprogramm die Pferde anzuzeichnen, deren Gangart mir gefiel. In drei von fünf Fällen hatte ich recht; mein Vater hatte viel von Pferden verstanden. Zuviel sogar, sagte er oft, um zu gewinnen. Denn er traute den Jockeys nie, weil sie die ›Form‹ ihrer Pferde je nach den Wetten zurückhielten oder nicht.

Eines Nachmittags lud mich aber Wharf zu einer anderen und zwar viel aufregenderen sportlichen Sehenswürdigkeit ein. Ein verrückter Graf sollte ein Flugzeug erfunden haben, das er Girakter nannte und das von jedem Platz ohne Anlauf in die Höhe steigen und sich ebenso an beliebiger Stelle niederlassen konnte; plötzlich entsann ich mich des Freundes meines Vaters, und vor allem der jungen Gräfin, und zum erstenmal seit meinem Abschied von zu Hause stockte mir das Herz. Ich nannte Wharf den Namen des Erfinders, bevor er ihn aussprach. Er staunte, denn meine Vermutung war richtig. Der Girakter sollte in Gegenwart einiger Generalstäbler und der Direktoren des Aeroklubs an dem gleichen Nachmittag, vorausgesetzt, daß Wind und Wetter gut blieben, eine wichtige Probe bestehen. Ich kam nicht mit. Ein Gewitter drohte, behauptete ich. Die schöne Zeit sei vielleicht zu Ende. Aber ich fürchtete ja nicht das Wetter. Ich fürchtete, das einzige Wesen auf

Erden wiederzusehen, das fast ebenso tief in mir weiterlebte wie er. Mein Nein ärgerte den Journalisten, aber ich erklärte es ihm nie, und verlor ihn plötzlich ebenso unerwartet, wie ich ihn gewonnen hatte. Und seine Sprachschnitzer waren so komisch gewesen!

19. (18)

Wenn ich sage, daß ich Wharf ganz unerwarteterweise verlor, will das nicht heißen, daß ich eines Tages sein Brieffach in der Hotelhalle leer gefunden und am Abend das Geklapper seiner kleinen Schreibmaschine vermißt hätte, weil er ohne förmlichen Abschied abgereist war. Sondern unerwartet deshalb, weil unserem Abschied ein kleiner Wortwechsel vorausging, den ich erst später verstand. Wharf, dessen Neugierde der wundeste Punkt war, der einzige, in welchem er seines Phlegmas ungeachtet eine Art Berufsehre einsetzte, fragte mich drei Tage nach dem übrigens wenig sensationell verlaufenen Erstlingsversuch des gräflichen Girakters, der nur einen ›Hoppser‹ gemacht hatte, nicht mehr und nicht weniger, ob ich der Sprößling eines Flickschusters sei. Nun war er der letzten Feinheiten der deutschen Sprache noch nicht mächtig. Einerlei. Ob er nun wußte oder nicht, daß Flickschuster im allgemeinen einen in seinem Beruf gescheiterten richtigen Schuster bedeutet, ich versagte ihm die Antwort darauf mit dem Hinweis, es sei unnütz für ihn zu wissen, aus welchen Kreisen ich stamme; ich hatte ja auch nie nach seiner Herkunft gefragt und möge ihn leiden wie er sei. Statt sich mit dieser Antwort zu begnügen, begann er über meine Eitelkeit zu witzeln, ich tat ihm nicht den Gefallen, mich zu erzürnen, und erzürnte ihn um so mehr. »Gut«, sagte ich endlich, »wenn Sie es wollen, bin ich der Sohn eines Flickschustergehilfen oder gar nur Lehrlings, das ist immer noch eine Stufe tiefer. Sie sehen, ich wohne in einem guten Hotel und verkehre mit Ihnen, also habe ich mich emporgearbeitet.« Diese Ironie versetzte ihn in helle Wut. Er hatte erwartet, ich würde fragen, woher er diese Information habe. Und daß ich so wenig neugierig war, brachte ihn in solche Rage, daß er die Ärmel aufkrempelte und mir einen Boxkampf anbot. Ich sagte

ihm, ich sei einverstanden, wolle aber erst Boxlektionen nehmen; vielleicht bei ihm? Und als er wütend den rothaarigen Kopf schüttelte, sagte ich, es sei zu seinem Vorteil! Denn es sei bekannt, daß ganz ungeübte Boxer aus reiner Unerfahrenheit die erfahrensten Boxer knock out schlagen, (was man oft in komischen Filmen gezeigt hatte). Es sei also nur fair play, wenn wir damit warteten. Ich stünde ihm gut dafür. »Ja«, sagte er zufrieden, die Ärmel wieder hinabrollend und mit zischendem Geräusch zur Seite spuckend, »ganz genau so hat man Sie mir geschildern.« »Geschildert«, verbesserte ich. Nur ein wütender Blick war die Antwort, Wharf hatte mir vorderhand die Freundschaft gekündigt, blieb aber im Hotel, und sein Geklapper wurde quälender denn je, da ich mir einbildete, er tue es absichtlich, um mich im Schlafe zu stören.

Die schöne Jahreszeit neigte sich ihrem Ende zu. Sollte ich bereits heimkehren? Nichts war entschieden. Ich hatte mich für keinen Beruf ausersehen gefühlt, es sei denn für den Beruf der Freiheit. Dies erschien mir gleichbedeutend mit Philosophie. Denn was ist reine Philosophie anderes als reine geistige Freiheit? Aber wie sollte ich davon leben, vorausgesetzt, daß ich dafür leben wollte? Ich überzählte meine Barschaft, das heißt das, was von Marthys Geldern geblieben war. Es stellte sich heraus, daß ich in den vier Wochen 251 Kronen verbraucht hatte, also genau eine Krone mehr, als mein Guthaben bei dem Kaiserlichen Rat betrug. Woher sollte ich aber das Geld ersetzen? Zahlte ich es aber Marthy nicht zurück, so verlor diese vielleicht in ihrer Sehnsucht nach dem ›Schatz‹ die Geduld, und meine arme Mutter und mein unschuldiger Bruder waren in einer tristen Lage.

Ich mußte also zu Geld kommen. Nun hatte mir gerade an diesem Tage der Kaiserliche Rat auf die Bitte seines Sohnes einen langen Brief geschrieben, die Schreibfaulheit Karls mit Krankheit und Müdigkeit entschuldigend. Der Rat wollte, ich solle möglichst bald zurückkehren. Ich sollte meine Lektionen bei dem immer zarter und empfindlicher werdenden Studenten (und Genie?)

fortsetzen, er wollte mich, damit ›ich einen bürgerlichen ausfüllenden Lebenszweck‹ habe, solange kaufmännisch beschäftigen, bis ich mit Karl zusammen auf die Universität in Wien gehen würde. Und worin bestand dieser Lebenszweck? Er schrieb, ebenso ausführlich wie geheimnisvoll, es handle sich um eine sittlich kommerzielle Sache, bei der er sich die Mitarbeit des guten alten Peters gesichert habe, der trotz seiner Gelbsucht von großem Arbeitseifer erfüllt sei und auf den eigentlich die Idee zurückgehe. Wenn ich das langatmige Geschreibe recht verstand, handelte es sich um – Sträflingsarbeit. Bis jetzt beschäftigte man einen großen Teil der zu langen Freiheitsstrafen verurteilten Menschen mit ziemlich untergeordneten Tätigkeiten wie Tütenkleben, Pantoffelschneiden und Schachtelkleben, Kuverts anfertigen, komischerweise alles Sachen, zu denen Kleister gehört. Er (oder Peters) hatte aber die Idee gehabt, in den Zuchthäusern und Gefangenenanstalten statt dessen kleine Handschuhfabrikationen und Krawattenmanufakturen einzurichten. Wenn man den beiden kommerziellen Herren glaubte, war es wirtschaftlich purer Wahnsinn, den in Freiheit lebenden Arbeitern, Zuschneidern und Steppern usw. Riesenlöhne zu zahlen, mit denen sie doch niemals zufriedengestellt sein würden. Wenn man aber den bereits vom Staate verköstigten und wetterfest untergebrachten Opfern ihrer Leidenschaften und Triebe die Kunst des Handschuh- und Krawattenfabrizierens beibringe, tue man ein gutes Werk. Denn wenn der Zuchthäusler in diese handwerkliche Schule gegangen sei, könne er nach seiner Entlassung und moralischen Wiedergeburt – brauchbares Mitglied der Gemeinschaft werden – praktische Humanität ohne Risiko usw. usw. Mir widerstand dieser Gedanke. Mich ließen sogar die ›konkurrenzlosen Preise‹ die auf diese Art zu erzielen wären, kalt.

Dennoch mußte etwas geschehen. Ich dachte hin und her. Wharf beantwortete meinen Gruß nicht, und gerade jetzt hätte ich gerne mit diesem älteren und erfahreneren Kameraden gesprochen, und ich bereute, daß ich mich so offen gegeben und

ihn unbewußt gedemütigt hatte. Hinter der Angabe über den Beruf meines Vaters hatte ich, vielleicht ohne Grund, eine kleine Bosheit von Seiten des Grafen oder seiner Tochter vermutet, und hier war ein wunder Punkt für mich. Aber war es denn wahrscheinlich, daß sie sich meiner nach so langer Zeit erinnerte, daß sie mir zürnte, weil ich einer Begegnung mit ihr ausgewichen war? Wir hatten uns ja nur einmal im Leben gesehen, nie miteinander gesprochen!

Ich wußte es nicht. Es änderte übrigens nichts an meiner Lage. Ich brauchte Geld, denn ohne Geld ist auch der Freieste ein Sklave.

20. (19)

Ich kam auf der Gotthardpaßroute im Expreszug durch die Alpen, mußte dann umsteigen und sollte von Montecarlo (oder Monaco) aus zum erstenmal das Meer sehen. Aber schon auf den letzten Stationen vor dem Endziel kam mir in den Sinn, daß man mich ohne Legitimation nicht in die Spielsäle einlassen würde. Im Ausland hatte ja mein Schulzeugnis noch weniger Wert als in Wien, wo man im Hotel darüber gelächelt hatte. So kam es, daß mich bei meiner Ankunft in der hochgelegenen Station weder die schönen, von einem kürzlich niedergegangenen Gewitter noch triefenden, im Abendsonnenglanz geradezu feurig glänzenden Palmen vor dem Bahnhof, noch auch das in der Tiefe schieferfarben glimmernde, von wenigen Fischersegeln in Rostbraun und Weiß belebte Meer tiefer berührte.

Auf der Fahrt hatte ich kaum die Augen geschlossen. Aber ich war jetzt, wie mir schien, weniger müde als bei meiner Abreise von Wien. Ich nahm einen Wagen und ließ mich zum Kasino fahren. Aber als dieses, ein geschmackloses, überladenes Gebäude, vom Kutscher mit dem Peitschenstiel unter Grinsen bezeichnet, auftauchte, überlegte ich mir, ob es nicht besser wäre, wenn ich zuerst ein Hotel aufsuchte, um mich für die Spiele zu sammeln. Abgesehen davon war ich auch des Glaubens, es würde nur nachts

hazardiert. Meine Vorstellung von Montecarlo war stets mit dem Bild von hell strahlenden Spielsälen in Gold und Rot, von aufgeputzten Frauen, olivenfarbenen Brasilianern mit erbsengroßen Diamanten in den bunten Krawatten, hoch aufgeschossenen, unnahbaren, weißblonden Großfürsten und dergleichen erfüllt. Ich kannte weder die Spielregeln, noch beherrschte ich auch nur annähernd die französische Sprache, ja ich hatte nicht einmal hier gültiges Geld.

Ich ließ also den Wagen am Kasino vorbeifahren und zeigte dem Kutscher mit der Hand vage in einer der zum Meer abfallenden Straßen ein Hotel. Es standen ihrer viele in einer Reihe, und es war mir gleichgültig, welches er wählte. Ich bekam ein schönes Zimmer, das aber weder auf die Straße noch auf das Meer hinausging, sondern auf kleine Gärten, Kleinviehställe, auf einen Gasometerdom und sogar auf einige Fabrikschlote, – freilich waren sie nicht so hoch wie die, welche ich von dem Hotelzimmer (mit Lily) gesehen hatte. Ich wusch mich und verlangte ein Bad, es gab aber keines, oder das einzige Badezimmer war gerade besetzt, oder man hatte Gäste darin untergebracht. Ich verstand das Französische nicht, winkte ab und ging etwas verdrossen und jetzt doch die sehr lange Fahrt in den Knochen spürend auf die Straße.

Ich versuchte auf den Hauptplatz zu kommen, (es mußte doch solch einen Platz mit Rathaus, Kirche, Denkmal und Musikpavillon geben), fand mich aber nach zwei Minuten wieder vor dem prunkvollen Portal des Kasinos, das auf einen sehr gut gepflegten Rasenplatz hinausging, in dem ungeheure Blumenbeete in einer so strotzenden Blüte standen, daß der Geruch meinen armen brennenden Schädel mehr betäubte als erquickte. Es standen Bänke genug umher, ein sehr elegantes Caféhaus gegenüber dem Kasino bot Schatten unter fransengeschmückten, vom Wind geblähten, cremefarbenen Sonnensegeln und versprach alles an Erfrischungen, was einer wollte. Ich nahm also dort in einem bequemen, funkelnagelneuen Korbstuhl vor einer etwas defekten Marmortischplatte Platz. Aber

es hielt mich nicht. Denn bevor der Kellner die Bestellung ausgeführt hatte, war ich aufgesprungen, – (oder irgend etwas in mir, in dem ruhebedürftigen und nach Eiskaffee durstenden Menschen), ich stand vor dem Portal und spekulierte angestrengt darüber nach, wie ich mich hineinschleichen könne, ohne eine Legitimation vorzeigen zu müssen und mein Alter, das heißt meine Jugend und Unmündigkeit zu verraten, denn ich wußte genau, daß Minderjährigen das Betreten der Spielsäle streng verboten war.

Ich hielt meinen Hut in der Hand. Eine junge (aber nicht mehr ganz junge) Person in Apfelgrün, die entfernt an die Offiziersfrau erinnerte, die das letzte Abenteuer meines Vaters gewesen war, schlängelte sich an mich heran, nahm mir, ihre winzigen aber sehr schönen bläulichweißen Zähne in einem ebenso nichtssagenden wie bezaubernden Lächeln zeigend, den Strohhut, (einen fein geflochtenen Panamahut mit schottisch gemustertem schmalem Band) aus meiner Hand und begann, sich damit das ovale, regelmäßige, etwas geschminkte Gesicht zu fächeln. Ich war so überrascht und verlegen, daß ich beinahe schon entschlossen war fortzugehen, ihr den teuren Hut, dessen Krempe sie rücksichtslos hin- und herbog, zu lassen und in das Caféhaus zurückzukehren, von dessen Terrasse aus der Kellner mich bemerkt hatte, das hohe Glas mit Eiskaffee noch auf dem Tablett.

Aber die junge Dame hielt mich zurück, sie schüttelte mit einer Art Mütterlichkeit den Kopf, so daß die großartigen, perlgrauen, in Zöpfchen geflochtenen Straußfedern ihres Rembrandthutes schwankten, als wolle sie mir andeuten, ich solle mich nicht fürchten, denn sie meine es gut mit mir. Sie faßte meinen Arm und führte mich etwa so, wie man ein ungebärdiges, mit der bösen Welt noch nicht ganz vertrautes, wildes, einjähriges Füllen umherführt, vor dem Kasino hin und her, ja sie machte dann die Runde um das gewaltige Gebäude, das aus der Nähe noch geschmackloser aussah als aus der Entfernung. Sie sprach mich in verschiedenen Sprachen an. Verstehen konnte ich keine, schon infolge meiner Aufregung, es dröhnte mir in den Ohren. Sie nickte

zwar zu meinen Worten, denen ich dummerweise eine nasale französische Betonung gab, aber wenn wir uns endlich doch verständigten, war es darauf zurückzuführen, daß unsere Absichten natürlich die gleichen waren. Voller Zufriedenheit hob und senkte sie die perlmutterfarbenen Augenlider über den kirschenartig glänzenden Augen, an denen die Iris ohne sichtliche Unterscheidung in die Pupille übergang, packte meinen Arm mit ihrem linken Arm noch fester, wie um sich meiner zu vergewissern, mit der anderen Hand setzte sie mir, nachdem sie mein zerrauftes Gelock etwas geordnet hatte, den Panama auf den Kopf. Jetzt war sie mit mir am Arm schon in der Halle, (es ging so schnell, daß ich vergaß, den Hut abzunehmen, aber andere taten ebensowenig dergleichen). Jetzt waren wir beide mit unseren langen Schritten auch schon an dem Beamten vorbei, der die Legitimation der alten Besucher revidierte, während an einem anderen Schalter die neuen Eintrittskarten ausgestellt wurden. Mich hatte dieser Augenblick mehr erregt, als ich gedacht hatte. Vielleicht empfand ich jetzt etwas Ähnliches wie damals, als Lilyfine ihr schmales blaues Korsett krachend auf den Fußboden geworfen hatte. Eine Prüfung stand mir bevor. Das Herz schlug mir mit einer wollüstigen Angst, die im Grunde so herrlich war, daß ich mir sagte, ich würde diese Reise nie bereuen, sollte ich auch 200 Kronen verlieren.

Nur so weit, und nicht ein Haarbreit weiter zu gehen, war mein Vorsatz, und nach den Erfahrungen mit Lily traute ich mir genug Willenskraft zu, um jeder Versuchung zu entgehen und – mich nicht durch Schwäche unglücklich zu machen.

21. (20)

Ich weiß nicht, woran die kirschäugige Dame erkannte, daß ich ein Neuling war im Spiel wie in der Liebe. Sicher ist es, daß ich diesem Umstand ihr Vertrauen auf *unser* Glück verdankte. Ich gab ihr zuerst 100 Kronen. Sie kannte die Währung genau und gab mir den doppelten Gegenwert in Chips, Jetons aus elfenbeinfarbenem Material. Weder ich noch sie konnten vorerst an einem der von einer großen Menschenmenge umdrängten Roulettetische einen

Sitzplatz finden. Wozu hätte sie denn auch Platz nehmen sollen? Setzen sollte nur ich und zwar, wie sie mir mit einer verblüffend sicheren Mimik andeutete, ganz nach Belieben, ohne Überlegung und unbedingt ohne System.

Mit verachtungsvollem Lächeln streifte sie ein paar ältere Damen, deren Hälse unter Brillanten- und Perlenkolliers beinahe verschwanden und die ihre kleinen, in Quadrate und Rubriken eingeteilten Kartons in der behandschuhten Hand hielten und mit goldenem Crayon dort Punkte und Kreuzchen machten, wohin sich ihrer Berechnung nach die rollende Kugel des Glückes begeben müsse. Sie spielten ein puritanisches Millionärsspiel. Gewannen sie, dann hatten sie das Gefühl, vom Glück begünstigt zu sein; verloren sie aber, kostete es sie nichts. Von den Croupiers und von den echten Spielern waren solche Damen nicht besonders gerne gesehen. Von uns beiden ebensowenig. Denn es machte mir anfangs Schwierigkeiten, über die Köpfe der vor mir Sitzenden und Stehenden die Jetons an der richtigen Stelle zu plazieren. Sprechen und mich verständigen konnte ich ja nicht.

Als unser erstes Geld verspielt war, – (in zwei Runden schon), streckte ich die Hand nach neuem aus.

Ich hatte mich jetzt schon etwas vorgedrängt. Mir hatten die Leute leichter Platz gemacht, als ich gehofft hatte. Ich zog nun meine Hand voll von neuen Chips zurück und streute sie nur so auf dem grünen Teppich aus. Das surrende Rollen der Kugel erfüllte mich mit einer tief aufrührenden, feurigen und mächtig angespannten Unruhe. Ich wollte gewinnen, und es tat mir leid, daß ich nicht den ganzen Betrag auf eine einzige gute Nummer gesetzt hatte. Denn während die meisten meiner Positionen verloren gingen, hatte ich endlich meinen ersten Gewinn auf einem einzigen Feld, (17, was immer eine schicksalshafte Zahl für mich bedeutet hat). Nur war dieser Gewinn zu unbedeutend, um unsere Verluste aufzuwiegen. Ich wartete jetzt mit immer steigender Aufregung, aber noch stärkerer Selbstbeherrschung einige Runden ab. Ein älterer Herr vor mir stand auf mit gefurchter Stirn,

zusammengekniffenen Lippen, die er aber mit aller Gewalt zu einem scheußlichen Grinsen verzerrte; und ebenso unnatürlich war die Höflichkeit, mit der er mir Platz machte, ja er schob mich geradezu auf den Fauteuil, den er eben verlassen hatte. Die Dame in Apfelgrün drängte sofort nach. Sie atmete heftig, ihr großer, fester, kalter Busen bewegte sich an meiner rechten Schulter über den knarrenden Stangen des Korsetts auf und ab, und sie seufzte ungeduldig auf, als ich, um meine Kräfte zu sammeln, neue Spielmarken bereits in der rechten Hand, noch einmal eine Runde vorbeigehen ließ.

Jetzt setzte ich, dem Croupier zulächelnd, als habe dieser seine Einladung nur an mich gerichtet. Ich nickte sogar unwillkürlich mit dem Kopf. Meine Chips lagen zufällig zu drei übereinander, nicht nebeneinander, wie ich es sonst tat und wie es vorgeschrieben ist. Mein Häufchen stach aus den anderen hervor. Natürlich hatte ich es auf dem roten Feld 17. Denn es ist unmöglich, ganz gedanken- und systemlos zu spielen. Dies vermag kein Mensch.

Ich gewann. Ich ließ liegen und gewann noch einmal. Sie hatte sich jetzt an meinem Halse vorgelehnt, und ihr starkes, wenn auch nicht unangenehmes Parfüm belästigte mich etwas, ich schob sie mit der rechten Schulter zurück. Ich empfand nichts Peinliches dabei. Ja, es war sogar sehr angenehm, ihr enttäushtes, komisch übertriebenes Geseufze zu hören, und die Verminderung der Parfümplage war auf alle Fälle etwas wert. Hauptsache war uns ja Geld und keineswegs unnütze Vertraulichkeit.

Ich teilte die Spielmarken in Häufchen, einen Teil setzte ich auf Zero, der Rest blieb in meinen Händen.

Ich verlor. Ich schüttete die mir gebliebenen Spielmarken, – (ohne genau hinzusehen, wußte ich doch, daß Apfelgrün die Einsätze überwachte) auf ein beliebiges Feld, ich wollte wieder ihrem Rat folgen, ohne System zu spielen.

Ich verlor. Ich setzte das letzte Häufchen, fünf Chips, und gewann. Wir hatten jetzt elf Chips. Ich schüttelte mich, als friere mich, – und dabei war es drückend heiß in dem viel zu hellen Saal – lächelte freundlich umher, stand auf und gab Apfelgrün fünf Chips. Es war ohne Vertrag ausgemacht worden, daß wir den Endgewinn teilen würden, da wir jeder zur Hälfte bei den Einsätzen beteiligt gewesen waren. Freilich hatte ich ja noch einen Jeton zurückbehalten, aber mit diesem wollte ich noch einmal etwas Großes für uns beginnen. Sie glaubte aber, ich wollte ihn für mich behalten, und eskamotierte ihn mir sachte mit zwei samtartigen, trockenen, warmen Fingern aus der Hand. Ich ließ sie gehen.

Man hatte mir von einem anderen Saal im Kasino erzählt (man? Er!), an dem nur Beträge von 25 Louisdors aufwärts gesetzt würden. Ich dachte an diesen, fand ihn aber nicht. Ich kehrte also zu dem alten Tisch zurück, wo der Croupier und ein Teil der Spieler gewechselt hatten. Ich begann bescheiden mit meinem Einzelgänger, gewann und hatte nach verschiedenen kleinen Wechselfällen ungefähr dreißig Zwanzigfrancs-Chips und stand zum zweitenmal vom Tische auf. Der ältere Herr, der mir vorhin seinen Platz eingeräumt hatte, war dauernd in meiner Nähe geblieben und hatte mir, heiser durch seinen dicken eisgrauen Schnurrbart hindurchflüsternd, freilich in einer unverständlichen Sprache (vielleicht russisch oder polnisch) Ratschläge gegeben. Ich hatte also einigermaßen gewonnen, gewiß. Er hatte mir wahrscheinlich gut geraten, ebenso zugegeben. Aber ich hatte kein Wort verstanden, und ich glaube, er wußte es. Weshalb wäre dann so etwas Hündisches in seinen mühselig beherrschten Blick gekommen, als ich an ihm vorbeikam?

Er erwartete, ich würde ihn ansprechen, gleichviel in welcher Sprache, hier im Spielsaal verständigte sich alles auf irgend eine Art, und ich würde ihm von meinem Gewinn wenigstens einen Chip abgeben, damit er noch einmal seine Chance versuchen könne. Vielleicht hing viel für ihn davon ab. Er machte den Eindruck einer verzweifelten Eleganz, es konnte ebensogut ein

heruntergekommener Offizier wie ein kaufmännischer Defraudant sein, der die von ihm kürzlich geleerte Kasse noch vor der Entdeckung durch Spielgewinn aufzufüllen hoffte. Hoffen, das war es, was ihn auch nach seinem jetzigen Verlust erfüllte, den er noch nicht als endgültig begriff. Er wollte hoffen auf fremde, nämlich auf meine Kosten, er wollte dem Schicksal eine letzte Chance geben mit meinem schwer erworbenen Einsatz. Mitleid? Schön, aber (ich wußte es von ihm), keinem Spieler hat Mitleid je Glück gebracht. Mitleid und Chance gehen schlecht zusammen.

Vielleicht war ich nicht immer bloß Spieler. Heute war ich es. Ich ging, die Hand mit meinen schönen, glatten, festen Chips dicht an meine Brust pressend, an dem braven Menschen vorüber, und kaum konnte ich es verhindern, ihm auf den linken Fuß zu treten, den er in einem etwas abgenützten Lackschuh plötzlich vorgestellt hatte. Er hatte mich zu Fall bringen wollen, um vielleicht etwas aufzuraffen.

Möglicherweise aber irrte ich mich. Ich machte mich schnell fort.

22. (21)

Ich hätte nun einfach das Kasino verlassen, im Café de Paris essen, eine Stunde am Meeresstrande spazieren gehen und mich dann ins Bett werfen können, um am nächsten Tage wieder heimzureisen, ohne großen Gewinn zwar, aber doch so, daß die Fehlsomme weitaus gedeckt war, und ich ruhigen Herzens Marthy und meiner Mutter vor Augen hätte, treten können.

Zwei Gedanken beschäftigten mich dabei in besonderem Maße. Erstens der, daß meine Mutter durch irgend einen unseligen Zufall das Paket öffnen und entdecken würde, daß es nur Gebetbuchblätter oder Heiligenbilder, aber kein Geld enthielt. Sie hatte aber eine Quittung auf 2000 Kronen ausgestellt. Was dann? Vielleicht war Marthy so fest auf meiner Seite, daß sie mich nicht verraten würde, es lag dies auch in ihrem Vorteil. Dann war meine arme Mutter mit einer neuen Schuld belastet, und ich spielte auf

jeden Fall, ob mit oder ohne ›Notrecht‹, eine infame Rolle. Das Wort ›infam‹ klirrte mir geradezu in den Ohren. Aber ebenso klirrte das dicke Gold und das Silber an den Kassen, und selbst die Chips aus Hartgummi hatten eine Art stolzes Knattern an sich, als wüßten sie, was sie wert seien. Nun hielt ich mich bei solchen albernen Vergleichen nicht lange auf. Ich mußte handeln. Und weil es mir selbst an Erfahrung fehlte, (der ausgepumpte Spieler von vorhin hätte mir gerne geraten und geholfen, er vagierte ewig um mich herum, aber ich wich ihm aus), da ich noch ein unreifer und lebensunkundiger Mensch war, dachte ich an die Erfahrungen, die mein guter Vater beim Spiel gemacht hatte. Ich wußte, daß die Spielgewinne ebenso, nicht mehr und nicht minder, sein Unglück gewesen waren wie die Spielverluste. Ja, die Gewinne, in denen man nur zu schnell ein System zu finden glaubt, – (die albernen Gelehrtenmienen so vieler ›seriöser‹ Spieler hier bewiesen es mir), waren für ihn noch unheilvoller gewesen. Ich hatte unter diesen Erlebnissen das große (nämlich leichte) Geld fürchten gelernt. Ich hatte das Geld in seiner verräterischen Leichtigkeit sogar dann noch gefürchtet, als ich es, ein Jahr nach seinem Tode, in der saffianenen Brieftasche des Kaiserlichen Rates gesehen hatte. Aber was war mir dessen Geld? Die Erinnerung an die Brieftasche meines Vaters, die sich ausgeweitet, abgenützt, (aber abgenützt von seinen lieben Fingern), noch in meiner Schreibtischlade umhertrieb, die hatte mich eben im Spielsaal schaudern gemacht. Denn von allen großen Scheinen, die ›in flotter, flinker Leichtigkeit‹ in diese Brieftasche geeilt, sie aber mit noch größerer Leichtigkeit verlassen hatten, war nichts geblieben.

Aber seit seinem Tode war mehr als ein Jahr vergangen. Ich war in diesem Jahr nicht auf der Schulbank gewesen, aber gerade jetzt hatte ich gelernt. Ich verstand unter Philosophie nicht allein reinen Freiheitssinn, sondern ebenso auch brutalen Wirklichkeitssinn. Illusionen waren die ärgsten Feinde der Freiheit und auch der Wirklichkeit. Was nun? Ich sah hier das Geld rollen. So dick es war, so frech und behende rollte es, wie überhaupt die

Dicken oft glänzend tanzen! Ich wußte, wie schwer es für mich gewesen war (was schwer? Unmöglich!), durch ehrliche Arbeit auch nur 250 oder 300 Kronen zu verdienen. Und erst die Familie des Schusterlehrlings! 300 Kronen waren ihr eine unbegreifliche Zahl, dachte ich. Und was mir nach drei Monaten Arbeit beim Rat zugestanden hätte, war der Dame in Apfelgrün in einer halben Stunde in den Schoß oder vielmehr in ihr aus dünnem Golddraht geflochtenes Handtäschchen gefallen. Sollte es also bei meiner Angst vor dem Gelde bleiben? Sollte ich gehen und mich brav bescheiden? Oder sollte ich nicht versuchen, mich darüber zu erheben, seiner nach Möglichkeit zu spotten, es zu gewinnen und nachher es – zu verachten? Dies war der zweite Gedanke, und der entscheidende, der natürliche. Vielleicht war das nur ein Teufelsschluß, etwas wie ein ›Notrecht‹ bei Marthy, eine Versuchung, mir noch weitere Spiele zu gestatten. Ich weiß es nicht. Die Folge spricht nicht dafür.

Ich setzte mich also, nachdem ich eine starke, eiserne Reserve beiseite gebracht hatte, – (am liebsten hätte ich diesen Rest vor mir selbst unter den mächtigen Bäumen in einem dunklen Winkel des Kasinogartens vergraben, doch war dies nicht möglich), an einen der Trente-et-Quarante-Tische. Sie waren, weil hier höhere Einsätze nötig waren als am kleinen Roulette, weniger besucht als dieses. Aufmerksam studierte ich die Bedingungen und Gewinnquoten des Spiels, das wie alle Glücksspiele stupid einfach ist. Ich begann zu setzen und gewann mäßig. Dann traute ich mir mehr zu und gewann stark. Ich spielte sehr vorsichtig, ich hielt die Reserve immer dreimal so hoch wie den Einsatz.

Nach drei bis vier Stunden hatte ich einen großen Haufen Chips vor mir liegen. Ich zog plötzlich alles zu mir heran, Gewinn und Reserve, ganz nah. Ob Furcht vor dem Geld oder Verachtung des Geldes, – jetzt ist der Augenblick: Ende!! Ich sagte mir Ende! Und ich gehorchte diesem Ende!! blind. Ich gab mir die größte Mühe, meine gierigen hungrigen Blicke von dem Croupier und von den fallenden Karten und den Spielfeldern abzuwenden. Ich legte

mir sogar die Hand fest vor die Augen. Nach einigen Minuten hatte ich mich so weit in der Gewalt, daß ich aufstehen konnte. Eine mitleidige Dame war des Glaubens gewesen, ich wäre vor lauter Glück ohnmächtig geworden, und hatte mir ihr Riechfläschchen so dicht vor die Nase gehalten, daß sie, als sie es zurückzog, einen großen Jeton (1000 Francs) ›beinahe‹ hätte mitgehen lassen. Ich faßte ihn gerade noch zur rechten Zeit. Ich glaubte, daß im allgemeinen in Spielsälen eine Art roher Honorigkeit geübt wird, wie auch eine Art grober Generosität. Leider hatte ich von beidem nichts bemerkt. Wahrscheinlich machte meine Jugend die Leute glauben, ich wüßte nicht, was Geld ist, oder ich würde Angst haben, auf *meinem* Eigentum zu bestehen. Aber wie sollten die Menschen hier mich kennen, wenn ich selbst mich erst heute nacht kennen gelernt hatte? Ich eilte über die dicken Teppiche zur Kasse und ließ mir das Geld auszahlen. Gern hätte ich lauter schöne neue Scheine gehabt. Aber ich war ja nicht Marthy und mußte nehmen, was ich bekam. Man bot mir zuerst sehr große Scheine an. Ich lehnte ab, ich wollte *viel* Geld, eine Masse, ein wirklich dickes Bündel in der Hand haben, denn ich ahnte noch nicht, wieviel ich hatte. Als ich aber, unter entzücktem atemraubendem Herzklopfen, die Hundertfrankenscheine in ihren Hundertpackungen sich in ganzen Reihen vor mir auftürmen sah, – und noch lange kein Ende! – erkannte ich die Lächerlichkeit meines Wunsches und erbat durch Zeichen und Winke möglichst viel große Scheine, nämlich solche von 1000 Francs für 370 000 Francs und den Rest (es waren nämlich genau 372 217 Francs im Ganzen) in Metall, und zwar die zweitausend Francs in herrlichen, jungfräulich glatten und himmlisch schweren Goldstücken, und den winzigen Rest in Silber. Alles war in Ordnung.

Ich stieg die Treppe des Kasinos hinab. Draußen begann es zu dämmern. Von dem taufeuchten Rasen stieg ein zarter Duft auf, das Gras war vor kurzem gemäht worden. In den Blumenbeeten war ein Teil der Blüten geschlossen. Ich trat hinzu und versuchte, ohne zu wissen, was ich tat, mit dem Finger eine Blüte ganz zart

aufzumachen, sie widerstand aber stärker als ich gedacht hatte. Eine Schelle ertönte und gleichzeitig das *Ijah – Ijah* eines Esels, in das ein anderer, weiter entfernter, traurig einstimmte. Ich kam auf den Platz vor dem Café de Paris, das die ganze Nacht über geöffnet ist, und sah hier einen Schuhputzer, einen hübschen Jungen etwa in meinem Alter, eingeschlafen in seinem Gehäuse, auf einer Art Thron sitzen. Meine Schuhe waren von dem Rasen feucht geworden, ich weckte den Kerl, ließ mir die Schuhe putzen, wobei ich auf dem Thron saß, er aber zu meinen Füßen kniete und meine Knöchel mit seinen warmen Fingern umfaßte, während er mit der Bürste fest über den Rücken meiner Füße strich, bis die Schuhe so prachtvoll glänzten wie noch nie.

23. (22)

Während ich dem Wege folgte, der, dem Meeresstrande in allen Windungen oder Buchten angeschmiegt, sich langsam senkt, sagte ich mir laut vor, – (niemand konnte mich hören, nur ich mich selbst): Es ist gut, auch einmal zur Partie der Gewinnenden zu gehören. Wer wollte es nicht auch einmal kennen gelernt haben? Es ist überaus gut und schön, logisch und recht, zu den Gewinnenden zu gehören. Du hast heute nacht richtig und genial gehandelt. Du hast nämlich die richtigen Karten genommen und die falschen abgelehnt.

Du bist deinem Trieb gefolgt, du bist innerlich deiner Natur treu geblieben. Dies alles hat dir Glück gebracht, es mußte dir natürlich Glück bringen. Es ist in Ordnung.

Du bist ein neuer Mann seit heute nacht vier oder halb fünf Uhr, du bist reich. Nicht sehr reich. Mit ein wenig mehr Wagemut hättest du vielleicht, nein sicher! noch einmal oder zweimal setzen können. Du hättest nur noch ein paar Minuten zugeben müssen, vielleicht bis fünf, halb sechs, dann wärest du zu dieser Minute, – (es war halb sechs, und die Straße belebte sich mit Gemüsekarren, Milchwägelchen, alles von Eseln und Maultieren unter hellem

Klingelschall gezogen), zu dieser Minute wärest du wahrscheinlich Millionär!

Du warst natürlich auf dem besten Wege, Millionär zu werden und zwar wie?

Durch ein bißchen mehr leichtes Blut und flotten Sinn! Vielleicht empfindest du also doch Reue, denn wozu folgst du jetzt mit aller Gewalt einem hübschen Spazierwege, aber nicht der – trüglichen Stimme deiner Natur!

Es treibt dich, das fühlst du und es ist so, zurückzukehren und noch einmal, natürlich nur vorerst ganz im Kleinen zu beginnen, vielleicht mit dem Restgeld in Silber allein: Aber bist du nicht zu müde, erschöpft, geistig abgespannt? Mein Sohn, kannst du noch?

Ich stellte mir Aufgaben, Gedächtnisprüfungen, – der binomische Lehrsatz seligen Angedenkens durfte nicht fehlen, und natürlich bestand ich diese Prüfung, bei der ich Schüler und Prüfer zugleich war, mit Glanz.

Ich war jetzt schon in die Vororte vorgedrungen, in die Nähe der Gasanstalt. Der große stahlgraue Gasometer bildete einen häßlichen nüchternen Fleck inmitten der Palmen und der mit blaßblauen Schlingpflanzen bewachsenen Gartenmauern. Ich ging immer noch weiter. Ich stieß mit der Fußspitze wütend an die Meilensteine. Es hatte doch offenbar keinen Sinn weiterzugehen. Die Schuhe waren bereits voll Staub. Meine Unruhe wurde immer stärker.

Ich lief über eine kleine kahle Böschung bis zum Meer hinab, hatte aber eine höchst ungünstige Stelle gewählt, denn gerade hier ergoß sich das Hauptabflußrohr der Kanalisation in einem ziemlich übelriechenden und das Meer bis weit hinaus lehmig färbenden Strom.

Ich lief also zurück nach Montecarlo und war, nachdem ich ungefähr zwanzig Minuten bis zur Gasanstalt gebraucht hatte, in sieben Minuten bereits zu Füßen des Kasinos, das wie ein Kastell

mit einer breiten halbmondförmigen Brüstung aus Quadersteinen über das Meer hinaus gebaut ist.

Ich hatte nur die wenigen Stufen hinaufzusteigen und konnte wieder in den Spielsaal eintreten. Ich mußte diesmal, weil ich völlig mit den Gebräuchen bekannt war und über Geld verfügte, noch viel leichter als das erstemal Einlaß in den Spielsaal finden. Und wenn es *daran* scheitern sollte, dann wollten es eben ›die Natur‹ und das Schicksal nicht. Schon war ich auf halbem Wege, als ich mich besann. Ich kehrte, so schwer es mir fiel, zum Wasser zurück. Die Schönheit des erwachenden Morgens mochte ich nicht sehen. Die von den Blumenbeeten hier, und von der glatten, matt smaragdfarbenen Meeresfläche dort auf dem sich allmählich erwärmenden, silbrigen, etwas feuchten Strande zusammenströmende balsamische Luft war mir abstoßender als zu Beginn der Nacht das Parfüm der Dame, die sich meiner Unschuld anvertraut hatte.

Ich setzte mich auf den von der zurückweichenden Flut noch feuchten Steinen nieder, zog ein Goldstück aus der Tasche und begann, das Schicksal, die Natur zu befragen. Kopf sollte Weiterspielen, Wappen Aufhören bedeuten. Um mich vor einem Selbstbetrug, (diese Art Betrug ist und bleibt die schlimmste, ich wußte es von den Illusionen meines Vaters her) zu bewahren, notierte ich meine eigene Spielordnung auf ein kleines Blatt Papier. Nun war ich Croupier und Spieler in einer Person. Wieviel Würfe im Ganzen? Fünf.

Ich wirbelte das Goldstück zwischen meinem Daumen und Zeigefinger sehr hoch, aber genau senkrecht über mich in die Luft. Es kam zurück, hell in der aufgehenden Sonne flirrend, fiel mit klingendem hellem Schall auf den Steinen nieder, drehte sich etwas um sich selbst und zeigte: gewonnen. Ich wiederholte das Spiel, (es war eine italienische Zwanzig-Lire-Münze), diesmal aber das Goldstück nicht übertrieben hoch werfend, da es mir sonst leicht in das Meer fallen konnte. Der zweite Wurf: natürlich, gewonnen.

Auf den dritten Wurf kam es aber an. Wenn er ebenso günstig war wie die zwei ersten, brauchte ich die letzten zwei Würfe nicht mehr abzuwarten und konnte bereits einige Minuten früher im Spielsaal sitzen, statt hier meine Zeit mit so kleiner Münze unnützlich zu vergeuden. Ich nahm also die Münze zwischen die Finger, warf sie, zwar nicht sehr hoch, aber so schräg, daß sie unweigerlich in das Meer fallen mußte. Und das tat sie.

Es konnte keine Täuschung sein. Irgend etwas in mir hatte sich gegen das Weiterspielen empört. Meine Natur versagte es mir. Ich mußte im Einklang mit dieser Natur handeln. Und so bitter es mir ankam, verließ ich den Meeresstrand, voll Unmut und Groll den ertrunkenen zwanzig Lire nachtrauernd. Hätte ich nicht ebensogut mit einer Silberlira oder mit einem guten, ehrlichen, österreichisch-ungarischen Kupferheller spielen können? Murrend trollte ich mich zu meinem Hotel.

Der Schuhputzer vor dem Café de Paris, im Augenblick damit beschäftigt, sich seine eigenen Schuhe zu putzen, strahlte mich mit einem prachtvollen Grinsen seiner herrlichen Zähne an. Auch ich zeigte ihm meine Zähne, (ob sie herrlich waren, weiß ich nicht), aber aus lauter Wut, denn es tat mir jetzt natürlich bitter leid und weh um die siebzehn Francs, die ich ihm vor einer Stunde für ein völlig unnützes Werk gegeben hatte. Denn die Schuhe waren auf der Landstraße staubig, am Meeresstrande feucht geworden, ich mußte sie dem Zimmerkellner zum Putzen geben, und auf der Rechnung stand ein unverschämter Betrag, zweieinhalb Francs, dafür angezeichnet. Ich konnte mangels französischer oder englischer Sprachkenntnisse mich nicht einmal beschweren. Voller Mißmut ging ich vormittags zur Bahn. Aber schon auf dem Wege dorthin beruhigte ich mich und versöhnte mich mit meinem Schicksal. Im Zuge schlief ich ein. Ich hatte bald umzusteigen und erwachte, von einem unsichtbaren Kontrolleur in mir selbst in der letzten Minute geweckt, stieg um, schlief von neuem ein und erreichte Wien im Schlaf. Man hätte mich inzwischen zehnmal

ausrauben können. Aber das Schicksal wollte das nicht, und zum Glück ahnte ja niemand, was ich besaß.

24. (23)

Es hatte mich überrascht, wie schwer ich mich von dem Spielsaal getrennt hatte. Viel schwerer war mir bei den Spieltischen das Fortgehen und das Fortbleiben angekommen als das Fortgehen und Fortbleiben von Lilyfine. Und doch waren die sinnlichen Leidenschaften in mir nicht schwächer geworden. Ja, sie wühlten und brannten viel tiefer. Sie wuchsen so, daß sie sich mit einem bitteren, aufwühlenden Glücksgefühl verbanden – und zugleich mit einem Gefühl der unausfüllbaren Leere, der völligen Vereinsamung!

Nun hatte mich schon der kurze Umgang mit dem weltkundigen Allerweltsphotographen Wharf belehrt, daß man sich leicht helfen konnte, wenn man keine übertriebenen Ansprüche stellte, – und vor allem etwas Geld besaß. Aber jetzt, da es mir im ganzen Leben nie mehr an Geld fehlen konnte, erkannte ich, daß es doch wohl ganz andere Hoffnungen und Erwartungen sein mußten, die mich von billigen, das heißt in Geld zahlbaren Freuden abhielten. Ich wich mehr denn je allen Gelegenheiten zu ›genießen‹ aus, so sehr ich mich meiner Unberührtheit schämte. Stolz hätte ich auf diese trügerische Reinheit ja nur dann sein können, wenn ich dieses Opfer einer geliebten Person, – (etwa einer ebenso unberührten jungen Verlobten) oder meiner Mutter gebracht hätte oder wenn diese Keuschheit im Einklang mit meiner im Werden begriffenen Philosophie gestanden hätte. Aber dies war ja nicht der Fall, ja meine Lehre verpflichtete mich vielmehr, der Natur zu folgen, die mindestens ebensogroß wie jeder vom Menschengestalt faßbare Gott sein sollte. Ich hatte mich lehren wollen, nichts ernst und schwer, sondern alles ›federleicht‹ zu nehmen, ein treuer, aber vom Glück etwas mehr verwöhnter Sohn meines armen Vaters.

Als ich jetzt in Wien, dieser prächtigen und lebensfreudigen Stadt wieder Fuß faßte, war viel von meiner früheren Heiterkeit verschwunden. Ich hätte ungestört hier bleiben können, (denn wer hatte ein Recht auf mich, wenn ich es ihm nicht freiwillig einräumte?), und doch zog mich etwas zu meiner Familie zurück. Ich konnte also (auch hier in Widerspruch zu meiner Lehre), nicht allzu flink und federleicht mich den Verpflichtungen entziehen, die die Meinen an mich hatten, wobei ich auch Marthy zu den Meinen rechnete.

Lilyfine rechnete ich nicht dazu, und doch war es ein Brief von ihr, der mich im Hotel in Wien erwartete. Meine Mutter hatte ihn mir nachgeschickt und hatte, aus alter Sparsamkeit, auf der Rückseite der Briefhülle in ihrer schönen Lehrerinnenhandschrift hingeschrieben.: »Brief folgt, Gruß! M.« Nun war dies nicht ganz korrekt, die Postverordnungen sahen diese kostenfreie Korrespondenz nicht vor. Ich fand den Einfall übrigens reizend, wie man überhaupt kleine Schwächen an sonst fleckenlosen Charakteren nie ohne ein gewisses Wohlgefühl betrachtet. Sonderbar berührte mich aber auch Lilys Brief. Sie sei nicht unglücklich, schrieb sie, ja, sie war so »überevull von Seligkeit und innerem Jauchzen«, wie sie noch nie gewesen sei, – und das alles verdanke sie mir. Nie hätte ein Mann mit solchem Adel (!) ihr sein Lieben geoffenbart, und mehr als das, »sein heiliges Sehnen als Mann bewiesen in Selbstzucht und Charakterstärken«. Auch danke sie für die Zigaretten, die ihr viel zu teuer seien, um geraucht zu werden. Sie »schlürfe« nur ihren Duft kalt ein und sähe ihren jungen Ritter vor sich. Sie wolle niemals den Tag vergessen, der mich ihr geschenkt habe. Auch dann nicht, wenn wir, falls es mein Wunsch und Wille sei, uns nie mehr von Angesicht zu Angesicht begegnen sollten. Und noch mehr als das, sie verdanke mir etwas, worum sich eine Menge anderer Verehrer vergebens bemüht hätte, nämlich ihr einen »furchtbaren Tramor« (sollte Tremor heißen, Lampenfieber) abgewöhnt zu haben, der sie bis jetzt immer »gehandikappt« hatte. Sie machte Scherze über das Wort

gehandikappt, das sie von den Flach- und Hindernisrennen her kannte. Aber es war ihr doch ernst. Ich mußte ihr glauben, wenn sie erzählte, daß sie vor drei Tagen, einer inneren Stimme, die aber meine Stimme gewesen sei, denn wessen sonst?, folgend, dem Direktor des Stadttheaters hätte vorsingen wollen. Und die Probe sei erschütternd komisch ausgefallen, man hätte nämlich ein echtes Körnchen dickes Gold in ihrer Kehle gefunden und ihr so ›horrende Propos‹ gemacht, daß sie sich erst auf der Straße von ihrem freudigen Schrecken erholt habe. Nämlich eine kostenlose Ausbildung zur ›Koloratursoubrette‹, teils in Wien, teils in Italien, und als Gegenleistung bloß einen Kontrakt auf fünf Jahre an unserer Bühne. Am nächsten Tage wäre der Direktor in höchst eigener Person zu ihrer Mutter gekommen, (Lilyfine war ebensowenig großjährig wie ich, und ihre Mutter hatte Vormundschaftsrechte über sie) und hatte den ›Propo‹ noch brav verbessert, Lily ließ nur ahnen wie. Mich fragte sie um telegraphischen Rat, sie wollte mir alles überlassen, und wenn sie mir einen ›kleinen Gefallen‹ damit täte, sogar alles lassen und wieder in das Handschuhgeschäft eintreten oder mit Herrn Peters etwas Geschäftliches beginnen. Aber der Schluß des Briefes zeigte, daß noch anderes in dieser anscheinend so kindlich reinen Seele schlummerte. Sie sagte in ihrer witzelnden Art, es wäre ihr heimlicher Traum, wenn sich ihr der gute gelbe Peters aus Liebe zu Füßen würfe. Aber nicht auf dem Bettvorleger aus Ziegenfell, (eine peinliche Erinnerung für mich), sondern sie wolle unten vor seinem Hause stehen, er aber solle von oben, von fünf wohlgezählten Stockwerken herab sich zu ihren Füßen niederlassen, ohne Benutzung der Treppenstufen. Es reize sie mächtig, ihn dazu zu bringen, schon um seine Niedertracht uns gegenüber zu rächen. Denn er hätte uns belogen und bestohlen, sogar ohne Nutzen für sich, rein aus Haß gegen meinen Vater.

Ich antwortete ihr sofort (brieflich, nicht telegraphisch), wünschte ihr Glück zu ihren Berufsaussichten und bat sie allen Ernstes, den Verkehr mit dem liebestollen Prokuristen ganz

abzubrechen; ich behauptete, ich könne es nicht ertragen, wenn dieser Mann in ihren Gedanken eine Rolle spiele. Er sei nicht einmal diese Rolle wert, nämlich ihretwegen Selbstmord zu begehen. Von mir sagte ich kein Wort, und ich glaube, dies sagte alles.

Die erwartete Antwort auf diesen Brief traf ein, nämlich gar keine. Ich konnte also auch über das Schicksal dieses erbärmlichen Gesellen ruhig sein.

Meine Mutter schrieb; sie schrieb etwas viel und sagte etwas wenig. Sie bat mich, ja nicht den Aufenthalt in Wien ihretwegen abzukürzen. Aber das war eine fromme Lüge. Sie hätte schon eine kleine Überraschung für mich vorbereitet, orakelte sie, und ich zerbrach mir den Kopf, was das sein könne.

Auch Marthy hatte eine Karte geschickt, die aber infolge ihrer elenden Handschrift fast unleserlich war. Ich mußte also bald nach Hause zurück.

25. (24)

Meine Mutter fand ich verjüngt. Sie war wieder in ihrer Art schön geworden. Es war freilich die Schönheit einer Witwe. Aber der bittere und selbstgerechte Zug, der sich gerade im unverdienten Leiden zu einer Art großartiger Selbstbestätigung entwickelt hatte, war geschwunden.

Marthy dagegen war abgemagert, und ihr Gesicht war blaß unter den blauschwarzen Haaren. Sie verschlang mein neues und kostbares Gepäck so auffällig mit ihren Blicken, daß meine Mutter darauf aufmerksam wurde. Aber im Augenblick kam es glücklicherweise zu keiner Auseinandersetzung. Wir tranken Kaffee, und meine Mutter berichtete mir, kaum daß Marthy das Zimmer verlassen hatte, worin die Überraschung bestand, von der sie in ihrem Briefe nach Wien geschrieben hatte. Ich war jetzt nicht mehr so furchtbar begierig, sie zu erfahren. Ich fürchtete, meine Mutter könne einen Weg gefunden haben, mich von meinem abzubringen. Das machte mir Angst und zwar keine unbegründete. Sie hatte mir nämlich tatsächlich ein großes Opfer gebracht, aber

eines, das ich in einer längst überholten Zeit von ihr verlangt hatte. Sie hatte das kostbare Friedhofgelände in die ›Masse geworfen‹, zum Staunen aller.

Das Terrain war in der letzten Zeit gestiegen, und man konnte annehmen, daß die Gläubiger jetzt zu hundert Prozent befriedigt waren. Nun war mit dieser schönen Handlung meine Mutter nicht zu meinem, sondern einzig und allein zu ihrem eigenen Wesen zurückgekehrt. Sie hätte zu Lebzeiten meines Vaters nicht anders gehandelt. Aber statt sich in ihrer Gerechtigkeit zu sonnen, schrieb sie diesen Verzicht *meinem* Einfluß zu, sie lobte mich, während ich alles mehr verdiente als das. Nun hatte sie Ausschau nach einem Beruf für mich gehalten, denn sie glaubte, daß ich schwankte.

Sie konnte, wenn ich sie recht verstand, (sie hatte eine mädchenhafte Scheu in ihrem zögernden, zarten Wesen) eine Stelle erhalten in einem Kindergarten für Proletarierkinder, deren Mütter in den nahegelegenen Spinnereien usw. arbeiteten, einem Hort. Die Einkünfte waren sehr mäßig, aber die Ansprüche meiner Mutter an Lebensgenuß noch mäßiger. Nur auf mich kam es an, denn ich hatte dabei eine Rolle zu spielen, und ich ahnte noch nicht, wie ich mich ihr entziehen sollte. Meine Mutter machte mir mit ihrer leisen, jetzt aus Zärtlichkeit etwas lispelnden Stimme, ganz nahe an meinem Ohr, allmählich völlig klar, sie müsse einen von uns beiden, entweder Marthy oder mich, hier behalten. Nur so konnte sie den Haushalt weiterführen, Anninka eine Zufluchtsstätte gewähren, wenn es im Konvikt nicht weiterging, und das kleine Kind großziehen. Ich sollte nicht für immer gebunden sein, ich war mein eigener Herr und blieb es. Ich brauchte nicht einmal endgültig auf das Universitätsstudium zu verzichten, es handelte sich nur um ein bis zwei Jahre, und ein Mensch wie ich, (dessen Begabung sie überschätzte), würde dann in ein paar Monaten alles nachgeholt haben, wozu andere Jahre und Jahre brauchten. Sie sah mich dabei groß an und wartete natürlich auf Widerspruch, aber ich setzte ein offenes treuherziges

Lächeln auf und sagte nichts. Sie kam nun auf die Familie im allgemeinen zu sprechen und meinte, wer die Familie zerbreche, zerbreche die Gesellschaft. Ich konnte dazu nur nicken. Es war dies ja längst meine Überzeugung geworden, und eben deshalb wollte ich, da mir jede Gesellschaft außer der Gemeinschaft mit mir zur Last geworden war, vor allem aus dem Kreise unserer Familie heraus. Wir hatten also die gleichen Ansichten, aber ganz entgegengesetzte Ziele. Sie sagte weiter, ebenfalls ganz entsprechend meinen nebelhaften Ideen, der Mensch habe seine letzte Stärke und eigentliche Bestimmung nicht in Macht und Glanz, sondern seine Größe liege in seiner Fähigkeit zur Erkenntnis, hier allein sei er Gott fast gleich: aller Macht- und Genußtrieb hingegen mache ihn nur zur teuflischen Karikatur Gottes, mit dem sich der Mensch weder in bezug auf Macht noch auf Glück messen könne. Ich fragte nicht, was sie an Stelle des Genusses setzen wolle. Ich wußte es ja: die Pflicht.

Ich hatte meinen Kaffee ausgetrunken, (in Wien war er besser, in Manaco schlechter gewesen) und machte mich scheinbar an dem Koffer zu schaffen, dessen flaches Schlüsselchen ich an meiner Uhrkette trug. Ich dachte natürlich nicht daran, den Koffer zu öffnen. Denn er enthielt in seinem Innern den alten von Papa, und in diesem befand sich, teils in Gold, teils in Scheinen, mein schönes Vermögen. Mit diesem Vermögen, ja auch schon mit einem Teil desselben hätte ich die Probleme meiner Familie leicht schlichten können. Ja, es bot sich auch die Gelegenheit, meine Schwester, die offenbar kürzlich noch einige neue Enttäuschungen im Konvikt den andern bereitet oder an sich erlebt hatte, für den Kreis der Familie auf dem Umwege über ein gutes Schweizer Pensionat zurückzugewinnen. Ich deutete mit keiner Silbe an, daß ich ein reicher Mann war. Die Art, wie ich zu dem Gelde gekommen war, war ganz gegen den Sinn meiner Mutter. Sie hätte mein ›Notrecht‹ niemals begreifen können, weil sie es nicht begreifen wollte! Das Grundkapital hatte ich mir durch Betrug verschafft, (das versiegelte wertlose Paket). Ich hätte meine Mutter um jede

Illusion gebracht, (denn so, wie sie an mich glaubte, war es eine Illusion), ich hätte ihr wahrhaftig ins Herz geschnitten, was sie nie um uns alle verdient hat, ich hätte sie noch tiefer getroffen als mein leichtsinniger Papa mit den Höschen seiner vielen Lieben, – denn ihn kannte sie ja, mich aber nicht. Ich hätte ihr in unbarmherziger Klarheit mein völlig geändertes Wesen und damit auch meinen Abstand von ihrer Welt und – von ihrer Liebe klar machen müssen. War es kunstvoll verschleierter Eigennutz, war es feinfühlig Menschenbehandlung, – ich sagte auf keinen Fall nur ein Wort von dem allem. Meine Mutter konnte den Blick von dem schönen, mit breiten gesteppten Nähten versehenen Kofferlein nicht abwenden. »Schön«, sagte sie, »sehr niedlich und solid. Woher haben wir es?« Ich sah ihr in die Augen, näherte mich ihr, schlang sogar den Arm um ihre etwas dünn gewordenen Schultern und flüsterte: »Rate!« Und als sie keine Antwort fand, sagte ich, es sei mir der alte Koffer auf dem Bahnhof im Gepäckaufbewahrungsraum gestohlen worden, und die Eisenbahngesellschaft hätte mir Ersatz geleistet. »Ersatz? Sonderbarer Ersatz«, sagte sie, sich sacht losmachend. »Nun, dann bleibt nichts übrig, als daß ich ihn gestohlen oder beim Spiel gewonnen habe«, sagte ich unverschämt. Jetzt lachte sie, schmiegte sich wieder fest und schwesterlich in meinen Arm. Sie hatte übrigens noch eine zweite Überraschung für mich, der Kaiserliche Rat hatte sein Versprechen erfüllt und mir durch die Post seine Schuld abgezahlt. Mir glückte alles. Meine Mutter war sehr froh.

26. (25)

Es war ein warmer, wolkenloser Herbsttag, und meine Mutter forderte mich auf, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Das heißt, wir sollten meinen Bruder in seinem Wägelchen in den Park fahren. Ich widersetzte mich nicht. Die Reise hatte mich nicht ermüdet. Ich wollte in Ruhe überlegen, wie ich es mit Marthy einrichten wollte, und diese Ruhe hoffte ich auf der Spazierfahrt zu haben. Meine Mutter kleidete sich so schnell

und so hübsch wie möglich an, (sie trug seit dem letzten Gedenktage keine Trauer mehr für Papa), nahm den Kleinen auf den Arm, und unten im kühlen, fliesengedeckten Flur setzte sie ihn in den Wagen, der im Erdgeschoß an eine Eisensäule der Treppe mit einem Kettchen angeschirrt war. Mein Brüderchen sah blühend aus, es sprach bereits, deutete nach allerhand Dingen mit dem Finger, wobei er in possierlicher Weise das Fäustchen zu ballen verstand, aus dem bloß der Zeigefinger hervorstand mit dem winzigen kurzgeschnittenen Nagel. War das die Lehrergebärde, die er meiner Mutter von den Händen abgesehen hatte? Aber ich hatte diese Zeigegeste schon lange nicht mehr bei ihr gesehen. Sie war seit Papas Tod offenbar ebenso eine andere Frau geworden wie ich ein anderer Mann.

Während wir den Wagen, uns abwechselnd, auf seinen quietschenden Federn und mit seinem quietschenden Fahrgast durch die belebten Straßen der Stadt und dann durch das alte Eisenportal in die Hauptallee des Parkes rollten, und während von den hohen Bäumen die ersten bunten, trockenen Blätter, eigenartig aromatisch duftend, herabfielen und zwar ebenso leise und geheimnisvoll in den offenen Wagen, meinem Bruder auf das gestrickte, troddelgeschmückte Mützchen oder ins Gesicht oder zwischen die Händchen, wie uns vor wenigen Monaten die frischen, hellen Blüten in den Schoß gefallen waren, Lilyfine und mir, überlegte ich den Plan, den ich bei Marthy in Szene zu setzen hatte. Mich von meiner Mutter zu trennen, erschien mir mehr denn je als die erste Pflicht mir gegenüber.

Und erkannte ich eine andere Pflicht an? Meine Mutter hatte es leichter, sie suchte keine Liebe und keine Freiheit außerhalb der Familie. Die Freiheit hatte sie seit Papas Tod wiedergewonnen – daher ihre neue Jugend und ihr bestimmtes, klares, gelöstes, heiteres Wesen! – und die Liebe fand sie in ihren drei Kindern und hauptsächlich, jetzt an diesem Nachmittag, in mir. Sie war nicht mehr die Frau, die mir als Kind, (was ich ihr nie vergessen konnte), wegen meiner dummen Frage, warum es Fingerhut und nicht

Fingerschuh hieß, eine scharfe Züchtigung hatte zuteil werden lassen. Sie war ja jetzt nicht mehr bitter und konnte sich zu Worten versteigen wie: »Was ich ihm«, (sie nannte Papa weder beim Namen noch bei seiner Stellung als ihr Gatte), »was ich ihm am schwersten habe verzeihen können, ist nicht, was er mir angetan hat. Aber du mußt wissen, mein Herz, ich habe diese vielen Stilproben und Ergüsse ad notam genommen, nicht allein als hintergangene Ehegesponsin, sondern auch mit deinen Augen! Denn du hast ihn noch mehr geliebt als ich! Und hätte ich nur ein einzigesmal *deinen* Namen erwähnt gefunden! Es sind doch auch Epistelchen von seiner Hand darunter, du weißt. Er hat sich lächerlich jung gemacht, hat sich als Junggeselle ausgegeben. Aber er hat es gebüßt, er ruhe in Frieden. Wir haben ja alle unser irdisch Teil an Schwächen und Fehlern. Ich verlange nicht von dir, du sollst dich von meiner Lage rühren lassen. So schlimm ist es lange nicht mehr. Aber was nun? Wenn Marthy bleiben könnte, wäre es fast ebenso gut, als wenn du bliebest, und ich stelle es Gott anheim. Ich begreife wohl, daß es eine andere Art Menschen gibt als mich. Lassen sie mich und meine Familie leben, lasse ich sie auch leben. So habe ich mich mit seinem Andenken ausgesöhnt, und das war dringend vonnöten für uns alle. Im Evangelium (du mußt es regelmäßig lesen, denn etwas Aufregenderes gibt es nicht!), stehen unbegreifliche Dinge, aber ich beginne sie nun doch zu begreifen. Nur geht es langsam, denn in meinem Alter lernt man schwer. So steht, daß die letzten die ersten sein werden, wenn es an die Schlußprüfung geht. Aber wenn ich nun von meiner Berufung aus nicht zu den letzten gehöre, was soll ich tun? Denn Menschen wie ich können doch nicht mit Wissen und Willen zu letzten werden, das ist gegen die Natur. Und dann heißt es, und da sträubt sich mir das Herz in der Brust: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Wie soll ich aber, nicht als Richterin, da sei Gott vor, aber bloß in meinem Beruf als Lehrerin bestehen, wenn ...« Hier unterbrach sie mein Bruder, der mit lautem Geschrei verlangte, auf den Arm genommen zu werden.

Er war es so von Marthy gewöhnt, wie ich sofort erriet, was aber meine Mutter nicht glauben wollte, denn sie redete dem Kind erst lange zu, es solle sich lieber ›bequem‹ hinlegen, dann untersuchte sie die Unterlage, um schließlich das Kind doch auf den Arm zu nehmen und es so heimzutragen, während ich den Kinderwagen ruhig und fröhlich vor mir herschob.

Marthy empfing mich in einer schön geplätteten reinen Schürze, aber mit etwas mißtrauischen Blicken. Wir aßen zu Abend, dann ließ ich meine Mutter bei ihren Büchern, – (Lehrbücher für Kleinkinderbewahranstalten, Führer für ›Hortnerinnen‹), nachdem ich sie um das kleine Paket gebeten hatte, das sie von mir und Marthy in Verwahrung hatte. Sie gab es mir erst nach längerem Suchen, sie hatte offenbar ganz vergessen, daß es einen so wertvollen Inhalt hatte.

Ich ging in die Küche und traf Marthy, wie sie aus weißer Wolle, wovon sie einen gewaltigen Knäuel zwischen ihre dünnen Knie geklemmt hielt, einen weißen Hochzeitsstrumpf strickte, ab und zu die rechte Faust in den Fußteil versenkend und das ganze häßliche Gebilde über ihrem derben, fettlosen Arme glatt streichend. Ich reichte ihr das Paket. Aber sie, scheinbar nur bemüht, die Maschen zu zählen, ließ es fallen, und sie hob es nicht auf, während sie dem Knäuel, der zufällig bald nachher auch auf die Erde fiel, sofort nachkam, sich tief bückend, so daß ihre Knochen knackten.

Der Strumpf war ihr wichtig, das Paket nicht. Denn es enthielt nichts von Wert. Ich, war ich ihr etwas Wertvolles oder Wertloses? Darüber war sie sich vielleicht nicht klar, wichtig war es aber mir im höchsten Grade für meine Pläne.

Sie hatte meinen schönen Koffer gesehen und zwar nicht mit reiner Freude. Denn sie war im Zweifel, ob dieses kostbare Reiseutensil aus meinen Geschäftsgewinnen usw. erworben war, oder ob ich es mir auf Kosten ihres Heiratsgutes und ihrer im Schweiß erworbenen herrlichen Banknoten angeschafft hatte.

Ich hob also vorerst das Paket auf, öffnete es, nahm das Buch heraus und legte es in ihren Schrank, aber natürlich ohne die Bibelblätter durch Banknoten zu ersetzen. Sie erblaßte.

27. (26)

Dieses Erblassen machte mich nicht stutzig; ich hatte es erwartet. Ich hätte sofort handeln können, schon um der armen unschuldigen Marthy unnütze Seelenqualen zu ersparen, die sich in dem ›Verstricken‹ zeigten, nämlich in dem falsch Stricken, obwohl das Muster, (zwei gerade, zwei verkehrte) doch das einfachste von der Welt war, worin sich sogar meine ungeschickte Schwester Anninka früher als Meisterin gezeigt hatte.

Ich hatte zwei Wege, Marthy an unser Haus zu fesseln und so den Ausgang *für mich* offen zu halten. Der eine bestand darin, daß ich ihre Sympathie für meine Mutter, ihre alte Treue, ihre vielen bereits geleisteten Dienste ihr in die Erinnerung zurückrief, (wer vieles bereits gegeben hat, gibt schließlich alles!), und daß ich sie schließlich bat, sie solle meinetwegen, das heißt um meinetwillen, noch ein oder zwei Jahre ›zugeben‹. Dienstboten gab es in Hülle und Fülle, aber treue, verlässliche, anspruchslose, sparsame Wesen wie sie waren selten, und man nannte sie ohne Ironie Perlen. Ich hätte sie also als reine Perle loben können. Ich hätte diese gefühlsmäßigen Gründe noch etwas wirksamer gestalten können, indem ich etwa sagte, es sei mehr mein Wunsch als der meiner Mutter, sie zu behalten, und hier konnte ich eine Tatsache einfügen, die wahrscheinlich wirksamer gewesen wäre als alles andere: nämlich den Besuch der blutjungen und kräftigen Lily bei uns, die sich an der Schwelle schon nach ›der Gnädigen‹ erkundigt hatte. Was war einfacher, als Lily in der Rolle eines bei uns Stellung suchenden Dienstmädchens darzustellen, das dann zwar den Beifall meiner Mutter gefunden hatte, aber nicht den meinen? Ich hätte sagen können, daß ich nicht einen ruhigen Augenblick hätte, solange ich wüßte, daß ein halbwüchsiges, unerfahrenes, leichtsinniges Geschöpf wie Lilyfine meinen kleinen Bruder betreue.

Von der Zurückzahlung des Geldes durch die allzu großmütige Lily hatte meine Mutter niemandem etwas erzählt. Hier bestand also kein Hindernis. Die Portiersleute hatten natürlich Lily gesehen. Möglich war alles. Es war übrigens mein Entschluß seit der Rückkehr von der Azurküste, Lily den Betrag zurückzusenden. Ich wußte nur die Form nicht. Denn keinesfalls sollte sich Lily Hoffnungen machen, aber noch weniger wollte ich dieses Herz, das sich mir nur von der besten Seite gezeigt hatte, verletzen.

Dieser Plan war nicht übel, aber wenn ich mich an die aufwühlende Gewalt entsann, die das *Gold* als solches auch auf mich, einen bis dahin dem Geld nicht sklavisch unterworfenen Menschen ausgeübt hatte, entschied ich mich zu der Ausführung des zweiten Planes, und gerade für diesen zweiten Plan, der doch eben erst mit allen seinen Schachzügen in meinem Hirn aufgetaucht war, fand sich alles aufs beste vorbereitet.

Ich sah noch eine Weile den mattgrauen stählernen Stricknadeln Marthys bei ihrem langsam sich beruhigenden Arbeiten zu. Schließlich ging es wie bei einer Maschine, taktmäßig und schön. Dann beugte ich mich über Marthys Schulter. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit ihr starkes, wie bei einem Maulwurf dichtes blauschwarzes Haar. Jetzt nahm ich ihr zart aber entschieden den Strumpf aus den Händen, wie um ihn näher anzusehen. Sie überließ ihn mir und war nur bestrebt, die vier Stricknadeln in den Maschen zu lassen. Ich hatte Marthy früher öfters gewarnt, die Augen bei dem schlechten Licht der Küchenlampe anzustrengen, sie konnte also in meiner Geste vorerst den Wunsch sehen, sie möge ihre Arbeit sein lassen für heute.

Sie sah mich fragend an, konnte aber in meinem Gesicht nichts lesen. Ich sah, wie ihre harten himbeerfarbenen Lippen lautlos ein Wort oder zwei kurze Worte formten, wahrscheinlich die gute alte Frage: *Mein Geld?* aber ich ließ es nicht so weit kommen. Ich gab ihr den Strumpf zurück. Ich ging schnell in mein

Zimmer und holte aus dem großen neuen Koffer den kleinen, abgeschabten, in welchem sich das Papiergeld und vor allem die Goldfuchse befanden, heraus und trug ihn in die Küche, wo ich ihn auf die kalte, saubere, mit Zeitungsblättern ausgelegte Herdplatte stellte. Von meiner Uhrkette löste ich den Schlüssel los.

Marthy sah mich staunend an. Sie hatte längst zu stricken aufgehört, den freien Faden hatte sie auf den Knäuel zurückgewickelt ... Jetzt öffnete ich den Koffer, der wie eine Ziehharmonika auseinanderwich. Ich riß lachend Marthy den Hochzeitsstrumpf aus der Hand mit solcher Gewalt, daß der Knäuel auf die Erde rollte, nahm aus meinem Koffer die Goldstücke, es waren ihrer über hundert, und nun schüttete ich mit vollen Händen das Gold in den Strumpf, dessen Fußform die Dukaten ausfüllten. Ich lachte, und das Gold klirrte. In seiner kalkigen Weiße erinnerte mich dieser Märchenstrumpf an den künstlich aus Gips geformten Unterschenkel der jungen Gräfin. Aber mir blieb nicht lange Zeit zu überlegen. Was Marthy nie gewagt hatte, jetzt zerrte sie mir etwas aus der Hand. Nie hatte ich ein so entsetzensvolles Entzücken auf ihrem Gesicht gesehen, eine so wilde, zügellose Lust. Sie wühlte sich aus der Tiefe einige Goldstücke hervor, sie faßte, mit wollüstigem Zittern der Lippen, die Goldstücke einzeln zwischen die Finger wie eine Braut die hellen Locken ihres Geliebten zwischen ihren Fingern strahlt, sie führte ein Zwanzigfrankenstück an den Mund, brachte die Lippen so weit auseinander, daß ich ihr festes, kirschenrotes, weit hinabreichendes Zahnfleisch sah, aber sie biß nicht in das Gold hinein. Nicht etwa, weil sie ihren Zähnen, unerschütterlichen gelben Gebilden, zu schaden fürchtete, sondern weil ihr das Gold leid tat; es war zu schade, um hineinzubeißen. Ich stellte mich, scheinbar mich bescheiden an ihrer Freude weidend, in eine dunkle Ecke. Was hatte ich getan? Einer alten treuen Magd ihr Eigentum mit einer nicht zu kleinen Zugabe wiedergegeben, nichts weiter.

Ich war sicher, es mußte in Zukunft so kommen, wie ich es wollte. Schwer hatte sich die brave, treue Magd von den schönen,

glatten, neuen Banknoten getrennt. Nie aber würde sie sich von dem hellen lebendigen warmen Golde trennen. Zwischen ihre gelben Zähne nahm sie jetzt doch etwas. Aber nicht in das Gold biß sie, sondern den Faden weißer Wolle durchschnitt sie mit den Zähnen. Und wenn ich noch gezweifelt hätte an dem Sinn, so zeigte mir der nächste Augenblick, daß sie den von mir so sehr erwarteten Entschluß auf immer gefaßt hatte. Denn sie schlang einen festen Knoten oben in den Strumpf, in dem, tief unten, ihr Schatz verborgen lag. Sie würde diesen Knoten niemals öffnen, oder doch nur, um sich in aller Heimlichkeit an *ihrem* Schatz zu erfreuen und zu weiden, aber niemals für den Bräutigam.

Ich ging in dieser Stunde noch weiter, als ich mir vorgenommen hatte. Ich schenkte Marthy den alten Koffer, aber nur unter der Bedingung, daß meine Mutter nie davon erfahren dürfe. In unserer weiträumigen Wohnung gab es für einen so kleinen Gegenstand bei einem findigen Kopf wie dem Marthys sicher mehr als ein gutes Versteck.

Ich habe mich nur in einem Punkte getäuscht. Marthy hat den Knoten im Strumpf doch gelöst, und zwar schon eine Woche nachher, als, kurz vor meiner endgültigen Abreise nach Wien, die Taufe meines reizenden Brüderchens stattfand; Marthy war Taufpatin; ich hatte es durchgesetzt; meine Mutter konnte es mir nicht abschlagen. Marthy spendete dem Kind einen ihrer Doppeldukaten als Tauftaler, es war der einzige, der meines Wissens jemals von dem Schatze ans Licht gekommen ist.

Dritter Teil

1.

Ich war noch zu jung, um das Recht zu haben, ein Bankkonto anzulegen. Ich hatte mir in Wien sofort nach meiner Ankunft ein kleines Zimmer in einem etwas ärmlichen Fabrikviertel, Ottakring, gemietet. Ich hatte das von der Universität ziemlich weit entfernte Quartier gewählt in der Sorge um meinen Schatz, denn ich nahm an, man würde bei einem Studenten, der ein Kabinett, (das war der Name für solche einfenstrige bescheidene Zimmer) mietet, nicht ein Vermögen von fast einer halben Million vermuten. Wenn ich aber während des ganzen Tages von Vorlesung zu Vorlesung und von der Bibliothek zu den vorgeschriebenen Seminarübungen zu rennen hatte, quälte mich die Sorge um mein Geld. Endlich fiel mir ein Ausweg ein. In dem vornehmen kleinen Grabenhotel, in welchem meist ein internationales Publikum mit kostbarem Schmuck wohnte, gab es ein Hotelsafe, für dessen Sicherheit sich die Direktion verbürgte. Freilich stand es nur den Gästen zur Verfügung. Ich mußte also die Ausgabe für ein zweites Zimmer verschmerzen, dafür konnte ich ruhig arbeiten.

Mein Zimmer dort war das gleiche, das ich im Sommer bewohnt hatte. Auch Wharf hatte das seine wieder bezogen. Anfangs streiften wir einander nur mit Seitenblicken. Später hatten wir ein wenig Mühe, das Lachen zu verbeißen. Endlich versöhnten wir uns durch einen Schwall nicht ernst gemeinter Schimpfworte. Aber seine Nachbarschaft (von dem Klappern seiner Schreibmaschine und dem Plätschern beim photographischen Entwickeln abgesehen) hätte mich vielleicht in der Arbeit stören können. Ich gab also das triste Kabinett nicht auf. Es zwang mich zur Konzentration, ich war ungestört, keiner meiner Kameraden wohnte hier, sie alle zogen bessere, freundlichere Viertel vor. Die Arbeit kam, soweit ich es zu beurteilen vermochte, nicht schlecht weiter. Aber die Frauen, die Mädchen, die »schönen Kinder Wiens«,

wie es im Liede heißt? In strenger Keuschheit lebte ich wie ein Mönch. War denn die Freiheit noch nicht völlig errungen? Ich hatte meine Familie in geordneten Verhältnissen zurückgelassen, – (so glaubte ich wenigstens und sagte es mir immer wieder vor). Sie brauchte mich nicht. Ich brauchte sie nicht. Und doch! War sie es, die mich auch hier, vielleicht nur durch die Erinnerung an Vater und Mutter, hinderte, mich meiner Freiheit und dem Genuß bis zum Letzten hinzugeben ohne Bedenken?

Ich hatte meine Mutter, nachdem ich ihr gleich nach der Ankunft die Ottakringer Adresse gegeben hatte, gebeten, mir postlagernd zu schreiben. Sie sollte weder diese noch die Stadtwohnung sehen, ich wollte niemals überrascht werden. Um ihr dies zu erklären, griff ich zu der Erfindung, in dem Hause in Ottakring wohne zufällig ein Mensch, der genau so heiße wie ich und in dessen Hände bereits verschiedene offenbar an mich gerichtete Briefe gelangt wären. Aber die Wirkung dieser List war nicht so, wie ich sie beabsichtigt hatte. Meine Mutter, der Recht und Ordnung fast das Höchste im Leben bedeuteten, geriet in gewaltige Unruhe um mich. Denn welches Chaos mußte in einem Hause herrschen, in welchem die Briefe nicht dem ordentlichen Adressaten eingehändigt wurden? Und Wien-Ottakring wurde für sie die wilde Gegend, wo man unter Dieben und Räubern haust, und wo man den Geldbeutel vor dem Schlafengehen unter dem Kopfkissen versteckt. Außerdem hatte sie in Erfahrung gebracht, daß Ottakring ein recht armseliges Viertel ohne schönen Park und Grünflächen sei. Sie fürchtete, ich litte unter Entbehrungen, und meine Beteuerungen, es ginge mir herrlich, seien bloß dazu bestimmt, sie mit frommem Betrug zu beruhigen. Sie konnte es sich ja nicht anders denken, als daß ich Blut von ihrem Blute war, ein Mensch, den nur Hingabe, Keuschheit, Selbstaufopferung und die strenge, aber schöne Pflicht glücklich zu machen vermochten.

Ich ging mit etwas Vorsicht über diese Mißverständnisse hinweg. Im Grunde schmeichelten sie mir sogar. Mir erschien es als die beste Methode, meine Mutter etwas von mir abzulenken, daß

ich weniger schrieb. Ich wollte, sie solle mich nicht mehr so ernst nehmen. Meine Karten wurden so flüchtig geschrieben, daß sie sie schwer oder gar nicht zu entziffern vermochte. Leider faßte sie dies als Zeichen einer großen Unruhe, Bedrückung und Not und vor allem als Anzeichen meines Heimwehs nach dem Elternhaus, nach ihr und dem Postillion auf. Ich bereitete ihr schlaflose Nächte, während ich doch alles getan zu haben glaubte, um sie zu beruhigen – und fernzuhalten.

Sie hätte mich, so wie ich eben war, niemals verstanden. Das wußte ich sicher. Meinem Vater hätte es wahrscheinlich nicht ganz an Verständnis für mich gefehlt. Ich wollte nämlich zu gleicher Zeit das sein, was er zu verschiedenen Zeiten seines Lebens gewesen war, nämlich emsiger, ordentlicher Handwerksmann und ein froher, unbekümmerter, leichter Lebemann. Der ›Graben‹ bedeutete mit dem schönen Hotel das wolkenlose Leben, den Besitz des vielen Geldes, den Luxus, so manchen Genuß, wenn auch leider noch nicht jeden. Aber Ottakring war pedantisch, systematisch, nüchtern, Arbeit, Bücher über Bücher, aber vor allem rings um mich der Anblick vielen Elends, dem man nicht entgehen konnte, denn es begann hinter fast jeder Tür in dieser großen Mietskaserne, fast an jedem Tag, natürlich auch in der armseligen Familie, an deren Seite ich wohnte.

Ich war nach Ottakring gezogen, um einsam und frei für mich zu sein, aber ich lebte doch Wand an Wand mit den Wirtsleuten. Die Wände waren natürlich dünn. Wären sie doch auch nur etwas sauberer gewesen! Mit Mühe hatte ich meine Behausung, deren Kärglichkeit mich nicht gestört hätte, im Gegenteil! von dem Ungeziefer befreit, das mit uns hauste. Ich riet meiner Wirtin zu dem gleichen sicheren Verfahren. Aber diese Frau, ein armes Geschöpf mit erdfarbenem Teint, mit unbestimmbarer Haarfarbe zwischen blond und grau, mit unbestimmbarem Alter zwischen dreißig und fünfzig, durch viele Unglücksfälle zermürbt und jetzt nur noch im Lotteriespielen, im Kaffeetrinken, im Kirchenbesuch und in endlosen Schwätzereien eine Art Lebensfreude findend,

war nicht geneigt, ihre Lebensweise zu ändern. Sie begann mich wegen meiner exzessiven Reinlichkeitsansprüche fast als Verrückten anzusehen, dem sie manches nachsah. Ihr lag eigentlich nicht übermäßig viel daran, einen Mieter meiner Art zu beherbergen. Eine große Bierbrauerei lag in der Nähe. (Der Malzgeruch hatte bald etwas Anheimelndes für mich, er verschwand auch sonntags nicht.) Ich war leicht zu ersetzen durch einen anderen Mieter aus der Fabrik, der infolge seiner Müdigkeit nach zwölf bis dreizehn Arbeitsstunden vom Ungeziefer keine Notiz nimmt. Oder noch besser waren einige Schlafburschen, von denen zwar jeder nur wenig zahlte, die gemeinsam aber viel mehr einbrachten als ich.

Meiner Mutter teilte ich von alledem natürlich nichts mit. Weihnachten feierte ich allein. Da die Gasthäuser und Cafés geschlossen waren, machte ich gemeinsame Wirtschaft mit den Wirtsleuten, sie sprachen, aßen, sangen und tranken viel. Ich hörte zu und schwieg.

2.

Aber konnte es mir denn genügen, ein wackerer Handwerksmann der Wissenschaft zu sein?

Ich wußte, meine arme Mutter glaubte wenigstens an Gott. Sie war also nicht so arm wie ich, trotz meinem Schatz im Safe. Mir fehlte der Mut, mich ganz von jedem Glauben loszusagen. Was ist aber Philosophie anderes als die Wissenschaft der Freiheit, die Fragen stellt von ungeheurer Kühnheit und ohne Gott? Wenn ich niemals ganz den Gedanken an die Mutter oder ihr Bild loszuwerden vermochte, wenn sie mich erreichte, obwohl sie mein Quartier nicht wissen durfte, wie sollte ich es wagen, mich zu dem freien Sprung über einen Abgrund oder gar in einen Abgrund anzuschicken, dessen Bestehen meine Mutter ableugnete? »Glaube vorerst brav an Gott, den Gerechten, und an Christus, den Barmherzigen, den Erlöser von allem Übel«, so hörte ich ihre Lehrerinnenstimme und sah zu gleicher Zeit auf mich gerichtet ihre

Hand mit den dünnen Fingern, zwischen denen das graue Stöckchen halb zum Weisen, halb zum Strafen festgehalten war, »dann erst hat dein Tun und Lassen Grund und Boden unter sich! Du mußt nur an der rechten Seite bescheiden dastehen, Bürschlein, demütig der inneren, besseren Stimme lauschen und arbeiten! Laß gut sein, mein getreuer Sohn! Er wird dir unbedingt einleuchten!«

Was sollte ich tun? Ich konnte nicht. Ich studierte Philosophie, ich erfuhr mit kalter, etwas bitterer Bewunderung, welche Gedankengebäude geniale Menschen aufgebaut hatten, und hörte nicht auf, zu zweifeln an allem, sogar an dem Zweifel selbst! Denn ich zweifelte an meinem Wahrheitsdrang und hoffte, ich könne einen Weg finden, hinter die Geheimnisse der Zeit und Ewigkeit zu kommen und vielleicht dennoch ein guter Katholik zu bleiben. War dies nicht auch Menschen gelungen, die unendlich größer, tiefer und reiner waren als ich, Blaise Pascal zum Beispiel? Ich suchte also seinen Weg des Heils; schweren Herzens, ich gestehe. Denn seine geniale Wirklichkeit hatte kaum eine Spur gemeinsam mit der meinen.

Ein junger Jesuitenpater, der mir Anfang Februar die Beichte abnahm, tröstete mich damit, mir sei es wie vielen anderen auferlegt, so lange um den himmlischen Glauben und den Frieden in Christus zu kämpfen, bis das von mir erobert sei, was anderen durch die Gnade zufalle. Natürlich wollte er mich in seinem Sinne dabei unterstützen, auch meine weltliche Laufbahn schien ihm nicht gleichgültig zu sein. Ich versprach, wiederkommen, aber auch daran zweifelte ich.

Anfang März saß ich gegen Abend in meinem Ottakringer Zimmer bei der »Ethik« Spinozas und hatte sein System, das von jetzt an wie so vieles andere durch mein unfehlbares Gedächtnis eingefangen war für immer, mit dem schofeln Neid des kläglichen Schülers vor dem mächtigen königlichen Meister aufgenommen, als es so an meiner Tür pochte, wie ich es nur von meiner Mutter her kannte. Eine mir selbst unbegreifliche Freude wallte auf in mir,

Hoffnung und Zärtlichkeit! aber auch der kluge kalte Zweifel schwieg nicht, ich zweifelte natürlich daran, daß meine Mutter, deren Briefe poste restante unter den Anfangsbuchstaben meines Namens nach Wien gingen, meine winzige zweite Wohnung gefunden haben sollte in der großen Stadt. Und doch war sie es. Ich versteckte das Buch schnell in den Kissen des Bettes, nicht daran denkend, daß sie doch zuerst das Bett (auf seine Sauberkeit) prüfen würde. Aber vor allem fielen wir einander um den Hals, und meine Hände zitterten so sehr, daß es lange dauerte, bis die Tischlampe angezündet war.

Ich war von Herzen froh, daß sie da war, und zugleich mußte ich ihre erste Frage fürchten. Denn wenn man dem glaubte, was ich geschrieben hatte, so wohnte ich schon lange nicht mehr hier, dafür sollte ein anderer Mensch gleichen Namens in dem Haus wohnen. Beide Angaben waren Lüge. Die erste Frage beim Portier oder bei der stets sehr mitteilungsfreudigen Wirtin mußte alles aufklären. Aber sie fragte zum Glück sehr wenig. Das Zimmer gefiel ihr nicht. Vielleicht hatte sie aber Angst, zuviel zu erfahren. Jedenfalls waren wir beide froh, das kalte Kabinett zu verlassen. Wir verbrachten einen fröhlichen Abend. Nachts schlief ich, ruhiger als in den letzten Monaten, wo mich meine Leidenschaften gequält hatten, auf dem abgenutzten, mit schlüpfrigem Wachstuch bespannten Sofa, das noch nach den Ungezieferbekämpfungsmitteln duftete, wenn man das Duft nennen kann, denn Rosenduft war es nicht. Als ich am Morgen erwachte, fand ich sie schon angekleidet, sie hatte sich gewaschen, hatte das Wasser im Becken erneuert. Das Handtuch war trocken. Sie hatte zum Abtrocknen ihre Taschentücher verwendet. Ich sah sie lange an, sie schien dies nicht zu wollen, – hatte sie Angst vor meiner neuen Zärtlichkeit? Erst später entdeckte ich, daß etwas an ihr fehlte. Es waren die Ohrgehänge aus Rubinen, mit kleinen graupenförmigen Brillanten eingefast, Schmuckstücke, die sie immer getragen hatte. Wie oft hatte ich sie mit etwas Seife mittelst einer alten Zahnbürste vom Staub

gereinigt und mich gefreut, wenn sie trocken geworden, blutrot in der Mitte und bläulich weiß am Rande, in herrlichem Glanz strahlten!

Ich ahnte, sie hatte diesen Schmuck, der aus den ersten schönsten Jahren ihrer Ehe stammte, eben verkauft. Sie hatte nicht nach dem Mysterium meiner neuen und zugleich alten Adresse, nicht nach dem heidnischen Spinoza unter dem Kopfkissen gefragt, – und ich fragte nicht, wohin der Schmuck gekommen war.

Wir gingen in ein großes Caféhaus, um das Frühstück einzunehmen, das sie wunderbar gut und besonders billig fand, während von beidem das Gegenteil stimmte. Ich hatte ihr zu Ehren ein vornehmeres Lokal gewählt, das dementsprechend teuer war. Der Kaffee war zwar heiß, sie und ich merkten ihm aber an, daß er von gestern stammte und nur aufgewärmt war. Wir waren die ersten Gäste in dem Lokal, und aus der Küche kam der balsamische Duft des jetzt erst frisch aufgebrihten Kaffees, der uns beiden nicht bestimmt war! Wir taten, als läsen wir die Tageszeitungen, der Kellner häufte außerdem illustrierte Modejournale neben ihr, und einige etwas schlüpfrige Blätter neben mir auf, vielleicht um uns über den schlechten Kaffee hinwegzuhelfen. Aber meine Mutter las die Modejournale nicht, und ich ließ die erotischen Zeitschriften links liegen, wie immer.

Schließlich reichte mir meine Mutter verlegen lächelnd über den Caféhaustisch eine Banknote. Nicht zum täglichen Lebensunterhalt sollte sie bestimmt sein. Ich hatte ihr ja vorgelogen, ich ernähre mich üppig dank fürstlich bezahlter Nachhilfestunden. Aber ich solle mir kleine Vergnügungen gönnen, »ein kleines Sträußchen Frühlingskinder in einem schlichten Wasserglas, damit du immer etwas Schönes, Unschuldiges und Holdes vor Augen hast, denn auch das ist vonnöten im Kampfe ums Dasein!«

Ich nahm die Gabe an, tief errötend, so sehr schämte ich mich. Natürlich mußte auch sie von mir etwas annehmen, ich lud sie für den Abend in die Oper ein, wo nach der Zeitungsnotiz Carmen mit einem berühmten Sänger als Gast in der Rolle des Don José gegeben wurde. Sie wandte ein, sie müsse noch nachts zurück, denn am nächsten Morgen habe sie um acht Uhr spätestens im ›Hort‹ anwesend zu sein. Ich hoffte, sie würde sich in der Oper umstimmen lassen und noch eine zweite Nacht über bleiben.

Es war noch nicht sehr frühlingsmäßig. Fröstelnd schlug sie auf der Straße den abgeschabten Kragen ihres Mantels bis über die Ohren hoch. Ich konnte doch nicht glauben, daß sie sich schämte, ohne ihre Ohrringe über die Straße zu gehen. Und doch war es vielleicht so.

Sie hätte eine Bitte an mich, sagte sie, die Augen niederschlagend, als bitte sie mich um etwas Verbotenes. Ich solle zu Ostern, welches Fest in diesem Jahre erst auf Ende April fiel, heimkommen. Und nun fügte sie eine unschuldige kindliche Lüge hinzu, daß nämlich Postillion, der doch kaum sprechen konnte, seine Sehnsucht nach mir geäußert habe. Als ob es nicht genügte, daß ich sie zu Ostern besuchen solle?!

Herrlich war abends die Auffahrt zur Oper, zu dem grauen gewaltigen Gebäude mit den Balustraden, die von hohen, kunstvoll in Erz getriebene Kandelabern hell beleuchtet waren. Vor allem berauschte mich das in Marmor und Gold gehaltene, mit riesigen Säulen geschmückte Foyer und die zwei unbeschreiblich schönen Treppen mit den vielen niedrigen Stufen rechts und links, die zu den Logen führten. Wir blieben solange unten, bis das letzte Klingelzeichen verklungen war, dann liefen wir flink wie Eichhörnchen eine kleine nüchterne, saubere Seitentreppe hinauf. Die Aufführung erregte mich sehr, aber mein Eindruck wäre stärker gewesen, wenn meine Mutter nicht neben mir gesessen und meinen Arm festgehalten und mich auf diese oder jene ›entzückende Schönheit‹ und auf das ›charakteristisch Spanische‹

aufmerksam gemacht hätte. Nach dem Vorspiel zum dritten Akt sah sie auf die Uhr.

3.

War es, daß meine Mutter ihre Uhr aus Vorsicht etwas vorgerückt hatte, war es, daß sie sich in der Abfahrtszeit geirrt hatte, jedenfalls kamen wir viel zu früh an. Der Bahnsteig war schlecht beleuchtet und kalt. Durch einige Lücken im Glasdach der Halle wehten schmutzig gewordene Schneeflocken auf uns nieder. Arm in Arm, so wollte sie es, gingen wir hin und her. Ich hatte Angst vor Fragen, deshalb brachte ich das Gespräch auf meine Großjährigkeitserklärung, die ich brauchte, um ein Bankkonto anlegen und ein paar gute Papiere kaufen zu können, die sich verzinste. Sie glaubte, ich wolle diese Erklärung nur deshalb haben, um ihr jede Verantwortung für meinen Unterhalt abzunehmen. Hätte ich die Wahrheit gesagt, hätte ich großes Unheil gestiftet. Wozu also? Ich ließ es dabei. Ich brauchte nicht einmal zu lügen. Gerührt versprach sie, alles Nötige bei der Vormundschaftsbehörde zu unternehmen.

Jetzt rollte der leere Zug in die Halle. Einige Reisende erschienen, von den Gepäckträgern und ihren Angehörigen begleitet, auf dem Perron. Mir fiel ein hoher Marineoffizier auf, gefolgt von zwei Matrosen mit dem Gepäck, der sich auf den Arm eines bezaubernden Mädchens stützte. Es ist unmöglich, den Glanz dieser Schönheit zu beschreiben.

Als sie mich durch Zufall mit einem Zipfel ihres dunkelblauen, sehr langen und weiten Mantels streifte, der am Halse mit einem breiten Kragen aus Opossumpelz eingefast war, ging es mir mit einem so furchtbar bangen Zittern durch und durch, daß ich den zarten Arm meiner Mutter mehr drückte, als ich gewollt hatte. Die Mutter glaubte, es geschähe aus Kummer über ihre Abreise.

Das junge Mädchen, das vor einem Waggon erster Klasse unweit von uns dastand, blickte mich nicht an. Ich glaubte nur zu sehen, daß sie ihr Kinn etwas tiefer in den zwischen silbergrau und

stahlgrau schimmernden Opossumkragen versenkte. Ich machte mich jetzt von dem Arm meiner Mutter los und stieg in den leeren Wagen dritter Klasse, um ihr einen Platz zu sichern. Das junge Mädchen war in den Wagen erster Klasse gestiegen. Warum sollte es nicht möglich sein, daß wir uns in dem Durchgangskorridor begegneten? Mein Herz schlug mir mit wütender, schmerzhaft süßer Gewalt in der Brust. Ich tat, als suche ich den besten Platz aus, aber mein Zögern hatte keinen Erfolg, das junge Mädchen stieg vorher wieder zu ihrem Vater hinab, wir konnten uns nicht mehr begegnen, ich konnte niemals wissen, wer sie war, und sie sollte mir ebenso nach einem einzigen kurzen Augenblick entschwinden wie die junge A. v. W.

Ganz verzweifelt kam ich zu meiner Mutter zurück. Sie fragte: »Welchen Platz hast du belegt?« »Den Fensterplatz im ersten Coupé in der Fahrtrichtung«, sagte ich. Erst lange nachher, als der Zug bereits abgefahren war, (und zwar voll besetzt), entsann ich mich zu meiner Beschämung, daß meine Mutter im Gegensatz zu meinem Vater stets gegen die Fahrtrichtung und nicht am Fenster zu reisen liebte.

Jetzt marschierte ich stumm neben ihr, die mir noch viel, ja das Wichtigste zu sagen hatte, einher, die Gedanken arbeiteten in mir, und meine ganze Anstrengung ging dahin, ihr zu verbergen, was ich dachte und fühlte, wer ich war und was ich wollte!

Ich konnte ihr niemals meinen Reichtum bekennen, denn sie hätte mir die geglückte Spekulation mit dem Schatz Marthys nicht verzeihen. Sie konnte nicht verzeihen, weil sie nur dann liebte, die Glückliche, wo sie den anderen achten, sich und ihre schönen Grundsätze nicht aufgeben mußte. Gut. Wenn ich aber das Geld nicht ans Tageslicht bringen durfte, dann mußte ich, notgedrungen, den verhaßten Lehrerberuf auf mich nehmen, und schon jetzt schlugen ohne Aufhören die Worte: Lehramtsprüfung, Lehrfächer, Lehreignung, Lehrerfreuden und Pflichten, Pflichten an mein Ohr!

Das junge Mädchen sah zu mir hinüber. Sie schien mir sogar irgendwie, von ihrem Vater ungesehen, (er sah sehr matt und müde aus), ein diskretes Zeichen zu geben. Aber konnte ich denn? Konnte ich denn? Wäre ich frei gewesen, wäre ich nur halb so frei gewesen, wie ich es mir immer vorgenommen hatte, seitdem er tot war, dann wäre ich mit diesem Zug mitgefahren, ich hätte alles daran gesetzt, die Schöne kennenzulernen. *Und so weiter.* Das, und leider nichts anderes war es, was ich begriff. Ich war, mehr denn je, das willenlose Kind unter der Gewalt meiner Mutter, dieser nur zu gerechten und klugen und nur zu fleckenlosen Frau mit den scharf gewordenen Zügen, mit den roten, etwas sehr in die Länge gezogenen Ohrläppchen, die von kleinen Stichen durchbohrt waren. Und ich mußte dies alles sehen und mir sagen: dir hat sie den letzten Schmuck geopfert, um dich zu sehen, zu beschenken und zu erfreuen, und was hast du für sie geopfert von deinem eigenen Besitz?

Aber wußte sie denn, welche Qualen, welche Wut, welche Bitterkeit mir jetzt Tränen auspreßten? Wie konnte sie denn so ruhigen Herzens ihr noch von der morgendlichen Waschung her nach Seife riechendes Taschentuch aus ihrem abgeschabten Täschchen ziehen und mir die Augen trocknen!

Sie wollte mir Gutes tun und Herzerhebendes sagen, und während ich mich in meiner nutzlosen Undsoweiter-Sehnsucht verzehrte nach dem Mädchen in drei Schritt Entfernung von mir, – malte sie mir treuherzig und zufrieden mit ihrer Selbstaufopferung aus, wie sie schon jetzt an eine Gattin, ›ein braves Weib‹ für mich denke. Ich solle nicht zu lange ledig bleiben. Es sei nicht gut, daß der Mensch, besonders der Mann, allein sei. Sie wolle Anninka in aller Güte etwas beugen, sie gegen ihren Plan nach Hause bringen, sie zu ihrem Glück zwingen, das dann vielleicht auch mein Glück werden könne, denn Anninka, wieder in das Vater- und Mutterhaus zurückgekehrt, (in das echte, nicht in das Mutterhaus der Karmeliterinnen, wo sie jetzt lebte), würde sicherlich Freundinnen haben, und es sollte doch sonderbar zugehen, wenn unter diesen

nicht wenigstens ein ehrenhaftes, arbeitsames, treues und braves Fräulein sein sollte, wert, meine Lebensgefährtin und ihre liebe Tochter zu werden! Sie wollte bei ihr nicht nach Schönheit, nicht nach Gold und ›Raffinesse‹ sehen, alles leerer Tand und eitles Gebaren. Auch übertriebenes Bildungsbedürfnis sei hier nicht vonnöten, dies sei nichts als klingende Schelle, – nur ein gediegenes Herz. Sie fragte, ob ich ihr recht gäbe. Recht und tausendmal recht! sagte ich mit Hohn, aber niemals hat sie, weder bei mir noch bei *ihm*, Hohn verstanden. Die gerechten Seelen verstehen ihn nie.

4.

Die Zugskondukteure begannen pfeifend die Wagen entlang zu laufen, eine schrille Klingel ertönte, und zugleich schlugen die schweren Eisentüren eine nach der anderen zu. Meine Mutter ist niemals besonders geschickt gewesen. Sie hielt ihr Köfferchen in der einen Hand, während sie mit der anderen selbst die Waggontür zu schließen versuchte. Dabei blieb der Saum ihres Mantels hängen, so daß die Waggontüre nicht vollständig schloß. Jetzt wollte sie das Fenster herablassen, aber sie mühte sich vergeblich mit dem Mechanismus ab.

Durch den Zug ging ein leichtes Schüttern. Er wich, wie oft, wenn die Lokomotive zu schwach ist, ihn sofort zu ziehen, etwas nach rückwärts zurück, während die Maschine gewaltig losdonnerte. Ein sonderbarer, aber nicht ganz unlogischer Einfall kam mir mit einem Male. Wie, wenn ich den Augenblick, bevor der Zug endlich in der Fahrtrichtung zu laufen begann, benützte, um mich auf das Trittbrett zu schwingen? Ich hätte diese Handlung meiner Mutter leicht erklären können, zum Beispiel aus der Angst um sie, weil die Tür schlecht geschlossen war, und wenn ich einmal im Zuge war, hatte ich die Hoffnung, ja fast die Gewißheit, das Mädchen im Opossum wiederzusehen, und damit war alles gewonnen!

Es war nicht Furcht, was mich abhielt, denn wem war ich im Grunde Rechenschaft schuldig? Es war ein ganz natürlicher Instinkt, der mich bewog, so zu handeln, wie ich es tat: nämlich auf meinem Platz zu bleiben, meine Mutter mit den Augen zum Abschied zu grüßen, den Oberkörper nur leicht in der Fahrtrichtung vorzubeugen, den Hut in der einen Hand, mit der anderen an Stelle eines Taschentuchs meine hellen Wildlederhandschuhe schwingend. Meine Mutter, der es endlich gelungen war, das Fenster zu öffnen, beugte sich viel zu weit vor, ihr großes weißes Taschentuch in der Hand. Nun wußte ich, daß die Tür nicht ganz geschlossen war. Ich erlebte nun das, was ich mir eine halbe Minute vorher nur als Vorwand vorgestellt hatte, wirklich, und dadurch einige Augenblicke der furchtbarsten Angst und Sorge um sie. Es fiel mir wie ein Stein vom Herzen, als der Zug aus der Halle war, und das weiße Flaggentuch der treuen Mutter im Innern des Wagens verschwunden war.

Es war mir glücklich zumute. War es, weil ich meine Mutter in Sicherheit wußte – und mit jedem Augenblick weiter entfernt von mir, war es die unbeschreibliche Freude, die blühende Schöne im Opossum neben mir zu sehen auf dem fast verlassenen Bahnsteig?

Sie war nicht abgereist, ich hatte sie nicht verloren, ich hatte nur meine Natur, dem unfehlbaren Instinkt zu folgen brauchen und war bei der gewinnenden Partei. Denn es war jetzt kinderleicht, (durch Öffnen einer ohnehin schon offenen Tür), der jungen Dame einen Höflichkeitsdienst zu erweisen, der ihr genau so gelegen kam wie mir, denn sie äußerte keine Überraschung. Wir gingen so selbstverständlich nebeneinander aus dem Bahnhof, als wären wir Arm in Arm hingekommen. Zum Glück waren die zwei Ordonnanzen, die das Gepäck ihres Vaters an die Bahn gebracht hatten, schon vorher verschwunden. Sie erschien mir jetzt, als ich sie aus der Nähe sah, nicht mehr ganz so fleckenlos schön wie beim ersten Anblick, aber etwas anderes, viel Heißeres regte sich in mir, das ich ebensowenig beschreiben kann wie ihre Schönheit.

Sie war nicht so groß wie ich. Der sehr lange Mantel hatte sie größer erscheinen lassen als sie war. Er war es, der sie am freien Ausschreiten hinderte. So kam es, daß sie drei Schritte machte, wenn ich einen machte. Aber gerade das entflammte mich. Sie war stets einen halben ihrer kleinen Schritte vor mir voraus, und so sah es aus, als fliehe sie vor mir. (Lilyfine bei den roten Felsen im Sommer bei Boure.) Das Blut sauste mir so wild im Ohr, daß die ersten Worte, die sie sprach, – (Phrasen, nichts weiter), nur wie von sehr weit an mein Ohr drangen. Wußten wir beide, wo wir waren? Plötzlich fanden wir uns, – (immer noch dauerte das banale Gespräch weiter, dem keiner von uns zuhörte) – im Gewühl vor der Oper, wo die Vorstellung zu Ende war. Die herrlichen Karossen der Abonnenten, vom Opernportier in seiner silbergestickten Uniform mit Stentorstimme ausgerufen, liefen in flinkem Trab die Rampe an, bis sie mit einem leichten Rucker der livrierte Kutscher für einen Augenblick zum Stehen brachte, und dann nahmen sie, eine dicht hinter der anderen, unter dem festen Trappeln der Hufe auf dem Holzstöckelpflaster, aber ohne einen Laut der mit Gummi besetzten Räder und der auf den Federn sich wiegenden, schwarzen, spiegelblanken Coupés den Weg abwärts. In solch einem Wagen hätte eine A. v. W. von der Oper heimfahren müssen! Und sie war es gewesen, die ich vor Beginn der Vorstellung in dem prunkvollen Foyer gesucht hatte.

Rings um das Gebäude der Oper gehen schöne gedeckte Arkaden, und hier blieben wir, (als wären wir zum erstenmal unter einem gemeinsamen Dach, obwohl wir es doch schon am Bahnhof gewesen waren) solange, bis die Wagen der großen Herrschaften abgerollt waren und die Reihe an die bürgerlichen Fiaker und Droschken kam, die weniger rücksichtslos vorfuhren und abfuhren. Vor dem Portale der Oper wurden die monumentalen Kandelaber verlöscht, (fackeltragende Riesen oder Jungfrauen), in den Arkaden blieben die gemütlichen Gasflammen brennen. Wir traten an den Rand der Arkaden, und Opossum hielt ihre Hand hinaus, um zu sehen, ob es noch schneite.

Sie trug damals lange dunkelgraue Wildlederhandschuhe. Sie hielt die rechte Hand mit der Handfläche nach oben. Dort, wo die Knopfreihe auf der Handfläche beginnt, war ein kleines ovales Stück ausgeschnitten. Hier sah ich ihre nackte Haut. Im ersten Augenblick war sie noch trocken, perlmutterfarben, aber bald feuchtete sie sich unter den spärlichen Schneeflocken an und färbte sich zu meinem höchsten Entzücken allmählich zart rot wie eine unreife Erdbeere.

Sie hatte die Augen gesenkt, zum Glück sah sie mich jetzt nicht an. Ich faßte sie an der linken Hand und führte sie sicher über den Platz. Ich hatte mich wieder. Vielleicht war es die Berührung der leibhaftigen, festen, greifbaren Hand im Handschuh, die mich beruhigt hatte. Aber ich hütete mich wohl, dem kleinen Stück nackten Fleisches nahezukommen, denn niemand sollte ahnen, was es in mir erregte. Und wie hätte sie es ahnen sollen, ein adeliges Mädchen, eine Unberührte wie sie? Sie war nicht viel älter als ich. Mit tiefer Ruhe heftete sie jetzt ihren großen grauen, nicht zu weichen Blick auf mich. Sie fragte mich, wohin ich wolle. Ich fragte zurück, ob sie sofort heimkehren müsse oder ob sie mit mir noch einige Schritte gehen könne. Die Luft war rein, der Schnee lag mehr in der Luft, als daß er fiel. Ein etwas strenger Geruch wie nach Medikamenten schwebte um sie. Wir gingen und gingen. Plötzlich waren wir weit oben am ›Gürtel‹, nahe an meiner Wohnung. Ihr Schritt war langsamer geworden. Ich verstand. Ich nahm Abschied von ihr, gab ihr mit Bleistift, möglichst deutlich geschrieben, meine zwei Adressen. Sie faltete das Blättchen sehr klein zusammen und steckte es in den Ausschnitt ihres Handschuhs, wo es leise knisternd verschwand. Es begann jetzt stark zu schneien, und auch der Schnee knisterte unter uns beiden. Ich fragte nicht nach ihrem Namen.

5.

Ich lief nach Hause und kam atemlos vor Glück in meinem Zimmer an, nichts als Glück war es, das mich nicht schlafen ließ. Ich erwartete eine Nachricht von ihr für den nächsten Tag. Als mit der

Post nichts kam, eilte ich in mein Hotel in der inneren Stadt. Aber an dem nichtssagenden Lächeln des Portiers erkannte ich, auch ohne zu fragen, daß weder ein Brief gekommen war, noch daß sie angerufen hatte. *Sie?* Ich wußte ja nicht einmal den Namen. Ich hatte geglaubt, mich dadurch überlegen zeigen zu müssen, daß ich nicht nach ihrem Namen und der Adresse gefragt hatte, so fest war ich von meinem Glück überzeugt gewesen. – –

Nach einigen Tagen pochte es morgens an der Tür, bloßfüßig eilte ich hin, um aufzuriegeln, (ich hatte mir seit den ersten Tagen, des Geldes wegen, angewöhnt, nur bei verriegelter Tür zu schlafen), und sah mich dem Postboten gegenüber, der mir, noch vom Treppensteigen schnaufend, einen dicken Brief reichte, – dessen Handschrift mir zuerst unbekannt zu sein schien. Aber es war nur die Handschrift meiner Mutter, die sich heute, als ob sie sich mir zuliebe mit dem besten Kleide schmücke, eine noch klarere und mehr kalligraphische Handschrift zugelegt hatte, auf die Gefahr hin, daß sie etwas Schülerhaftes und Fremdes dadurch bekam. Zu einem so dicken Brief voll neuer Nachrichten hätte es natürlich in der kurzen Zwischenzeit seit ihrer Abreise nicht gereicht. Aber meiner Mutter waren auf der öden Bahnfahrt, (und auf dem schlechten Platz, der sie im Zuge nicht schlafen ließ), einige ›anspruchslöse Gedankensplitter‹ gekommen, die sie für eine Hausfrauenzeitung bestimmt hatte. Warum sollte sie es denn nicht versuchen, fragte sie mich. Eine schöne Hand hatte sie ja, und der Text, den sie mir in der Abschrift sandte, konnte allen Menschen guten Willens von Vorteil sein.

Sie schrieb nach einer langen Einleitung, in der sie die Bibel und den ersten Sündenfall erwähnte, (nicht den Apfel Evas nannte sie so, sondern den Brudermord Kains an Abel!), von dem Geschlecht der Hirten, der ewigen Abels, und dem der Jäger, der nicht weniger ewigen Kains. Die anscheinend Schwachen wie Abel, waren in Wahrheit die Starken. Diese Art Menschen, (zu denen sie wahrscheinlich sich und mich rechnete) jagte, kämpfte und eroberte in der Urzeit wie jetzt nur deshalb, um das eroberte

Wesen, Wild, Reh oder Berglamm oder Jungfrau oder Jüngling, für immer zu ›hüten‹ und es lebend und friedlich zu besitzen bis zu seinem natürlichen Ende. Die anderen, zu denen sie wohl meinen armen Vater und wie es schien auch Marthy rechnete, die, ohne daß ich genau wußte wieso, zu einer ›Strabanzerin‹ geworden war, diese nur scheinbar Starken kämpften, siegten und eroberten nur, um das Eroberte zu vernichten, ihrem Opfer das Blut auszutrinken in einem einzigen sinnlosen Rausch, und dann von neuem auf die Jagd zu gehen. Der ersten Art war der häusliche Frieden, die friedliche Arbeit, der regsame und häusliche Mann, das brave, sparsame, treue Weib, die sittsamen Kinder bestimmt, während die anderen... wozu dies alles ausmalen? Hatte sie es nicht selbst genugsam ausgemalt?

In meiner Wut über diese weisen Reden, die ich jetzt in meiner Sehnsucht nach Opossum am wenigsten erwartet hatte, überflog ich nur noch den Schluß der Epistel, und hier zeigte sich die Lehrerin, Schriftstellerin und Soziologin doch so sehr als echte Mutter, daß sie mir, dessen Unruhe sie vielleicht jetzt erst begriffen hatte, einen kleinen Trost, etwas für mich Erfreuliches, eine Zukunftshoffnung, eine Art Ziel geben wollte. Dies war nicht das berüchtigte Lehramt, noch auch das ehrsame Ehegespons, aus den Freundinnen Anninkas nur nach innerem Wert und güldenem Gehalt auserwählt, sondern mein kleiner Bruder, dem ich nicht allein Bruder, sondern auch ein Freund, ein Vater werden konnte und sollte. Dies alles war allerdings nicht neu für mich, aber es hatte einen gewissen Reiz. Dort täte ich not, sagte sie. Mußte ich ihn nicht lieben? Mußte ich nicht, geführt von seinem Kinderhändchen, in den Kreis der Familie zurückkehren, den ich voreilig verlassen hatte? Und so erzählte sie mir in dichtgedrängten Zeilen, um alles auf die letzte Seite zu bekommen, wie Postillion sie unlängst an der Bahn erwartet habe. Es hätte wild gestürmt und geschneit, und sie habe den Regenschirm aufgespannt; das Kind hätte sich von untenher an dem stählernen Gerippe des Schirmes mit beiden Fäustchen angehalten und gesungen aus voller Brust.

Ich lächelte, etwas getröstet, bei dieser Erzählung. Sie war natürlich nicht wahrheitsgetreu, denn der Zug kam erst nach Mitternacht daheim an, und keine Gewalt der Erde hätte Marthy bewegen können, meiner Mutter ›ihr‹ Kind bei solchem Wetter und zu solcher Stunde an die Bahn zu bringen. Früher hatte meine Mutter nie gelogen. Keinem zuliebe. Hatte sie es von mir gelernt? Mir war bitter zu Mute, aber ich machte mich mit allen Kräften an die Arbeit, die ich in den letzten Tagen etwas vernachlässigt hatte. Es war kein rechter Trost, aber die beste Art der Betäubung blieb es immer! Ich studierte Philosophie. Der Philosoph machte sich über den Liebhaber lustig, und der Liebhaber vergalt es ihm mit gleicher Münze. Und dabei schien es mir doch, als ob meine Philosophie und meine sinnliche Leidenschaft einander nicht feindlich gegenüberstanden, kamen doch beide aus dem Wesen, das ich am meisten liebte: aus mir.

6.

Ich hatte in Opossum ein junges schönes Mädchen aus vornehmen (adeligen?) Hause kennengelernt, ich war neben ihr eine gute Stunde abends im Schnee durch die Stadt gegangen, und sie wollte mich nicht wiedersehen, Gott weiß warum, und schon war mein Leben aus den Fugen? Ich entsann mich der etwas zu großen Sorgfalt, mit der sie dem Vizeadmiral in den Wagen geholfen hatte, ganz als wäre sie ein ›dienstbarer Geist‹, und nicht seine Tochter. Wozu hatte er seine zwei stämmigen Matrosen da? Vielleicht war es gar nicht ihr Vater, sondern nur ihr Geliebter, ein verbrauchter, kränklicher, alter Mensch, der eine hohe Stellung innehatte und sich den Luxus einer solchen Frau leisten konnte. Er war es, der sie in Samt und Seide, kostbare Pelze hüllte. (Opossum war aber gar nicht so kostbar?) Mir, in meiner Jugend, in meiner Torheit, blieb nur übrig, entweder alles zu vergessen, und zu versuchen, die Erinnerung auszulöschen, oder mich in vergeblicher Sehnsucht und stupider Eifersucht zu verzehren und zu warten, bis der greise, kaiserlich-königliche Marinemann seine letzte Eroberung satt bekam oder bis er starb, in einem großmütigen

Testamente die junge Herzallerliebste für alle Opfer – (und natürlich auch für den Verrat an mir) entschädigend. War das nicht Gift, was ich mir da zusammenbraute? Ich hatte Gift in meinem Empfinden nicht gekannt bis jetzt.

Ich bereute jetzt meinen eitlen Stolz vom letzten Sommer. Warum hatte ich einer Lilyfine gewehrt, mir einen kleinen, aber notwendigen Liebesdienst zu erweisen? Sie hätte er glücklich gemacht. Mir hätte er genützt! Was sollte mir die Unberührtheit, dieses nüchternste aller Geheimnisse? Wollte ich sie in die Ehe bringen, meiner Mutter und der zukünftigen braven Ehegesponsin zur Freude?

Ich sehnte mich nicht nach Lilyfine, ich sehnte mich nach Opossum, und doch, ich liebte sie nicht so, wie ich das Andenken meines Vaters liebte, und die Erinnerung an die unvergeßliche A. v. W., die ich doch auch nur einen Augenblick gesehen hatte und nie mehr. Ich wartete und wartete nur darauf, daß sich O. doch meiner entsinne, und daß eines Tages ein Brief von ihr kommen müsse. Es konnte doch noch nicht alles zu Ende sein, bevor es begonnen hatte.

Inzwischen kamen, wie zum Hohn, eine Menge Briefe von daheim. Meine Mutter sowie Marthy taten ganz so, als wäre ich das Haupt der Familie. Meine Mutter hatte den Aufsatz in der Hausfrauenzeitung untergebracht und sogar etwas Geld dafür ›gelöst‹; sie schien aber nicht so ermutigt worden zu sein, daß sie sich von jetzt an ausschließlich dieser Art Arbeit hätte widmen wollen.

In den Briefen schwieg sie trotz ihrer vielen Worte und ihrer vielen ›gemeingültigen Betrachtungen‹, trotz ihrer kalligraphischen Züge und ihres fürtrefflichen Stils über alles eigentlich für mich Bestimmte und Wissenswerte. Marthy dagegen, der diese Vorzüge fehlten, schmierte mit ihren Krikelkrakelzügen ohne irgendwelche Punkte, Kommas oder andere Satzzeichen, die großen und kleinen Anfangsbuchstaben nach Gutdünken verteilend, ihre langen

Episteln hin, doch sie zeichnete so deutliche Umriss und setzte so kräftige Worte, daß ich mein Vaterhaus vor mir sah. Und das mußte ich doch, wenn ich als Haupt der Familie raten oder helfen sollte. Waren aber mein Rat und die Hilfe wirklich ›vonnöten‹?

Meine Mutter wandte dieses ihr Herzenswort nicht an, seitdem ich es unlängst bei ihrem Besuch diskret belächelt hatte, (gegen meinen Willen, muß ich sagen), aber aus der fettbefleckten Briefschaft der Magd drang es leider aus jedem Satze hervor! Marthy fragte mich etwas scheinheilig, ob mir bei meiner Mutter ein gewisses ›schwaches Wesen‹ entgangen sei. Daß sie sich die rubinenen Ohringe ›bei lebendigem Leibe‹ aus den Ohren habe herausstibitzen lassen, beide!, wisse ich doch schon, man müsse sie ihr bei der Rückfahrt von Wien entwendet, oder sie müsse sie im Abteil verloren haben. (Beide! schrieb sie ein zweitesmal.) Sie habe sich am Tage nach der Rückkehr an das Fundbüro der Staatsbahnen gewandt, in Erinnerung der guten Erfahrungen, die ich mit dieser Einrichtung bei dem Verluste meines Koffers gemacht habe usw. Ich lächelte bitter. Ich wußte, die Ohringe waren verkauft worden gegen gutes Geld, das ich noch vollzählig aufbewahrt hatte, (ich hatte ja keine Sehnsucht nach unschuldigen Kindern der Natur in einem schlichten Wasserglas!). Aber meine vor Zeiten etwas weltfremde Mutter hatte so gut zu lügen gelernt, daß ihr die mißtrauische und lebenskluge Magd glaubte! Aber zu dem schwachen Wesen gehörte nicht allein die Unachtsamkeit bei ihren spärlichen Schmucksachen, sondern etwas viel Ernsteres. Marthy wollte an ihr, und zwar erst seit kurzem, eine Unmasse grauer Haare über den sehr, sehr eingefallenen Wangen, brüchige Fingernägel, und ab und zu – Ungeziefer in der Wäsche und in den Falten und Säumen der Kleider bemerkt haben, was sie alles auf den ›Hort‹ zurückführte. Aber nicht ausschließlich auf den Hort, wo man die Kinder täglich badete und kämmte. (Meine Mutter behauptete dies steif und fest, aber auch dies war erlogen!) Sondern sie führte es auch auf das dauernde Zusammensein mit zahlreichen ›Elendigen‹ zurück. So nannte Marthy die Proletarier,

die in dem großen, rußigen graubraunen Fabrikviertel hausten, wo der Hort meiner Mutter gelegen war.

In einem zweiten, nicht weniger unerfreulichen Fettfleckenbrief berichtete Marthy über andere Einzelheiten der Lebensweise meiner armen Mutter. Natürlich wollte die Magd ihre Herrin, an der sie mit größter Liebe und Treue hin, am frühen Morgen nicht ohne ein kräftiges ›reehles‹ Frühstück und ohne eine ordentliche ›Leppzehr‹ fortgehen lassen, denn mittags kam meine Mutter niemals heim, auch sonnabends nicht, und so packte sie ihr, einer alten Vorliebe für Geflügel eingedenk, der meine sparsame Mutter aus eigenem nie zu frönen wagte, einige Tage nacheinander in eine alte blecherne grüne Botanisiertrommel von mir ein ganzes pickfeines delizöses Stück Geflügel, ein milchgemästetes Hühnchen oder fettes Täubchen oder Rebhuhn oder eine ganz junge Ente, alles appetitlich klein tranchiert, zwischen zwei dicken Brotscheiben ein, in Pergamentpapier, mit Bindfaden gut verschnürt, um es saftig zu erhalten, und legte sogar zwei Papierservietten bei. Abends kam meine Mutter brav mit der leeren Trommel heim. Nur die Servietten blieben zurück, sie waren immer noch glatt und schneeweiß, und dadurch verriet sich meine Mutter, die nicht bedachte, daß es an einer vereinzelt Unwahrheit natürlich niemals genug ist. Man muß allerdings eine erste Lüge durch andere Erfindungen in der Motivierung gut untermauern und auch die späteren möglichen Folgen der Lügen sofort im Augenblick des Aussprechens bereits durch entsprechende Erfindungen vorausnehmen. Ohne System keine Lüge. Sollte ich ihr sagen, sie solle bei mir in die Schule gehen?

Wäre ich doch nur glücklicher gewesen! Was nützten mir alle Listen, was half mir mein gutes Geld – ohne Geliebte und ohne Freund! War nicht meine Mutter zu beneiden, welche einer ›hohen Pflicht‹ getreulich folgend, die Tyrannei der treuen Magd de- und wehmütig auf sich nahm? Marthy rühmte sich, daß sie meiner Mutter von nun an nichts glauben werde, daß sie aber vor dem Abschied morgens alles Mögliche in sie hineinstopfe; meine Mutter

wolle sich zu diesem Frühstück nicht niedersetzen, sie stampe mit den Füßen vor Ungeduld. Schließlich sähe sie aber ein, wir alle meinten es gut mit ihr. Freilich, leider!, Hühner und Enten bekomme sie gar nicht!

Ich versuchte, den Sinn dieser Worte zu verstehen, und ich glaubte, sehr bald verstand ich ihn. Ich bat Marthy, mir ein Postamt anzugeben, wohin ich ›frei von der Leber weg‹ an sie schreiben könne, denn wozu sollte meine Mutter von allem Möglichen erfahren, das sie doch nicht verstand? Mit der wendenden Post erhielt ich die nötigen Angaben. Nun schrieb ich dem alten Hausgeist, ich hätte bei der letzten Lotteriezählung in Graz 670 Kronen gewonnen und sende davon die Hälfte, also 335 Kronen heim, das heißt an Marthy, die dieses Geld zu einer markigen Kostaufbesserung ausschließlich für meine Mutter und den Bruder verwenden solle. Sie solle schweigen! Sie solle das Geld heimlich unter das Wirtschaftsgeld mischen, ja nicht sparen! Aber sie solle mir das regelmäßig zu messende Körpergewicht dieser zwei Lieben mitteilen. Die Summe hatte ich absichtlich zu ›krumm‹ gemacht und das etwas entlegene Lotterieamt Graz deshalb gewählt, weil durch diese Einzelheiten meine Motivierung für den Besitz des abgesandten Geldes fast etwas Unwiderlegliches bekam. Denn niemand würde begreifen, aus welchem ›vernünftigen‹ Grunde ich diese Angaben machte, wenn sie nicht wahr waren. »Solche Einzelheiten erfindet man nicht«, hatte ich oft die Menschen bei ähnlichen Gelegenheiten sagen hören. Man erfindet sie nicht? Wozu denn auch? Also mußten sie in den Augen der Menschen wahr sein. So war es, so blieb es. Das Gewicht meiner Lieben stieg zum Glück bald etwas an, das meiner Mutter leider etwas langsamer als das des Brüderleins, aber immerhin, ein Anfang war gemacht. Hätte sich doch nur O. gemeldet, hätte ich sie doch nur einmal auf der Straße gesehen! Aber hätte ich sie denn jetzt ohne ihren dunkelblauen Mantel erkannt? Die Jahreszeit war warm geworden, man trug schwere Mäntel mit breiten Pelzkragen nicht mehr.

Und ich ahnte wohl, meine Sehnsucht hatte sie unendlich verschönt.

7.

Die Vorstädte Wiens gehen zum großen Teil, nach Westen und Süden, in Weinberge, Weindörfer voller Weinschenken aus, – das nördliche Viertel, in dem ich wohnte, endete aber in dem großen Exerzier- und Paradeplatz der Garnison Wien, und ich sah häufig des Morgens große Truppenmassen zur ›Schmelz‹ marschieren. Wharf war voller Bewunderung für das Militär. Er liebte das Bestehende, er war dem alten Kaiserstaat zugetan. Ebenso liebte er aber auch die Gemütlichkeit und den Wein. Ab und zu klopfte er abends bei mir an und freute sich, wenn er mich, selten genug, im Hotelzimmer antraf. Er forderte mich auf, ihn in die Weindörfer zu begleiten, wo er besonders gute Quellen für das dünne, aber würzige Getränk kannte, das zum Glück für die bodenständigen ›Weinbeißer‹ keine lang dauernde Lagerung und keinen Transport verträgt, und das bekanntlich der *Heurige* heißt. Ich kam endlich mit, nachdem ich mich einige Male geweigert hatte.

Er trank. Ich trank noch mehr. Er wollte mich nach Kräften übertrumpfen, als söffen wir um die Wette. Aber bei einer solchen Wette hätte ich nicht einmal eine schäbige Silberkrone eingesetzt! Sein Gesicht begann in Seligkeit zu strahlen, seine rostroten Haare gerieten in Unordnung, komisch stach aus seinem hold geröteten Gesicht der violette Tintenfleck heraus, der von seiner unbotmäßigen Füllfeder herrührte und der auch dann nicht weichen wollte, als er sein Taschentuch in den Wein getaucht hatte und sich die Stirn damit abwusch. Er begann zu singen oder vielmehr zu grölen mit seiner heiseren Stimme und schlug den Takt mit den Füßen gegen die Querkante des alten Tisches. Er gedachte den wackeren Musikanten, die in Hemdsärmeln auf der hölzernen Estrade saßen, mit dieser musikalischen Unterstützung eine besondere Freude zu bereiten. Mitten im rührseligen, langgezogenen Liede blieben aber diese hemdsärmeligen Musiker

tückisch stecken, und ließen Wharf allein weitersingen, sehr zum Mißfallen der anderen Gäste. Er allein war zufrieden, rauschig, Freund Österreichs, der Frauen, der Schönheit Wiens und aller Welt.

Ich konnte den Wein als Wein genießen. Er war sicherlich besser als anderswo und billiger. Als guter Reporter hatte Wharf auch hier die richtigen Quellen herausgeschnüffelt. Nur berauschen konnte er mich nicht. Drei Liter hatten wir getrunken, und ich dachte mit Angst daran, wie Wharf heimzuschaffen sei, aber ich *dachte* eben, ich lachte nicht stumpfsinnig wie er, ich ließ den Tisch und die vorbeigehende Kellnerin in Ruhe. Ich sang nicht, vor allem sang ich nicht falsch mit! Ich war klar, leider überklar! Mit echter Betrübniß sah ich ein, daß mir der Wein, selbst der beste nicht, dazu verhelfen werde, mir selbst zu entgehen und unterzutauchen in der mir bis jetzt noch unbekanntem, bewußtlosen, urtiefen Wollust des Rausches. Vielleicht war er animalisch, vielleicht halbgöttlich, mir war er nicht gegeben. Dieser nicht.

Was mich an Opossum quälte, war das Unvollendete. Es verließ mich auch jetzt nicht, es saß neben mir, an dem Holztisch unter den noch kahlen Nußbäumen, deren Zweige von den Kerzen in den Windlichtern von unten her beleuchtet waren. Ich malte auf den Zettel der Rechnung ein O nach dem anderen, sah und hörte nichts um mich. »Warum schreibst du eine Null und zwei Nullen und drei Nullen?« fragte Wharf, seinen Arm um mich legend, und mir den Weinatem ins Gesicht hauchend, voller Mitgefühl, denn er hatte sich mit mir, zum Glück nur für heute, verbrüdet. Was hätte ich ihm antworten sollen? Ich hätte ja jetzt, wo er sich im ›siebenten Himmel‹ befand, alles erzählen können. Aber mich trieb es nicht dazu, mich mitzuteilen.

Wir kamen von dieser Weinreise ›glücklich‹ heim, wenigstens er. Denn ein Wharf war im Grunde seines Wesens so sehr Reporter, daß er über ›Wiener Land und Wiener Leute beim Wein‹ einen reizenden Bericht zu schreiben vermochte, dem, sobald die

stilistischen und orthographischen Fehler verbessert waren, niemand angesehen hätte, daß er von einem ›Zugereisten‹, also einem nicht in Wien geborenen Mann der Feder stammte, der seine Eindrücke trotz dem Genuß von dreieinhalb Litern starken Weins, (soviel kam zuletzt auf jeden von uns) gesammelt hatte. So war auch ein Wharf vielleicht doch nicht so sehr zu beneiden? Wenn ich meine O. nicht hatte vergessen können, so war er auch nicht so tief in den seligen Rausch untergetaucht, als daß er seine Berufspflicht vergessen hätte.

Ostern kam immer näher. Meine Mutter schrieb mir täglich. Niemals erwähnte sie den Besuch, den wir vereinbart hatten. Gerade das bewegte mich, es rührte mich. Ich schämte mich meiner selbst, ich gestehe es, und vielleicht zum erstenmal in meinem Leben, und ich hätte mich sogar selbst verachtet, wenn es möglich gewesen wäre, – – und doch blieb ich während der Osterfeiertage in der Stadt, ja, ich trieb es so weit, meiner Mutter nicht einmal mitzuteilen, ich käme nicht, unter einem billigen, aber glaubwürdigen Vorwand, zum Beispiel, ich habe zu arbeiten, Stunden zu geben, ich schwieg, erbärmlicherweise, so wie sie vornehmerweise schwieg.

Anderen Frauen mich zu nähern, (mich reizten die erfahrenen, die ›Schönen‹ im Grunde fast ebenso wie die unberührten Mädchen, die ›Blüten‹), vermochte ich nicht. So unsinnig es klingt, bei den einen hatte ich Angst, sie würden sich mir zu leicht hingeben, vielleicht durch meine äußere Gestalt angezogen, woran mir nichts liegen konnte, bei anderen fürchtete ich, sie könnten mir wie O., die Tochter sehr vornehmer, vielleicht adeliger und stolzer Eltern, einen zu großen Widerstand entgegensetzen und mich zu tief und lange leiden machen.

Aber war denn O. ganz für mich verloren? Was wußte ich denn von ihr? Je mehr ich mich gegen den letzten Rest einer Hoffnung wehrte, desto besser widerstand mir die Illusion. Diese leere, durch nichts auszufüllende Öffnung des O., (das doch nicht das Geringste mit ihr und mit ihrem wahren und mir noch

unbekannten Namen und Wesen gemein hatte), verfolgte mich bei Tag und Nacht und saugte wie ein Strudel im Wasser mich hinab zu sich. Ich begriff, es war kein Glückstag sondern ein Unheilstag gewesen, an dem ich ihr begegnet war. Ich konnte nicht einmal meine Träume vor ihr schützen. Aber meine Träume waren viel bescheidener, viel kleinmütiger und tugendhafter geworden.

Nichts mehr von den fleischlichen, blitzartigen Entzückungen. Weder glühender Rost noch Rosenbett, sondern nur das kaum in Worten ausdrückbare Fühlen: Wärest du doch endlich bei ihr, selbst wenn sie dich dabei nicht sähe! wärest du ein Stäubchen auf dem silber- und stahlgrauen Pelz, den sie um den weißen warmen Hals trägt und wohin sie ihr kleines, rosiges schimmerndes Kinn versenkt. Oh, Elend über Elend! Und nur wünschen müssen, auch diese letzte erdeborene Illusion möge ganz verschwinden und alles mit ihr untergehen, was ich mir zum Unheil hatte groß und schwer, überschwer werden lassen tief in mir!

8.

Meine Mutter wollte es mich nicht merken lassen, wie sehr sie über mein Fernbleiben enttäuscht war. Sie schrieb von jetzt an nicht seltener, aber noch kalligraphischer und inhaltloser als bisher. Hätte ich nicht durch Marthy ausführliche Nachrichten erhalten, wäre ich vielleicht noch unruhiger, noch abgehetzter gewesen als ich es war. Ich wollte die Mutter nicht ganz verlieren, ohne etwas anderes gewonnen zu haben. O. aber war kein Gewinn, sie quälte mich, obgleich ich sie nicht liebte. Auch jetzt nicht. Ich sah nur, daß ich an sie gefesselt war, sie aber nicht an mich. Der Umstand, daß der letzte von mir gesetzte Termin, das Osterfest, verstrichen war, ohne daß sie mich auch nur eines Wortes gewürdigt hatte, hatte mich leider nicht ganz hoffnungslos und ganz ruhig gemacht. Ich hoffte nur darauf, nichts mehr von ihr zu hoffen, und darauf, sie vergessen zu dürfen.

Als ich eines Abends auf den Bahnhof ging, bloß um einen Zug zu der gleichen Stunde abfahren zu sehen wie damals, war mir, als ob ich mich niemals von dieser kindischen Sehnsucht befreien könne. Mit O. schien alles von mir zurückzuweichen, mich zu fliehen! Aber im Grunde war ich es, der floh, der sich verbarg, und von einem Schatten das verlangte, was nur das lebendige, wenn auch nüchterne Licht zu geben vermochte.

Komischerweise wurde ich an diesem Abend von alten Bekannten auf dem Bahnhof angesprochen. Es war die Kaiserliche Ratsfamilie, der Vater mit dem Sohn, der endlich die Prüfung bestanden hatte und nun sein erstes Sommersemester in Wien zubringen sollte. Der Abend zu dritt verlief amüsanter, als ich es hätte hoffen können. Kam es also nicht unbedingt darauf an, daß gerade O., dieser und kein anderer Gegenstand der Sehnsucht bei mir weilte? Genügte ein Kaiserlicher Rat, der von undurchsichtigen Geschäften lebte, (das Krawattengeschäft war nur eine Fassade, und Peters spielte jetzt eine große Rolle bei den »kommerziellen Unternehmungen«), und hatte ich genug Interesse an seinem nicht so sehr hoffnungsvollen als vielmehr verzweiflungsvollen Sprößling, um mich und meine sentimentalen Leiden etwas zu vergessen? Seltsamerweise hatte dieser Abend noch einen zweiten Trost in sich: ich sagte mir, und beruhigte dadurch mein etwas angekränkeltes Gewissen, daß wenn ich mich beruhigte, auch meine Mutter sich über meine Abwesenheit in dieser oder jener Weise trösten werde. Denn vielleicht war ich ihr das, was mir O. war.

Der Kaiserliche Rat reiste am nächsten Tage ab, nachdem er im Justizministerium eine erfolgreiche Konferenz mit den maßgebenden Persönlichkeiten über die Verwertung der Sträflingsarbeit und über die Verzinsung und Amortisation der dabei aufgewendeten Kapitalien gehabt hatte. Der Sohn, so phlegmatisch und lebensabgewandt er war, zeigte sich in geschäftlichen Dingen als ungemein kenntnisreich. Nichts interessierte ihn, er verneinte alles, aber alles wußte er. Sein Vater

wollte, daß der Staat erstens das Risiko trage, zweitens, daß er ihm die braven arbeitswilligen Häftlinge zur Verfügung stelle zwecks Herstellung konkurrenzfähiger Ware, und drittens, daß der Staat ihm womöglich auch den Absatz dieser Sträflingswaren, – (Raubmörderpantoffeln und Kindsmörderinnenspitzenröcke, witzelte der Sohn) – sicherstelle durch Verkauf an die k. k. Beamtenorganisationen.

Dem Staat als solchem waren weder Vater noch Sohn besonders wohlgesinnt. Dem Vater schien der Staat als ein zwar zahlungsfähiger und kreditwürdiger, aber einfallsloser und träger Geschäftspartner, aus dem jeder herausschlagen müsse und dürfe, was nur möglich sei, schon um sich für die unsinnig hohen Steuern und Gebühren schadlos zu halten. Für das Genie von Sohn aber war der Staat die Wurzel des gesellschaftlichen Übels, »von den Oberen kommt die Pest, und der Fisch stinkt vom Kopfe her«, ließ er sich kurz darauf an einem Abend in meinem Kabinett vernehmen, unvorsichtig genug, denn Wharf, der kaisertreue Reporter, der österreichische Engländer, hörte zu und riß seine grünen Augen auf, so vor den Kopf geschlagen, daß er nicht wagte, zu widersprechen. Vielleicht dachte er an einen Artikel, der sich mit der anarchistischen Geistesströmung der dekadenten Jugend beschäftigen sollte. Ich freilich hätte Wharf eigentlich warnen sollen.

Ich wußte nicht, ob es Karl mit diesen Reden ernst sei. Er redete langsam, er tat, als müsse er die Worte zusammensuchen, machte unnötige Pausen, aber dies war alles nur Theater, denn seine Sätze waren so gut gedrechselt, und sein Gehirn hatte die mephistophelischen Gedanken schon so klar kristallisiert, daß die Sätze ihm bereits druckfertig von den dünnen, wäßrig roten Lippen traten. Man kam auf lebensfähige Ideale zu sprechen, Karl – (welch häßlicher, knarrender Name! dachte ich, ein Name, der trocken hüstelt!), zählte folgende auf: Nation, internationaler Sozialismus, Christentum und den antiken Humanismus, Sinn für Schönheit der Form und Gerechtigkeit im Zusammenleben der

Völker und der Menschen. Wharf fragte ihn, begierig, endlich etwas Positives zu hören, oder ebenso bereit, etwas Haarsträubendes für seine Leser aufzufinden, zu welchem Ideal er sich bekenne. »Zum Ideal des blonden saftigen Wienerschnitzels mit einer guten Salzgurke«, sagte Karl mit Grabesstimme sehr ernst. Wharf ereiferte sich, widersprach endlich und hoffte auf eine Diskussion, denn er liebte solche, abgesehen von den Informationen, schon um sich in der deutschen Sprache zu üben, in der er immer noch komische Schnitzer machte.

Aber Karl antwortete nicht mehr. Dann aber, als die Rede längst auf ganz andere Dinge gekommen war, kam es, mit einem leisen, trockenen Hüsteln begleitet, aus seinem Munde: »Ideale brauchen keinen Wahrheitsbeweis anzutreten. Je falscher desto besser, es sind falsche Wegweiser, die den Wanderer in die Irre führen, selbst aber ruhig an Ort und Stelle bleiben, die Lüge ist das Brot der Masse und der Staat ist eine Brotfabrik von zahlungsunfähigen Idealen, die Lüge des Staates ernährt die Lüge des Patriotismus, die Lüge der Gesetze ernährt die Lüge der Justiz, und die legale Befolgung der Gesetze ist mit Lebensgefahr verbunden, siehe Christus, Sokrates und mich.« Das Staunen Wharfs kannte nun natürlich keine Grenzen. Er wußte nicht, war Karl ein ernster Spaßmacher, oder war er ein staatsgefährlicher Anarchist?

Man sprach von Verbrechern. Karl gab vor, mehr als einen zu kennen und zwar solche Kerle, die noch warmes Blut an den Fingern kleben hatten, aber mit dem Genie des Instinkts überall und immer der Justiz zu entgehen verstanden. Es schien ihm nicht in den Sinn zu kommen, daß es seine staatsbürgerliche und soziale Pflicht gewesen wäre, sie der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern, – vor allem aber, dem stets nach sensationellen Neuigkeiten lüsternen Journalisten Wharf Stoff zu einer ungeheuerlichen und ganz Europa interessierenden Reportage zu geben. Auf diskrete Fragen Wharfs ging er nicht ein, als dieser aber von den Entdeckungen eines jungen genialen Physikers zu

schwärmen begann, der ihm gestern ein Interview und sogar Handzeichnungen gegeben hatte, sagte Karl, in einem Spitzbuben stecke manchmal mehr Poesie und Natur als in einem Stubengelehrten, und ein richtiger Raubmord, technisch vollendet, ohne Spuren vollbracht, bei dem einer Geld für sein ganzes Leben erbeute, so etwas sauge sich niemand aus den Fingern. Der größte Dichter Frankreichs sei der von der Justiz gebrandmarkte Raubmörder Villon, und Shakespeare, das höchste dramatische Genie der Menschheit, hätte Jagdfrevel getrieben und schändliche Verhältnisse mit jungen Kavalieren in unsterblichen Gedichten verherrlicht, Cervantes sei arretiert worden wegen Gaunereien mit Steuergeldern. Die Tugend sei schön, fromm, sauber, ungefährlich, aber steril, und es sei Zeit, daß ein heißer Wüstenatem durch den Taubenschlag Alt-Europas gehe! Dies konnte der konservative Wharf nicht ertragen, er empfahl sich. Karl lächelte ihm hüstelnd nach und nannte ihn mit verachtungsvoller Güte ein Herz von falschem Gold und echter Druckerschwärze. Da ich nur die Achseln zuckte, bestand er nicht länger auf meiner Gesellschaft und ging. Als er fort war, wollte ich an O. denken. Es gelang mir nicht. Meine Arbeit aber ging von jetzt an besser vonstatten.

9.

Meine Mutter schickte mir die Großjährigkeitserklärung. Nun war ich mündig. Sie sandte das Dokument wohl verpackt und eingeschrieben, aber sie hatte nicht viel Worte hinzugefügt. Im Grunde war es das, was ich gewollt hatte seit langem. Ich hätte jetzt das kostspielige Hotel verlassen können, da mir jede Bank die Verwahrung verbürgte. Ich blieb aber, denn das doppelte Quartier machte mir Spaß.

Ich legte mein Geld vorsichtig an. Ich hatte die Wahl zwischen hoch verzinslichen, aber unsicheren Wertpapieren und solchen, die sich nur mit drei Prozent und dreieinhalb Prozent verzinsten, die man aber »mündelsicher« nannte, weil das Vermögen der Waisen vom Mündelgerichte in diesen Papieren angelegt werden mußte, und ebenso das Reservegut, das jeder

Offizier in der österreichisch-ungarischen Armee bis zum Range eines Majors nachweisen mußte, wenn er ein weibliches Wesen ohne große Mitgift heiraten wollte, – eine kluge Maßnahme, auf daß kein k. u. k. österreichisch-ungarischer Offizier mit Weib und Kind im Elend lebe. Das wäre höchst standeswidrig gewesen. Denn es bezahlte der brave Staat seine treuen Offiziere (und Beamten) nur zum Teil mit barem Geld. Den Rest gab er ihnen in Gestalt von Ehre. Ich hütete mich wohl, solche Beobachtungen und Tatsachen, (mit denen sich übrigens jeder abgefunden hatte und die man patriarchalisch nannte), einem Wharf oder einem Karl mitzuteilen.

Ich kaufte also Julirente, deshalb so genannt, weil die Coupons halbjährlich im Juli und zu Jahresende fällig wurden.

Ich gedachte an meiner Lebensweise noch nichts zu ändern. Ich konnte den Zinsengenuß nicht verbrauchen, ich sparte und legte den Zins auf Zinseszins an. Ich saugte mich mit aller Kraft an der Arbeit fest. Ich war nicht unzufrieden, denn ich hatte fast keine Zeit, an O. zu denken. Ich betrieb auf Wharfs Rat etwas Sport. Das Fechten fiel mir leicht, das Schießen weniger. Aber nach einiger Zeit war ich unter den jungen Schülern des Sportinstituts, (das ich den sportlichen Einrichtungen einer Studentenverbindung deshalb vorgezogen hatte, weil mir frei blieb zu kommen und zu gehen), im Fechten zwar nur Durchschnitt, im Pistolenschießen aber wurde ich der drittbeste. Dies genügte mir nicht. Was sollten meiner Hand und meinen Augen die dummen künstlichen Ziele! Ich wäre, meines Großvaters eingedenk, gern auf die Jagd gegangen. Aber dies war vorerst noch nicht gut möglich. Zeit, Geld, Gelegenheiten fehlten – und unter anderem auch ein guter Hund. Ich übte also bieder und wacker meine Hand weiterhin beim Armeegewehr, bei der Pistole und beim Kavalleriestutzen und wurde bei diesen Schießübungen der beste.

An Sonn- und Feiertagen, oder vielmehr an den Vorabenden machte ich mich mit einer soliden Bergausrüstung, im wetterfesten Touristengewand auf in die nahen Alpenberge, meist

in die Rax, ein felsiges, sportlich anziehendes, nicht ganz ungefährliches Gelände. Das war der schönste, freieste Sport.

Ich verstieg mich gleich bei der ersten Partie. Aber es war ohne Gefahr. Nur daß ich eine Nacht im Felsgestein zubringen mußte und einen Arbeitstag an der Universität verlor. Am nächsten Samstag nahm ich mir unten in der Prein einen Führer und lernte bald ebenso systematisch wie seinerzeit das Fechten und Schießen das Klimmen und Klettern und, was schwerer war, (schon deshalb schwieriger, weil man es meist in ermüdetem Zustand unternimmt), die Abstiege. Die Führer waren meist ältere, etwas unfreundliche, wortkarge, keineswegs von der Natur oder von dem Sport bezauberte Leute, sondern sie waren nichts als eine Art Tagelöhner der Touristik mit viel Erfahrung und mit besonderer Verantwortung. Sie hatten an mir bald nicht viel auszusetzen. Ich sah ihnen ihre Kniffe nach Möglichkeit ab. Ich brachte sie nicht in unnötige Gefahr, und verlangte nur, was mir zukam, und bezahlte ihnen den Tarif sowie das Trinkgeld. Sie hielten mich offenbar für sehr todesmutig. Ich war, dank meiner Anlage, völlig schwindelfrei. Im übrigen hatte diese Schwindelfreiheit nichts zu tun mit Mut oder Feigheit. Auch mein armer Vater war schwindelfrei gewesen, er hatte die Berge geliebt, hatte mich aber nie dorthin mitgenommen.

Die ersten Partien waren gefährlicher als die späteren. Es war die Zeit der Schneeschmelze, mehr als eine Lawine hörten wir hart neben uns, in eine Felsennische geduckt, mit ungeheurem Getöse in einem Mantel von kalter, schütternder, reißender Luft hinuntersausen, von einem toten Schweigen gefolgt. (Auch das Gestein rührte sich nicht, es stand ehern da, und wir atmeten ruhig vor uns hin, der Führer und ich, in seinem Schutze.)

Ich hatte während des Krawalls die Zigarette nicht aus dem Munde genommen. Der Bergführer hatte seine schwarzen, aber festen Zähne, (die etwas an das massige Gebiß einer Marthy gemahnten) nicht von dem Mundstück seiner ziemlich übelriechenden, ungepflegten, aber dafür aus Schönheitssinn mit

einer grünen Troddel geschmückten Holzpfeife gelassen, nachher spie er das bräunliche ›Saftel« in den frischen Schnee, und ich zertrat, den Rucksack auf die Schultern lüpfend, meinen Zigarettenstummel unter den genagelten Sohlen meiner derben Schuhe. Wir sahen uns um, fanden alles wieder schön und gut und setzten unsere Partie ohne philosophische Gespräche fort.

Wenn wirklich Gefahr bestanden hatte, – jetzt wäre es jedenfalls zu spät gewesen. Und was sollten Worte und Gedanken? Nicht einmal eine O. konnte meine Gedanken heranzaubern, wie hätte sie eine Lawine mit hundert Tonnen Schnee wegzaubern sollen? Wir hatten eben Glück. Das freut einen Menschen immer. Ich kam immer glücklich mit ungebrochenen Knochen, zwar hageren, vom Schneelicht tief gebräunten Gesichts und mit schwierigen Händen von diesen Partien zurück, erregte gegen meinen Willen den Neid meiner zwei Freunde, die darauf bestanden, daß ich sie das nächstemal mitnähme.

Mit Wharf ließ sich besser lachen und schneller wandern, mit Karl ließ sich besser schweigen. Die Bewunderung der Natur trieb uns alle drei nicht an, ich nahm die schweigende Erhabenheit des Gebirges als selbstverständlich hin. Oder doch nicht ganz? Einmal ließ ich Wharf vorangehen und blieb bei einem Bergbache zurück. Ich kniete mich nieder, den Kopf gesenkt, der Blick verlor sich mir in das hell smaragdgrüne, glatt und schnell dahinfließende Wasser. Meine Lippen dürsteten danach, es war Anfang Juni, ein wolkenloser, schon etwas schwüler Tag. Aber ich berührte die Wasserfläche nicht. Meine Hände hielt ich unten von rechts und links um einen halbkugeligen, mit goldbraunen Algen wie mit einer Haut dicht bewachsenen, völlig geglätteten Stein im Bachbette gebreitet, meine Finger streichelten die feinkörnigen Algen, meine Handfläche schmiegte sich aber fest und fester um das kalte, wollüstig glatte Gebilde, ein Schauer der Erinnerung an die kalte, feste, hohe Brust der Spielerin in Montecarlo durchrann mich so tief, daß ich Wharfs Kommen nicht merkte.

Bei aller seiner Neugierde fragte er diesmal nicht. Zum Dank versprach ich ihm, ihn im Sommer zu den großen Bergtouren mitzunehmen, die ich vorhatte. Er war ganz froh darüber, aber nicht so sehr, wie ich erwartet hatte. Er überlegte lange, ob eine solche Bergtour ihm Stoff für eine Reportage bieten würde. Es schien übrigens auch, als ob meine Gegenwart ohne einen dritten ihn etwas bedrückte, denn er hatte nichts dagegen, wenn auch Karl mitkam.

Karl, der, wie er behauptete, ebenso schwindelfrei war wie Wharf und ich, machte mit uns die nötigen Einkäufe für eine längere und schwierigere Tour. Wir wollten nämlich einen sogenannten Höhenweg gehen, der von einer Bergspitze oder einem Hochplateau zu einer anderen führt auf paßartigen, oft etwas delikaten Übergängen, ohne daß der Höhenwanderer während dieser Zeit in ein Tal hinabsteigt. Man mußte dann damit rechnen, ein paarmal im Freien zu nächtigen und mußte so ausgestattet sein, daß man weder Frost noch Feuchtigkeit zu fürchten hatte.

10.

Karl war der Unerfahrenste von uns dreien. Aber er bestand darauf, die nötigen Ausrüstungsgegenstände zu bezahlen, er war der reichste, oder glaubte wenigstens es zu sein. Wir durften ihm aber die Wahl nicht überlassen, denn er hatte sein Augenmerk gewaltigen Zeltausrüstungen, Prismenfeldstechern und »Freßkörben« zugewandt, ich und Wharf bestanden auf Steigeisen, Eispickeln, die an Karabinern am Gürtel zu tragen waren, auf leichten Kletterschuhen und auf einem gedrehten Manilahanfseil von etwas über fünfzehn Metern. Karl war es, der dieses Seil transportieren sollte, während wir in unsere Rucksäcke seine Schlafdecke, das Kochgeschirr, die nötige Wäsche, die Konserven und den Hartspiritus für uns drei hineinstopfen wollten. Dem guten Karl, der immer noch hüstelte, war also der am leichtesten zu tragende Teil der Ausrüstung zugedacht.

Als wir den soliden Laden, der in allen alpinen Zeitschriften seine Anzeigen hatte, verlassen hatten, kehrte er noch einmal dorthin zurück, angeblich, um eine englische Pfeife für sich der Ausrüstung hinzuzufügen. Erst viel später, im Eisenbahncoup é, bemerkte ich, daß er, dieser ewig verneinende Geist voller Lügen, Trauer und Genie, uns einen kleinen Streich gespielt hatte. Das Seil war wesentlich dünner als das, welches ich ausgewählt hatte, und auch mit der Länge schien es mir nicht ganz zu stimmen. Aber auch jetzt dachte ich an keine Gefahr, ebensowenig wie die anderen jungen Leute, die singend, lachend, plaudernd, liebevoll, rauchend und essend das von heller Sonne durchströmte Abteil füllten, wo es angesichts der vielen Rucksäcke und Eispickel in keinem Gepäcknetz ein freies Plätzchen gab.

Karl hatte also bei dem Seil über Wharf und mich obgesiegt, bei dem Reiseziel siegten er und Wharf über mich. Ich hatte an eine Höhenwanderung in den Stubaier Alpen bei Innsbruck gedacht, weil mir der Führer auf der Rax, der aus Tirol stammte, als passable Partie die Pfaffengruppe, den Tribulaumkamm und den Eiskopfkamm genannt hatte. Aber meine Freunde bestanden jetzt während der Fahrt auf ihrem Willen, nämlich dem Dachsteingletscher und dem Salzkammergut, weil sie mit den Bergtouren den Wassersport verbinden und im Hallstättersee schwimmen und rudern wollten. Wir fuhren bereits auf der Strecke, die uns sowohl nach Salzburg und Hallstadt als auch nach Innsbruck und ins Stubaital bringen konnte. Ich hätte meine Ausrüstung von der ihren absondern, ich hätte mich von der Sozietät immer noch frei machen können, um nach meinem Belieben zu handeln, aber, durch die Ereignisse der letzten Zeit etwas in meiner Selbstherrlichkeit erschüttert, sagte ich mir, auch ich dürfe einmal nachgeben und mich der Majorität fügen. Ich blieb also mit ihnen und beherrschte mich in meiner Enttäuschung. Als wir abends in Hallstadt ankamen, sahen wir das herrlichste Alpenglühn von den Wolken und dem Gletscher angefangen bis in die Felsspitzen, in die Wälder, in die Matten bis zu den kleinen

Blumengärten rings um die Häuser hinabstrahlen, alles war von dem zart rosaroten, mit unnennbaren Goldtönen vermischten Lichte erfüllt, das meine Freunde mit Ausrufen der Begeisterung begrüßten. Karl zeigte zum erstenmal, daß ihn etwas hinreißen konnte, und Wharf richtete das Objektiv seines schweren komplizierten Apparates auf das schwebende, duftige Licht, das da glimmte zwischen den Eisfeldern, den kahlen Höhen, dem Walde, den Almen und dem ruhenden, alles in sich widerspiegelnden See. Ich ließ ihn photographieren, ich wußte, es würde alles nur grau auf die Platte kommen. Ich wußte, von den Wetterbelehrungen im Semmeringgebiet her, daß solche Glanzmomente der sinkenden Sonne stets einen Wetterwechsel (zum schlechten) andeuten. Aber ich glaubte nicht das Recht zu haben, meinen Freunden die Laune zu verderben.

Vielleicht fühlte ich, obwohl ich doch auch selbst darunter zu leiden hatte, etwas Schadenfreude, als am nächsten Tage nach einem ebenso gloriosen Sonnenaufgang die Wolken immer dichter über dem Bergkessel sich zusammenzogen. Bald war es so weit, daß in der ernüchterten, farblos und übersichtlich gewordenen Natur alles erstarrte, bis sich endlich der Himmel über dem schon etwas unruhigen hechtgrauen See vollständig schloß.

Gegen Mittag begann es zu tröpfeln, gegen drei Uhr nachmittags aber in dichten, wie aneinander gebundenen Zügen zu gießen. Der Nebel stieg ohne Unterbrechung von den Wiesen auf wie von dem See und wogte von einer Fläche zur anderen, von trägen, lauen, schwachen Luftzügen getrieben. Es war still über dem Wasser. Die Bäche rauschten viel lauter als morgens und stießen sich hell aufschäumend gegen die gewaltigen Blöcke im Bachbett. Die Glocken läuteten sehr stark in der dünnen, feuchten, herben Luft. Die Wege am Ufer und im Walde leuchteten matt weiß, wo der Kalkboden die Feuchtigkeit nach langer Dürre mit Gier verschlang. Die Kameraden stießen das Barometer an der Wirtshaustür mit den Zeigefingern an, es hielt stand und blieb, wo es war. Ich wußte wohl, es war verdorben, und der Wirt ließ es

immer auf veränderlich, mit einem kleinen Strich gegen ›schön, beständig‹ hin stehen, aber ich ließ ihnen auch diese Illusion. Ich ging allein hinaus. Mir taten Ruhe und das Alleinsein not.

Es führte ein Weg mit vielen Krümmungen, aber ohne die geringste Steigung rings um den See. Die Privatgrundstücke dürfen nicht bis an den Strand heran. Ab und zu mußte ich über kleine, unter den Regentropfen knisternde, nach morschem Holz und wuchernden Pilzen riechende Brücken, die vom Anprall der wild gewordenen Berggewässer zitterten und dumpf tönten.

Auf manchen Wiesen lagen die Kühe trotz dem Regen da auf ihren nach innen gebeugten Vorderbeinen, die Köpfe ohne Regung, die Flanken glänzend weiß und tief schwarz, langsam mit dem Schwanz schlagend und ihre Nahrung wiederkäuend, oder sie wandelten geruhsam, die dreieckigen Köpfe mit den lyraartig gewundenen, hellen Hörnern gesenkt auf ihren, mit Holzhauern geschlossenen Weidestätten umher, die kupfernen Glocken erklangen trocken und blechern, die eine etwas höher, die andere tiefer, in regelmäßigen Abständen und mischten sich zu einer Art von Harmonie. Der Regen hielt immer den gleichen, etwas singenden Ton. Von Wind keine Spur. Das Wasser flach wie ein Glas, aber wie ein getrübtetes.

Die Schwimmanstalt am Flachufer war fast völlig verlassen, ich badete, schwamm weit hinaus und tauchte. Das Wasser war unter mir und trug mich und war über mir und fiel, mit einem Geräusch, das man nur von der Wasseroberfläche her richtig vernahm und das wie ein tiefes rieselndes Zirpen erklang, auf meinen Kopf, wenn ich nicht gerade tauchte. Der Regen trat zu mir, als ich emporkam und mich umblickte, als wollte er mich kämmen, er strich in langen Küssen auf mein Haar, auf meine Augenlider, die ich schloß, und den Mund, den ich offen hielt, um leichter atmen und schneller schwimmen zu können. Ich wiederholte den Weg, den ich zuerst außen um den See gemacht hatte, jetzt innerhalb des Sees. Als ich ans Land stieg, mich mit der Hand an dem glatten Holzgeländer der Schwimmanstalt

festhaltend, fühlte ich mich warm und blieb so, obwohl die Kleider, Hemd und Hose, dick mit Feuchtigkeit getränkt waren, denn die Nässe war so durchdringend, daß sie durch das alte gebrechliche Dach der Kabine durchgekommen war. Der Spiegel, der an der Wand hing, war beschlagen. Ich ordnete mir mein widerspenstiges Haar vorerst nur mit den Fingern.

Im Gasthof wechselte ich alles, setzte mich an den mit Fichtenscheiten geheizten Ofen, aß einfach und gut und trank Wasser, das hart schmeckte; ich trinke niemals Alkohol, wenn ich in den Bergen bin.

Abends sah ich von der glasgedeckten Veranda durch den Regenschleier hindurch den gleichen Zug am jenseitigen Ufer lautlos vorüberglitzern, (durch die Baumstämme und Felsen war das Licht oft unterbrochen), der uns gestern hergebracht hatte. In der Salzburger Abendzeitung stand der Wetterbericht von den Ostalpen, also Tirol, Vorarlberg: schön und beständig. Ich sagte nichts. Ich schrieb kurz nach Hause. Ich dachte vor dem Schlafen im harten, aber von Kissen und einer ›Bauernduchent‹ hoch aufgetürmten Bett an sie alle, Vater, A. v. W. und O. Ich wollte ihrer aller gedenken, sage ich. Aber der Regen und die herrliche, von Regen und vom Waldgeruch getränkte Luft betäubten mich zu sehr; die Troofen pochten zu einschläfernd auf das solide dicke Holzdach, das unmittelbar über meinem Zimmerchen lag. Jemand ging unten mit einer Laterne vorbei, wohl in die Ställe, die bei dem Wirtshaus waren. In der Extrastube lachten sie, sangen und stießen an. Ein Zug kam am anderen Seeufer vorbei, diesmal von der anderen Seite. Der Pfiff der Abfahrt brach sich an den Felsenwänden, die gerade gegenüber der Station Hallstadt sehr hoch waren. Ich versuchte, mir die drei unvergeßlichen Menschen vorzustellen. Vergebens! Ihre Züge gingen ineinander über, so wie Regen im Regen verrinnt.

11.

Gegen Abend des nächsten Tages klärte sich das Wetter auf. Wir gingen zu dritt noch spät in den nahen Wald. Er duftete sehr kräftig nach den frisch aufgeschossenen Pilzen, mehr noch nach den violetten Zyklamen, die ich von Wien her stets als duftlos kannte und die ein starkes Aroma nach Vanille ausströmten. Von einer Lichtung im Walde sahen wir, jenseits der im Lichte der Abendsonne funkelnden Matten, die dunkleren Nadelwälder der ansteigenden Höhen, durch schnurgerade, schmale Schneisen unterbrochen, wo auf Lichtungen Hunderte von schneeweißen entrindeten Baumstämmen nebeneinander zwischen Felsgeröll zum Transport ins Tal bereit lagen. Darüber begann das Niederholz, dann der pflanzenlose Stein, von einer gewissen Höhe angefangen war alles von Neuschnee eingehüllt. Aber in grellerem, härterem, gleißenden Weiß erhoben sich über dem Neuschnee die breiten Dachsteingletscher, aus denen wie Klippen die Spitzen des Gebirges hervorstachen, die wir besteigen wollten.

Wir hatten schon für den nächsten Tag alles vorbereitet, als das schlechte Wetter wiederkehrte. Zwischen Wharf und Karl entwickelte sich eine gereizte Stimmung. Sie behandelten einander zu höflich, niemand wollte die Wahrheit sagen, bis ich sie durch den Wirt erfuhr. Wharf hatte das Herz einer prallen steirischen Magd dadurch zu gewinnen versucht, (er sagte, man muß die Mädchen nehmen, wie sie gefallen), daß er sie mit seinem herrlichen Apparate photographierte. Unglücklicherweise hatte Karl, der immer alles sah, was er nicht sehen sollte, bemerkt, daß keine Platte eingelegt war. Er hatte dies der Schönen zu »stecken« gewußt, angeblich keineswegs aus Neid oder Eifersucht, sondern nur wegen der wissenschaftlichen Wahrheit, einzig würdig eines gebildeten Menschen und um der Ehre willen. Hätte ich nur nicht genau gewußt, daß Treue und Ehre, aber auch Bildung und Wahrheit einem Mann wie Karl nichts als leere Ideale waren, die den Wahrheitsbeweis nicht anzutreten brauchten, hätte ich die beiden versöhnen können. Nun hielt ich mich zurück. Natürlich

wäre mir lieber gewesen, die beiden hätten vor unserer Tour den Streit mit den Fäusten statt mit spitzigen und allzu sehr geschmückten Redensarten ausgetragen.

Wir brachen erst am vierten Tag früh morgens auf. Zuerst gingen wir alle drei nebeneinander, ich in der Mitte. Die Wege waren noch breit und gemächlich, die Feuchtigkeit war bis auf geringe Reste in den queren Wagenrasten aufgesogen, die Farne und das Waldgras am Wegrand waren mächtig aufgeschossen, alles üppig, strotzend, voll Duft; Sonne zwischen den Ästen und Vogelsang, Holzfäller mit ihren Beilen hämmernd, mit ihren Sägen arbeitend, einander über einem stöhnenden und zitternden Baumstamm gegenüberstehend, mit nacktem Oberkörper, die Pfeife im Bartgestrüpp, ein Förster, den Hund an der Leine, ein paar Touristen, die wir bald aus den Augen verloren.

Leichte duftige Nebel zogen sich zuerst über uns, dann in einer Höhe von etwa 1600 Meter rings um uns zusammen. Wir stiegen ohne Schwierigkeiten, Wharf sang, Karl, der sonst wortkarg war, erzählte mir, mich mit dem Seil streifend, das er um den dünnen Hals trug, von seinen Plänen. Er war entschlossen, sich nur jenem Beruf zu widmen, zu dem er sich am wenigsten eigne, und gab an, er hätte sich auf Anraten der Magd im Wirtshaus zu dem Beruf eines – Tierarztes entschieden, weil es sich herausstellte, daß ein solcher, (freilich kein akademischer, sondern nur ein Bauerndoktor für das Vieh) das Herz der Kleinen gewonnen hatte. Ich hätte es lieber gesehen, er hätte geschwiegen. Aber das eine gute hatte seine Bosheit, daß Wharf zu grölen aufhörte und besser auf die Wegmarkierungen achtete, was seine Pflicht war.

Karl trug also unser Seil. Er behauptete, es werde, da es die Feuchtigkeit anzöge, von Stunde zu Stunde schwerer. Als ich es anfaßte, war es beintrocken. Ich drohte ihm mit einem Backenstreich, und als das nichts half... Endlich gab er sich zufrieden. Als wir noch etwa zweihundert Meter höher waren, wichen unter uns die neuen Nebelmassen, von einem kräftig

aufsteigenden Talwinde erfaßt, auseinander, die Landschaft entschleiern.

Noch waren hier die Wälder nicht zu Ende, aber es waren nicht mehr die alten Tannen und Kiefern. Hier standen keine fast meterdicken Stämme mehr, aus denen dicke honigfarbene Harztropfen hervorströzten, in denen sich ein Sonnenstrahl in Diamantenblitzen brach, wenn er durch das Gezweig geschlüpft war. Es wurden die Baumbestände zwar dichter, die Stämme aber dünner, der Bodenwuchs war stärker, das Gras war noch saftiger, viel mehr Blumen wuchsen hier, von Erdbeeren und Himbeeren ganz zu schweigen. Die Brombeeren freilich waren noch grün und hart. Ihre dornigen Ranken faßten nach uns und in der Stille hörte man sie mit einem krachenden Laut zerreißen, wenn wir unseren Weg auf dem schmalen Pfad verfolgten. Bald kamen nur noch Matten und dann, dem Boden angepaßt, wie auf dem Bauche ihm anliegend, krumme, sehnige, wie in einen Knoten geschlungene Bäumchen oder Sträucher, wetterfest, zähe angeklammert, genügsam, mit magerem, aber unverwüstlichem Grün. Der Duft der Nadeln aber wogte in der trockenen, zitternden, heißen Luft. Hier waren die Berglatschen. Wir mußten eine Höhe von über zweitausend Metern erreicht haben. Die Matten waren voll Saft und Glanz nach den letzten Regengüssen, aber nicht frei von Steinen, die von den höher gelegenen Steinhalden im Laufe langer Zeiten herabgerollt waren. Die Kühe kletterten nicht ohne Anmut die steilen Hänge hinauf, sie sprangen wie Ziegen hinab, lebhaft mit den kupfernen Glocken läutend. Die Luft wurde kälter, klarer und härter, aber immer noch balsamisch, ein Bach, der neben uns in schmalen Felsbrett zu Tale schoß, rauschte sehr stark, vielleicht weil die Luft hier schon viel dünner war und den Ton besser leitete; es war hier die Sicht viel weiter und deutlicher, neue Täler taten sich, bis in die azurene Tiefe erhellt und in allen Einzelheiten sichtbar, bei jeder Biegung des Weges vor uns auf. Es war immer das gleiche, Matten, Forste, mit Steinen gesicherte Holzdächer, hier und dort ein Kirchlein mit zwiebeförmigem Turm, eine Mühle

an einem glitzernden Wasserstreifen, und eine noch größere Zahl von Seen, Silber und Azur, aber schon viel kleiner im Vergleich zur letzten Aussicht. Auf einem sahen wir, wie ein Schwimmkäferchen auf einer Wasserlache, ein Dampfschiff zähe vorwärtsstreben, und es erreichte uns sogar der ferne Klang der Schiffsglocke. Breite schwarze Holzkähne zogen dahin.

Die Markierungen waren jetzt statt an Baumstämmen nur an Steinen mit glatten Oberflächen angemalt und so schwer zu erkennen, daß ich Wharf bat, mehr auf sie und weniger auf Gelegenheiten zum Photographieren zu achten. Wir machten die erste größere Pause im Stehen. Jetzt hielten wir über dem gleichen Walde, den wir gestern abend von unten her gesehen hatten, und waren so hoch, daß die reihenweise geordneten Baumstämme unter uns wie Streichhölzchen erschienen, die aus der Schachtel herausgefallen sind und die eine Kinderhand geordnet hat.

Hier begannen die Sandmoränen. Sie waren zum Teil »ausgeapert«, das heißt durch die Sonne vom letzten Neuschnee befreit, zum Teil aber gab es weite schneebedeckte Partien, bei denen man nicht wußte, was unter dem Neuschnee war. An einigen Stellen war er vom Wind zu dichten Schneewächten zusammengeweht, an anderen füllte er kleine, aber tückische Gruben und Felsspalten aus. Der Wirt hatte uns des Neuschnees wegen geraten, noch einen Tag unten zuzuwarten, aber Karl, der immer das Schlechteste annahm, hatte diesen Rat mit dem Geschäftsinteresse erklärt. Wahrscheinlich hatte er Angst, die Magd könne Wharf trotz dem photographischen Mißgeschick dem Viehdoktor vorziehen.

Bis jetzt war alles ganz einfach gewesen und mußte ferner, bis auf eine kleine Traverse, gar nicht sehr delikat sein, sofern wir uns nur streng an die Markierungen hielten. Aber gerade hier war der Neuschnee für uns eine unvorhergesehene Erschwerung, er hatte viele von den Marksteinen zugedeckt. Und dann blendete die Sonne auf dem frischen Schnee so, daß wir oft die im Laufe der Zeit etwas abgeblaßten Markierungen nur schwer erkannten,

selbst wenn der Stein frei lag. Unter der Schneebrille aber verschwanden die Zeichen völlig. Wir brachen nun wieder auf.

12.

Ab und zu leuchteten an geschützten Stellen noch kleine Grasflecken aus dem Geröll und dem Schnee. Beim Näherkommen prangten sie so bunt wie Blumenbeete, sie enthielten neben dem noch in Blüte stehenden Berghafer und dem bescheidenen Thymian jenen Enzian, dessen himmlisches Blau mein armer Vater so sehr geliebt hatte, und dann, in hoch aufgeschossenen Strünken bei noch geschlossenen Knospen, die Stämmchen des Alpenfingerhutes, während sich die himbeerfarbenen blühende Alpenrose und die purpurrote Pechnelke sogar noch einige hundert Meter höher auf dem fast blanken Felsen hielten. Der Wind wehte hier schon stark, wir mußten über 2600 Meter sein, die Luft war nicht mehr von so balsamischem Duft getränkt, sie wehte eisig und ein wenig metallisch von den nahen breiten Gletschern her.

Der Schweiß an meiner Wäsche trocknete schnell, ich konnte mich in meinem Hemd trotz der Last des Rucksacks viel freier bewegen als vorher. Ich blickte nach einer sicheren Stelle aus, die auch vor dem Wind geschützt sein sollte, und wo wir uns die fünfzackigen neuen Steigeisen anschnallen und uns eine letzte Rast vor der Gipfelbesteigung gönnen wollten. Das heißt, ich wollte diese Rast. Ich hielt sie für nötig. Die anderen aber waren dagegen, sie waren ungeduldig, und ich fürchtete, diese Ungeduld sei nicht so sehr ein Zeichen überschäumender Stärke als vielmehr das einer beginnenden Übermüdung. Endlich setzte ich meinen Willen durch. Jetzt legten wir die Steigeisen an, die Riemen über dem Rist fest anziehend, Wharf nahm Karl das zusammengerollte Seil aus der Hand, rollte es auf, indem er es wie ein Lasso um sich schlang. Ich ließ mich als erster unter den Achseln anseilen, denn ich mußte vorangehen. Wie gern hätte ich diese kleine Ehre – und die große Verantwortung, die stets dem ersten zukommt, meinen Kameraden überlassen! Besonders war es Karl, der, wie ich

fürchtete, außer seiner Schwindelfreiheit wenig Talent für den Bergsport mitbrachte, und der der erste sein wollte. Keine Rede davon.

Er war nicht einmal der letzte, sondern wir nahmen ihn in die Mitte. An jedem von uns war das Seil mit einem solchen Knoten um die Brust festgemacht, daß es sich von selbst nicht lösen konnte. Das Seil selbst erwies sich als viel kürzer und als viel schwächer, als ich erwartet hatte. Meine Beobachtung im Eisenbahnwagen war also richtig gewesen, – aber was nützte sie nun? War das ein frommer Betrug? Wer betrog wen? Ich schwieg.

Nun sollte es langsam und methodisch aufwärts gehen. Ich hatte Wharf noch einmal gebeten, das Photographieren auf diesem Teil der Partie zu lassen. Man konnte sie nicht gefährlich nennen, Anfänger machten, wenn sie zuverlässig schwindelfrei waren, mit und sogar ohne Führer die Tour, aber jeder mußte dann mit seiner ganzen Kraft, Besonnenheit und Energie dabei sein. Wharf ließ sich nicht warnen. Ich durfte mich nicht umwenden. Ich hatte ihn nicht zu kontrollieren. Ich war der Führer, ich hatte nach vorne, nach oben zu sehen. Ich mußte die Markierungen beachten, ab und zu einen Blick auf die schwer zu lesende Karte werfen, mußte mit meinen Schritten das Tempo angeben. Nicht zu langsam, denn auch zu sehr verlangsamtes Schrittmaß kann auf die Dauer ermüden und unsicher machen! Aber auch nicht zu gehetzt.

Ich hatte keine Gewalt über die beiden. Ab und zu hörte ich den Verschluß des Apparates schnurren, ich hörte, überdeutlich in der kristallinen dünnen Luft das Abreißen der Blätter aus dem Filmpack so laut, als wenn Wharf ein dickes Stück Seide zerrisse. Wut und sogar etwas Unruhe regten sich aber doch in mir. Ich überlegte: Umkehren? Oder nur mit der Umkehr drohen? Weitergehen? Ich entschloß mich zu dem letzten. Wir hatten nur noch jene kleine schwierige Traverse, ein unübersichtliches, ungedecktes und ungesichertes Felsenband zu nehmen, dann standen wir vor dem aus dem Gletscherfelde aufragenden, nur durch Klimmen mit Füßen und Händen zu ersteigenden Riff. Diese

Spitze konnte ich allein nehmen, die anderen konnten es sich an dem bisherigen genug sein lassen oder über das Gletscherplateau ohne Gefahr zur Simonyhütte weitersteigen, womit Wharf, dem scheinbar besonders an den Aufnahmen lag, vielleicht einverstanden war.

Ich zwang mich also zur Geduld. Meine Steigeisen faßten gut. Mir war wohlbekannt, daß man schon vorher wissen mußte, wohin die Füße mit den scharfen Eisen setzen, dann hieß es auf dem Tritt beharren, nicht locker lassen. Karl atmete schnell, vielleicht litt er bereits ein ganz klein wenig an Atemnot, dem ersten Zeichen der Bergkrankheit. Ich wandte mich um, ich fragte ihn. Er lief, ungeschickt mit seinen dünnen Beinen auf dem Eis balancierend, statt mir von seiner Distanz aus zu antworten, überschnell zu mir, und fast wäre er gestrauchelt. Er sagte, keuchend vor Atemlosigkeit, er fühle sich himmlisch, die Brust geweitet, »wie im Himmek. Er und Himmel! Ich legte noch eine Rast ein. Wir waren an einer gedeckten schattigen Stelle mitten im Gestein. Ich nahm die Schneebrille ab.

Jetzt sah ich die herrliche Landschaft in ihrer natürlichen Farbe. Wharf war froh über diese Pause. Er setzte seiner Photolinse einen Filter von der gleichen graugrünen Farbe der Schneebrille auf, die uns den Ausblick so häßlich trocken und unnatürlich gemacht hatte.

Wharf, der sein Handwerk oder seine Kunst verstand, – sie ging ihm leicht von den Händen, – hielt uns wenigstens nicht auf. Etwas empörte sich in mir gegen den Schwächling Karl, der jetzt wieder viel zu schnell stieg, weil er nicht stark genug war, regelmäßig, gleichmäßig, langsam und überlegen mit einer guten Kraftreserve zu steigen. Nach der Rast trieb er es ärger als je. Bald blieb er zurück, natürlich, bald kam er mir so nahe, daß ich ihn in Verdacht hatte, er wolle *neben* mir statt hinter mir steigen. Ich warf ihm einen Blick zu, den er, obgleich meine Augen wieder durch die Schneebrille verdeckt waren, verstand. Er blieb zurück, aber doch nicht genug. Er konnte nun einmal die Distanz nicht

halten, vielleicht hing dies mit dem unzureichenden Funken Genie zusammen, den ihm die Natur zu seinem Unheil verliehen hatte, ich weiß es nicht. Jedenfalls war ich gezwungen, das Seil etwas zu verkürzen, indem ich es um meinen linken Vorderarm schlang, während die rechte den Bergstock führte.

Wir stiegen jetzt noch eine von frischem Schnee bedeckte Mulde empor, der große Gletscher lag, einem bewegten aber in der Bewegung erstarrten Meere nicht unähnlich, sehr nahe vor uns, es trennten uns von diesem Eismeer eigentlich nur noch die kleine vielleicht 180 Meter lange Traverse, die sich als meterbreites Felsband, von Schnee frei, hart unter einer sehr hohen, von zahllosen Schründen durchfurchten, überhängenden und unbesteigbaren Gesteinswand hinzog, die auch die Traverse vor dem Verschneien bewahrt hatte. Nach der anderen Seite fiel der Felsen nach einer steilen Böschung allerdings ungeheuer tief ab.

Hier lag viel Neuschnee; oder war es alter Schnee? Man wußte nicht, wie weit, man wußte nicht, wie tief. Man wußte nicht, was er verbarg. Wir mußten auf dem Felsbände bleiben, und da man sich dort immer im Schutze der Wand fühlen mochte, konnte das Stück nicht so überaus ›delikat‹ sein, wie es uns der Wirt im Gasthof von Hallstadt geschildert hatte.

13.

Als ich das jenseitige Ende der ziemlich waagrecht, aber in einer Kurve verlaufenden Traverse schon vor mir sah, schlang ich das Seil nicht nur einmal wie bisher, sondern drei- oder viermal um meinen linken Unterarm, um es nicht durch das Ziehen auf dem aus scharfen Felsblöcken bestehenden Saumpfad abzunützen. Schon wollte ich mich endlich einem wunschlosen Glücksempfinden hingeben, (das vielleicht eine Art Rausch war infolge der dünnen, herrlichen, kalten Luft und der Höhe), als ein furchtbarer Schmerz meinen linken Unterarm durchschloß, ausstrahlend bis in die Fingerspitzen, zugleich riß etwas an mir, an meiner Schulter, meiner Brust, das Seil spannte sich jäh, ich hörte –

alles in der gleichen Sekunde – etwas mit lautem Scharren und Krachen in die Tiefe stürzen, ein harter Fluch ertönte von Wharfs Lippen in einer fremden Sprache, und keine Sekunde später, während das Kollern des Gerölls sich noch verstärkte, hörte ich bereits Karl mit gellendem, langem, verzweifeltem Schrei nach Hilfe rufen. Jetzt erst, als das Seil fast bis zum Reißen gespannt war und einen hohen Ton wie eine gespannte E-Saite von sich gab, zerrte es mich mit dem Oberkörper mit Macht hinab, ich warf mich aber ebenso mit Macht nach vorn, bohrte den Stock mit dem rechten Arm mit seiner eisernen Zwinge so fest zwischen die Steine, als ich vermochte, und als ich merkte, daß dies nicht genügte, ließ ich mich ins Knie nieder, vor allem bemüht, meinen Arm von dem Seile freizubekommen – und gegen das Fluchen Wharfs und das Jammern Karls solange unempfindlich zu bleiben, bis ich mich selbst gerettet hatte. Aber meine Versuche, den Arm aus der Schlinge zu ziehen, waren vergeblich. Das Seil schnitt nur schärfer durch den dünnen Lodenstoff der Steyrerjoppe in das Fleisch, und schon begann ein Ring von dunkler Feuchtigkeit sich hier zu zeigen, Blut. Immer noch auf den nackten Knien, mich mit beiden Händen an den Bergstock klammernd, sah ich mich notgedrungen nach Karl um. Er war die steile Schneeböschung hinabgestürzt, hatte sich aber, so weit das Seil reichte, erfangen und gehalten. Da unten lag er in Eis und Schnee, die Brust nach vorn, den Kopf voran, das heißt nach unten, die Hände in den Schnee eingekrallt, die Arme weit ausgebreitet, als wolle er den Schnee umarmen, die Füße in den Schnee eingebohrt, die Fersen nach oben. Konnte er aber noch lange so bleiben? Er hielt sich nicht ganz sicher, ich sah (und fühlte an der immer stärkeren Spannung des Seils, das mich mit ihm verband), daß er immer etwas weiter glitt, wenn auch nur noch wenig im Vergleich zu dem ersten gewaltigen Sturz.

Zum Glück war das Seil unter seinen Achseln nicht so fest geknotet, als daß es nicht etwas nach oben hätte nachgeben können. Es faßte ihn also statt unter den Achseln etwas weiter unten, aber mindestens ebenso fest, und ich bekam etwas Luft.

Aber der Schmerz im linken Arm war fürchterlich und wuchs, statt abzunehmen!

Und Wharf? Statt an Karls Rettung zu denken, ohne meinen eingeklemmten Arm zu sehen, hatte er zuerst, genau wie ich, sein eigenes Leben nach Möglichkeit gesichert, indem er sich auf die Knie geworfen hatte, den Hintern auf den Fersen, den Oberkörper nicht weiter vorgebeugt, als es unbedingt nötig war. Denn je gerader er sich hielt, desto sicherer war er.

Aber was tat dieser Mensch? Er hielt immer noch in seinen Händen den Apparat und machte ruhig oder stupid oder heroisch Aufnahme nach Aufnahme, mit dem blinkenden Visier des Objekts nach mir zielend oder in die Tiefe der Schneeböschung nach Karl hin, der nicht aufhörte, so laut zu schreien, daß ich mich mit Wharf anfangs nicht verständigen konnte.

Ich mußte einen Entschluß fassen und zwar sofort. Handeln, gut. Aber allein? Mit Wharfs Hilfe? Zu rechnen war in dieser Minute nur mit mir. Ich ließ ihn also tun und lassen, was er wollte.

Alles hatte sich im Zeitraum von wenigen Augenblicken abgespielt. Noch rieselten von dem Stück der Traverse, das Karl zum Verhängnis geworden war, kleine Felspartikel ab und folgten Karl in die Tiefe, ja noch weiter. Sie rollten ohne lautes Geräusch, mit knisterndem Laut über den Schnee, und viel später hörte ich sie sehr tief unten in dem unsichtbaren, dämmerigen Felsengrunde niederfallen, dumpf tönte es herauf.

Karl war plötzlich verstummt. Um so besser! Um so ruhiger konnte ich meine Entscheidung treffen.

Konnte ich mich allein retten? Den Teil des Seiles kappen, der von meinem Arm zu Karl reichte, und der mir nach wie vor mit unbarmherziger Gewalt ins Fleisch schnitt? Ich hatte ein gutes Messer bei mir, ich hätte die große Schneide mit der rechten Hand unter Zuhilfenahme der Zähne frei machen können. Mir widerstrebte es. Der Umstand, daß der unselige Karl schwieg, daß

er nur ein kleines, bitteres, trockenes Hüsteln zu uns emporsandte, bestimmte mich dazu, seine Rettung zuerst zu unternehmen.

Vor allem war ich aber, solange das Seil hielt, ebenso hilflos wie er. Ich versuchte, meinen Arm dadurch frei zu bekommen, daß ich das Seil mit dem rechten, stärkeren Arm zentimeterweise, millimeterweise zu mir empor zog. Vergebens. Ich konnte ja Karl nicht mit einer Hand hissen. Außerdem klammerte er sich unten fest, und mit Recht! Ich verlor bloß mein Gleichgewicht, – (auf den Knien ist man ja nie in gutem Gleichgewicht!), und ich wäre beinahe Karl nachgefolgt. Auch diesen Augenblick verewigte der tapfere Reporter Wharf, nicht bedenkend, daß er vielleicht auch sich verewigte, und daß keiner von uns dreien lebend zurückkommen würde. Ich hatte die Schneebrille nicht mehr an. Schaudernd sah ich die Landschaft in ihrer strengen, unbarmherzigen Klarheit in der ungeheuren Tiefe vor mir. Natur? Friede? Kraft? Vielleicht konnte nur mein Instinkt mich retten? Wie konnte, wie mußte ich handeln? Der Natur gemäß? Welcher Natur? An Gott wagte ich nicht zu denken. Selbst jetzt stand mir vor Augen, daß er meinen Vater mir nicht gerettet hatte.

14.

Was war zu tun? Ein Käfer, den ein stupider Einfall der Natur auf den Rücken hat fallen lassen, krabbelt sich vergeblich stundenlang im Staube ab, und die Natur hilft ihm nicht, der nächste Vogel pickt ihn munter auf, und mit Gesang, das ist Natur, Schicksal, Sinn des Lebens, und es ist mit ihm vorbei.

Ich mußte einen Plan ausdenken, ich mußte denken, so scharf und intensiv wie je. Wharf war gesund, stark, schwindelfrei. Er hätte es am leichtesten gehabt, Karl seinen Arm zu reichen. Aber gesetzt selbst, er hätte das getan, was mir infolge des eingeschnürten Arms völlig unmöglich war, was hätte es genützt? Karl lag mit dem Kopf nach unten da, am letzten Rande der Böschung, dort wo der wirkliche Abgrund begann. Karl hätte Wharfs Arm gar nicht fassen können, denn er bedurfte seiner

Hände, um sich in den Schnee anzuklammern. Er hatte selbst sein Kinn fest in den Schnee hineingepreßt, und der schwere Rucksack, mit allem möglichen Unsinn angefüllt, war über ihn hinweggeglitten, und hing bereits frei hinab in die Tiefe, er würgte ihn am Halse, zog ihn hinunter.

Ich hätte also Wharf unnötig in Gefahr gebracht und mich doch nicht aus der Gefahr gerettet. Wir mußten alle drei gerettet sein oder alle drei zugrunde gehen.

Was noch? Um Hilfe rufen? Karl konnte es nicht, aber wir zwei konnten es. Ich kannte die alpinen Hilfesignale genau. Innerhalb einer Minute sechsmal ein sichtbares oder hörbares Zeichen geben, also sechsmal in der Minute aus Leibeskräften schreien oder mit einem hellen Tuche winken. Nach diesen Hilferufen eine Minute warten. Pause. Dann wieder beginnen.

Nun war aber die Aussicht, man würde uns rechtzeitig zu Hilfe kommen, nicht gar zu groß. Es lag viel Neuschnee, es waren nicht viele Touristen auf dem Weg, und die nächste menschliche Behausung war weit! Wharf hatte mit dem Photographieren eben aufgehört, sei es, daß er seine Filme alle aufgebraucht hatte, sei es, daß er auf den Gedanken gekommen war, der gute Karl könne ihm noch die Tücke antun, ihn und mich zu sich hinabzuziehen. Ich hatte ihm keine guten Ratschläge zu geben, keine Vorwürfe zu machen. Ich sah ihn ruhig an, schweigend, wenngleich ich an seinen aufgerissenen Augen, an seinem noch blasserem Teint erkannte, der gute Josuah wußte jetzt, in welcher Gefahr er sich befand. Nun hätte er sich am leichtesten allein retten können, er brauchte bloß das Seil zu durchschneiden. Sein linker Arm war ja nicht um das Seil gewickelt wie der meine, er konnte sich frei bewegen.

War ihm dies zuzutrauen? Alles! Wie jedem. Ich durfte nicht seine Menschlichkeit ins Treffen führen, sondern ihn überraschend überlisten. Aber wie? Ich schrie ihm zu, er möge mir sein Messer zuwerfen. Ahnungslos tat er es, es fiel ganz in meine Nähe hin, ich

stieß es achtlos mit dem Knie in die Tiefe. Der Schmerz in meinem Arm steigerte sich zum Rasendwerden bei der kleinen Bewegung, die ich mit dem Bein gemacht hatte.

Endlich schoß mir der erste praktische technische Entschluß durch den Kopf. Ich mußte, der scheußlichen Schmerzen ungeachtet, das Seil ein wenig freimachen, indem ich es mit Hilfe des Eispickels von einem Felsblock losriß, um den es sich gewickelt hatte, auf diese Art einen kleinen Umweg machend. Erspart wurden dadurch höchstens ein paar Zentimeter, und selbst diese wären sofort verloren gegangen, wenn man das Seil nicht sofort nachher fixiert hätte. Wie es aber festhalten? Es einfach nachzulassen hätte niemandem genützt, Karl wäre nur etwas tiefer gerutscht, vielleicht hätte ihn die Panik der Todesangst ergriffen, das war das Fürchterlichste für uns alle.

Es war dem Nihilisten hoch anzurechnen, daß er sich auch in der Todesangst verhältnismäßig ruhig verhielt. Ich stand also auf, machte das Seil in gebückter Haltung frei und fixierte es sodann mit dem Fuß, ich trat mit den Zacken der Steigeisen darauf. So kam mir der Vorteil zugute. Ich fühlte augenblicklich den Schmerz ein wenig nachlassen, es war fast, als sei er schon ganz verschwunden. So gut tut die geringste Hoffnung. Jetzt konnte ich die drei Schlingen auf dem Arm nach der Hand hin, wo der Umfang des Armes dünner wird, etwas hinabschieben, und bald konnte die linke Hand, tütenförmig zusammengezwängt, durch die drei Höllenschlingen hindurchschlüpfen. Wie herrlich, unbeschreiblich, unsagbar freudig mir zumute war, beschreibe ich nicht. Ich konnte den Arm, den ich bist jetzt an die Brust hatte pressen müssen, frei bewegen! Frei! Mein Ärmel war voller Blut, die drei Seilwindungen, die das Übel angerichtet hatten, waren ebenfalls dunkel, schlüpfrig, aber was tat es, ich stand aufrecht da, Herr meiner selbst, ich stand über allem und mußte es. Jetzt war alles andere leicht, – das heißt leichter. Denn es blieb noch furchtbar schwierig, kam aber doch allmählich in den Bereich des Möglichen.

Vielleicht sonnte ich mich einen Bruchteil einer Sekunde zu lange im Glück und in der Überlegenheit. Karl, den die Rucksackriemen am Halse einschnürten, wollte sich von ihnen losmachen, er bäumte sich auf, er warf den Kopf hin und her, aber das Gegenteil dessen, was er wünschte (und wer hätte ihn nicht begriffen!) erfolgte, der Rucksack hingte sich noch lastender an seinen langen dünnen Hals, und seine Hände kamen ins Rutschen, fast sah es aus, als schwimme er im Schnee und sei im Versinken! Aber ich war da, ich zog an seinem Seil, mit beiden Händen diesmal, ich stemmte mich fester auf den steinigen Boden, es sollte vorläufig nur eine moralische Hilfe sein und besagen: habe Geduld, großer Denker und Verneiner, verzage nicht, wir halten fest an dir. Diese Wirkung hatte es denn auch, er fügte sich, er blieb ruhig wie vorher. Ich nicht ganz so. Mir pochte das Herz wild in der Brust, als wäre es mein Feind. Die Anstrengung in dieser Höhe hatte mich viel Kraft gekostet. Die Stille hier war unsagbar. Lähmend, todesernst! Kein Käfer schnurrte, kein Wagenrad knarrte, kein Beil tönte im klingenden Tannenholz, kein Wasser rieselte silbrig hell, keine Kuhglocke klang hinauf.

Nur die eisige Luft zog in unheimlich hohem Gesang über uns hin; und blendend bis zum Erblinden schwoll das bläuliche Gletscherlicht an.

15.

Ich entsann mich, beim Aufstieg (wie unendlich lang schien er mir entfernt, und doch waren, wie ich mich nachher überzeugte, im ganzen nicht mehr als sieben bis acht Minuten verflossen) in der überhängenden Wand einen U-förmigen Griff eingefügt gesehen zu haben. Die Sonne gleißte so stark auf dem Gestein, das vom schmelzenden Schneewasser getränkt war und wie gegossenes Erz glänzte, daß ich lange nach dem schlichten eisernen Haken suchen mußte. Leider war er zu weit entfernt. Das Seil war zu kurz. Also was dann? Ich suchte also auf der Traverse selbst einen Stützpunkt und fand ihn in einer unbedeutenden Felszacke, die zwar scharfe Ränder hatte und das Seil zerschneiden konnte, aber

diese Stelle sollte nur als Reserve, als Rückhalt dienen. Ich schlang also mein Ende des Seils in eine Schleife und machte es, so gut es ging, fest an dem Stein, das andere Ende des Seils hing um Wharfs Schultern. Zwischen beiden schwebte Karl. Das Seil konnte aber vielleicht zuverlässiger dienen, wenn es rings um Wharfs Leib, besser gesagt, um seine knöchigen breiten Hüften ging, er konnte dann auch bei der Aktion besser atmen und hatte den Oberkörper frei. Er hielt den Apparat, als sein kostbarstes Gut, immer noch in der Hand. Ich sagte ihm, er würde seine Hände brauchen, um sich am Felsen anzuhalten, er sah es ein, er schien mir recht zu geben, ließ das Höllending aber trotzdem nicht los. Es war der Augenblick nicht, zu photographieren. Ich bat Wharf, er möge wenigstens ruhig oben stehen oder hocken bleiben, wo er war, er dürfe jetzt auf Karls Rufen oder Nichtrufen nichts geben. Das Seil solle er sich sachte nach unten ziehen, bis zu den Kanten der Hüftknochen solle die Schleife hinabkommen, weiter aber nicht. Er müsse sich auf mich verlassen, wie ich mich verlassen wolle auf ihn, gentlemanlike. (Dies war eines meiner wenigen englischen Worte, scheinbar aber eines der wichtigsten in dieser Sprache.) Jetzt sah ich nach, ob bei mir die fünfzackigen Steigeisen fest saßen. Dann stieg ich ab. Mit meinem Gesicht Wharf und dem Felsen zugewandt, den Abgrund im Rücken. Anders war es unmöglich.

Als ich das feste Terrain verließ, wollte ein kalter Schauer mich durchströmen. Er tat es physisch. Moralisch konnte niemand Gewalt über mich haben, außer mir selbst. Darauf kam es an zum Glück.

Solange ich mich noch mit den Händen oben halten konnte, war es ziemlich einfach, sich mit den Füßen eine Nische auszubauen, in welche ich mich mit dem betreffenden Steigeisen verkroch und wo ich dann später auch für die Hände eine Stütze hatte. Ich machte dies alles sehr vorsichtig, tastete das Terrain so genau wie nur möglich ab, den Schnee und das Eis – (es war meist oben eine dünne harschige Eisschicht und darunter ziemlich fester Schnee) – mit meinem linken blutigen Ärmel schön rosarot

anmalend. Natürlich waren es keine richtigen Stufen, denn ich konnte, ohne von oben angeseilt zu sein, niemals tiefer kommen, als die Füße waren, mein sicherster Halt war eigentlich der Eispickel, an dem ich mich oft ausschließlich festhielt, selbst meinen Atem hemmend, aus Angst, das Gleichgewicht zu verlieren, – und doch mußte ich noch viel tiefer hinunterklettern, denn ich hatte von oben die Distanz unterschätzt. Oder vergrößerte sie jetzt die Angst, gegen die das Animalische in jedem Menschen wehrlos ist? Aber sie übermannte mich eben doch nicht.

Karl wandte, so gut es sein Rucksack ihm erlaubte, den Kopf zu mir. Niemals hatte ich einen so flehenden, hündischen Blick in den Augen eines Menschen gesehen. Oder vielleicht doch, bei Lilyfine, als sie nackt, das Kinn auf den zusammengepreßten Knien, auf der Kante ihres Bettes hockte und sich eine neue Zigarette anbrannte. Endlich hielt ich mich neben Karl. Nicht so nahe, daß er sich ohne weiteres an mich zu klammern vermochte. Das wäre ja unser beider Absturz gewesen. Ich versuchte, noch eine Kleinigkeit weiter nach unten zu kommen, als die Stelle sich befand, wo er an dem Boden angepreßt dalag und wo er durch seine Körperwärme bereits etwas Schnee zum Schmelzen gebracht hatte. Ich versuchte vor allem, den Rucksack mit meinem Eispickel von ihm loszulösen, und rief ihm zu, er solle mir helfen. »Schmeiß den Rucksack fort!« Ich rief natürlich nicht allzu laut, um Atem zu sparen. Die Luft war dünn, das Blut dröhnte mir in den Ohren, aus der Nase drängte es heraus. Ich riet ihm, er solle den Kopf etwas mehr nach mir zu beugen und im betreffenden Augenblick die Hände loslassen von dem Schnee, damit die Gurten des Rucksackes durchkonnten, es war weiter weder besonders schwierig noch gefährvoll, denn der Rucksack hatte ja das Bestreben, seinen Herrn zu verlassen und nur dem Gesetze der Schwerkraft zu folgen. Karl tat nichts dergleichen. Erst später erfuhr ich warum. Ich holte also mein Messer aus der Tasche, brachte es mit unsagbarer Mühe soweit, die große Klinge zu öffnen, holte mir den Rucksack mit dem Eispickel heran, und

schnitt das eine Gurtenband, dann das andere mit der rechten Hand ab. Das genügte. Der Rucksack machte sich frei, schwankte etwas hin und her und fuhr, erst langsam, dann immer schneller, in den Abgrund ab, wo er mit dumpfem schütterndem Laut ankam. Karl hätte glücklich sein können, denn er konnte ja jetzt ungehindert atmen, und ich konnte damit beginnen, ihn nach oben zu kehren, so daß sein Kopf der festen Erde näher war als jetzt. Ich rief Wharf zu, er solle jetzt langsam versuchen, sein Seilstück etwas anzuziehen. Aber Karls Züge, die ich aus nächster Nähe sah, waren nicht besonders strahlend. Was hatte er wohl erwartet? Konnte ich ihn mit Engelsflügeln nach oben tragen? Jetzt sah ich, wie das Seil in wunderbarer Weise an seinen knochigen mageren Hüften ruckend ansetzte. Ich sah, wie er seinen Körper nach und nach mit meiner Hilfe wieder in normale Lage, Kopf hoch! zu bringen vermochte. Die Seilschlinge saß jetzt bei ihm unter den Achseln und wir waren viel weiter. Jetzt konnte Wharf schon mit aller seiner Kraft ziehen, Karl schwebte wie ein Cherub nach oben, das heißt, er glitt, den Leib an den Schnee gepreßt, sehr langsam einen halben Meter nach dem andern weiter in die Höhe, ich faßte seine Füße von der Seite her, über den Knöcheln und stützte sie so. Endlich war er so weit, daß er mit den Händen die Füße Wharfs erreichen konnte, die dieser herabhängen hatte. Denn die Hände brauchte der gute Wharf für seinen Photoapparat. Von unten geschoben, von oben gezogen, so kam Karl an Land, wenn man so sagen kann. Ich ihm unmittelbar nach. Das große blitzende Objektiv von Wharfs Apparat empfing mich, sein etwas hölzernes Lachen klang zusammen mit dem Schnurren des Verschlusses. Karl lag mit seinem Kopf in Wharfs Schoß.

Ich muß bei dieser Gelegenheit wohl sehr erstaunt ausgesehen haben. Ich glaubte übrigens noch bei vollen Kräften zu sein. Irrtum. Ich fiel, da ich auf den Steigeisen das Gleichgewicht verlor, hart auf dem Felsrand nieder. Mir hatte niemand den Fuß gereicht, noch weniger die Hand, und ich bin ja auch aus eigenem oben angekommen, wie es für den Führer einer Partie gehört. Ich

sah und hörte vorerst nichts, es sei denn das unermüdliche Schnurren des Verschlusses von Wharfs unermüdlichem Apparat. Ich hatte nicht einmal soviel Kraft um zu lachen, und doch hatte ich ja eigentlich nicht viel getan!

Es tröpfelte warm auf meine bloße Brust, es war Blut aus der Nase, auch aus den Ohren drang es mir lau und schwer, die Kieferwinkel hinab, den Schultern zu. Aber das tat mir wohl, es nahm den Druck von mir. Ich preßte die Hand auf mein Herz. Wozu jetzt das blöde gewaltsame Schlagen?

Die Sonne schien warm auf meinen Rücken. Das Bluten hörte schnell auf. Der Arm schmerzte gewaltig. Ich hörte die Kameraden miteinander reden. Aus dem Abgrund vor uns wehte es eisig hinauf, aber aus dem Tal hörte man das Läuten der Mittagsglocken.

Ich hockte mich dann an die Wand, dort wo der Haken eingelassen war, streifte den Ärmel hoch – (wie scheußlich brannte der Arm, und doch war keine rechte Wunde zu sehen, nur ein fingerbreiter purpurroter Ring), – holte etwas frischen Schnee herauf und kühlte, bis das Wasser schmelzend mir durch die Finger lief. Auch dies reizte Wharf zu einer neuen Aufnahme. Es war die letzte. Meine Freunde hatten sich über meinen Rucksack, den ich natürlich während der ganzen Zeit ebenso wie meinen treuen Bergstock oben gelassen hatte, hergemacht, hatten Schweizer Schokolade gefunden und teilten brüderlich. Ich durfte zusehen, ich gönnte es ihnen. Der Führer ißt ja niemals mit seinen Lämmchen mit.

Jetzt forderte ich die Herren zum Abmarsch auf. Wharf war dabei. Er war ganz gleichmütig. Vielleicht dachte er, daß alle Partien so und nicht anders verliefen. Der unbegreifliche Karl aber hatte nicht übel Lust, die Partie fortzusetzen! Aber nicht mit mir, sagte ich. Dann machte er uns den Vorschlag, wir sollten versuchen, aus einem Seitental in den Abgrund hinunterzukommen und den Rucksack zu retten. Aber ich ließ den

Rucksack verloren sein. Karl wollte sich nicht trösten. Er muß kostbare Bücher oder Schriften enthalten haben. Nun, jeder muß etwas zum Gelingen der Partie beitragen.

16.

Wir kehrten nach Hallstadt zurück, brauchten aber zum Abstieg doppelt so lange wie zum Aufstieg. Fast schien es, als ob Karl nicht schwindelfrei sei, (und es nie gewesen sei, dachte ich), es war mühsam genug, ihn zu schleppen, ihm immer die nötige Sicherheit zu geben. Von Genuß für mich keine Spur, und mein Arm schmerzte mehr, als die Sache wert war.

Im Wirtshaus wußte man bereits von unseren Taten. Irgendjemand, – (ich vermute, es war der brave Tierarzt, der Geliebte des Stubenmädchens, der sich für unsere dumme, waghalsige Partie interessierte), war uns mit seinem scharfen Fernrohr gefolgt. Mir war dies sehr gleichgültig, wichtiger war mir, daß man mir noch am gleichen Abend einen schönen, festen, kühlenden Verband anlegte. Nachts hatte ich ein wenig Fieber, was mich aber nicht daran hinderte zu schlafen. Im Zimmer nebenan hantierte Wharf mit seinen photographischen Bädern, und ich träumte, ich sei am Strande des Meeres. Am nächsten Tage wurde der Verband gewechselt, der Doktor riet, die gequetschte Stelle dem Sonnenlicht auszusetzen. Dies tat ich.

Ich brauchte nur kurzen Abschied von den zwei Gefährten zu nehmen, die am Vorabend noch Bruderschaft getrunken hatten. Ich packte meine Joppe in den Rucksack, streifte das Hemd am Oberarm hoch, so zog ich zu Fuß vorerst nach Salzburg, von dort marschierte ich vergnügt auf Höhenwegen, jede etwas gefährliche Stelle vermeidend, weil ich noch nicht ganz hergestellt war, nach Innsbruck. Dort kam ich zum erstenmal wieder zu einem warmen Bad, schrieb ein paar Karten und las die Zeitungen. Von Innsbruck ging ich bei dauernd schönem, nicht zu heißem Wetter in das Stubaital und machte dort, wieder ganz hergestellt, ohne Gefährten, ohne Führer und ohne Seil einige Aufstiege. Alles

glückte wunderbar, weil ich allein war und mich an keine Menschenseele kettete.

Als ich nach Wien Ende August zurückkehrte, erwartete mich ein kleiner Berg von Briefen. Ich holte den meiner Mutter zuerst heraus, merkte aber unter den anderen einen, der mir besonders auffiel, ich weiß nicht warum. Vielleicht war es die Schrift, vielleicht war es ein gewisses Aroma, das dem Briefe anhaftete, halb Medizin, halb Parfüm. (Aber wie sollte sich das mischen?!) Und doch konnte ich eine Art Rausch von auffliegendem Glück nicht unterdrücken. Der Atem strömte mir voll banger Wonne und in süßer Unruhe durch die Brust. Aber ich bezwang mich, wenn auch nicht ohne Mühe, ich überlas vorerst genau das Schreiben meiner Mutter, die sich vorgenommen hatte, mir eine gewissenhafte Rechenschaft über ihr Leben, ihre Pläne und Zukunftsaussichten abzulegen.

Endlich war ich damit zu Ende. Ich nahm den anderen Brief vor, ich wollte ihn aufreißen, aber dann kam es mir würdiger vor, wenn ich nicht so roh mit ihm umging. Ich holte mein gutes Taschenmesser aus der Tasche meiner Lederhose und schnitt den Brief auf der Längsseite vorsichtig auf. Es war O., ich hatte mich nicht getäuscht. Aber weshalb schrieb sie erst jetzt? Der Brief erklärte alles. Sie hatte eben, offenbar noch vor meiner Mutter, durch einen illustrierten Artikel Wharfs in der österreichischen illustrierten Zeitschrift von meinen komischen Heldentaten erfahren. Wharf hatte also sein Wort nicht gehalten, er hatte die Filme veröffentlicht. Freilich, wer wollte es ihm verbieten, nachdem er sie unter Lebensgefahr aufgenommen hatte? Und da ich mit einem guten Apparat aus allernächster Nähe aufgenommen war, so mußte man mich erkennen. Man hatte sich um mich gesorgt. Denn in dem Bericht sollte gestanden haben, daß ich schwer verletzt abtransportiert worden sei usw. Sie deutete in dem Briefe an, – (es waren nicht mehr als zwei Seiten, aber jetzt, da ich Nachricht hatte von ihr, kam es mir ganz selbstverständlich vor, daß sie mich nicht vergessen hatte), sie wolle zu mir kommen,

wenn ich sie brauche, *dies sei eigentlich ihr Beruf*, sie warte nur auf mein Wort... Sie nannte ihren Namen Karla D. Ich überlegte nicht mehr lange, bis ich zu einem Entschluß kam, wenn auch dieser Entschluß mir etwas schwer fiel. Er hieß, nichts aus Liebe und Leidenschaft tun, nichts annehmen, sondern danken und abwarten.

Antworten aber mußte und wollte ich, ich tat es nach einiger Zeit und zwar schriftlich, statt zu telefonieren. Ich hatte gegen diese neue Einrichtung ein gewisses Vorurteil, man sieht dem Gegner dabei nicht ins Gesicht.

Ich schrieb also, ich hätte ihren Brief erst mit Verspätung erhalten. Ihre Besorgnisse seien unbegründet, in Lebensgefahr wäre ich nie gewesen, meine Verletzung hätte sich auf eine kleine Quetschung der Unterarmmuskeln beschränkt, alles sei längst geheilt. Ich würde mich aber sehr freuen, ihr nach so langer Trennung wieder zu begegnen usw.

Sie antwortete am gleichen Tage. Dieser zweite Brief war in größerer Eile geschrieben als der erste, der Medizingeruch war deutlich, der Parfümgeruch fehlte völlig. Sie schrieb, sie wolle mir in aller Kürze die volle Wahrheit sagen. Ich dürfe mir nicht mehr ein falsches Bild von ihr machen. Sie fürchte, ich habe mich über ihren ›Rang auf der sozialen Stufenleiter‹ getäuscht. Sie brauche aber Klarheit um sich und bitte mich, ihr stets die Wahrheit zu sagen, so wie sie selbst sich stets an die Tatsachen halten wolle. Sie könne im Augenblick nicht über ihre Zeit verfügen, nicht so, wie sie vielleicht wolle, aber mit der Zeit würde Rat kommen, und sie bitte mich, die schlechte Schrift zu entschuldigen und ihr *gelegentlich* zu antworten, wenn es mir jetzt noch der Mühe wert sei.

War das nicht die Stimme meiner Mutter, sprach aus diesen Worten nicht das ›brave Weib‹, das tapfere Ehegespons? Vielleicht doch nicht ganz. Denn obwohl sechs Monate zwischen unserer ersten Begegnung und diesen zwei Briefen lagen, entsann ich mich noch zu deutlich ihres verschleierte Blickes, und mehr noch, der

wollüstigen, werbenden, fliehend begehrenden Geste, die in dem Versenken ihres Gesichtchens in den stahlgrauen und perlgrau schimmernden hohen Opossumpelz bestand.

Ich antwortete diesmal erst nach langem Zögern, denn ich fand die Worte nicht. Wahrscheinlich verlangte ihr Brief im Grunde keine Antwort. Sie, nicht ich, hatte sich auszusprechen, ich hatte zu warten, und alles so aufzunehmen, wie ich es wollte und sie es verdiente. Von meiner ›Liebe‹ hatte ich zu schweigen, da mich Karla nicht darum gefragt hatte. Ich hatte an *ihm* gelernt.

17.

Wie gerne hätte ich in ihr die Kameradin gesehen, die das gleiche von mir erwartete wie ich von ihr, also die Leidensgefährtin, die Freudengefährtin! Nehmen, geben, frei, flink und federleicht, wie mein Vater es geträumt hatte. Mir war nicht gegeben zu träumen. Mein Vater war nicht vergessen. Ich wußte, was Lieben heißt. Leiden war mir nicht fremd. Die sechs Monate Warten hatten mich vorsichtig gemacht. Der kurze Vormittag auf dem Dachsteinfelsenband war eine Schulstunde für mich gewesen, eine wichtige.

Als sie sah, daß ich sie nicht verfolgte, begann sie damit, womit sie am ersten Abend hätte beginnen sollen, mit der schlichten Wahrheit, mit der sie auf so vertrautem Fuß zu stehen behauptete. Sie nannte ihren Stand, ihre Herkunft, ihre Absichten und Pläne. Sie war weder die Tochter noch auch die Geliebte des alten Kontre-Admirals, sie war seine Krankenpflegerin. Der dunkelblaue Mantel – (sie beichtete jetzt alles, als sei sie sich einer Schuld vor mir bewußt) – war ein Geschenk der Admiralin, die diese etwas zu kostspielige Gabe aber vielleicht bald nachher bereut haben sollte. Aber der Mantel sei zu schön, sagte Karla, und sie glücklich, sooft sie ihn trage. Er erinnere sie an mich. Sie hätte ihn damals zum *ersten Male* angehabt. Noch am gleichen Abend sei sie von mir zu der alten Frau zurückgekehrt.

Sie unterschrieb sich jetzt einfach mit ihrem Vornamen, Karla. Wie schön, wie voller Kraft und Musik erschien mir dieser Name jetzt, ich entsann mich erst später, daß mir der Name Karl früher nicht ebenso süß und musikalisch in den Ohren geklungen hatte!

Sie war Halbweise wie ich. Ihre Mutter hatte im Verlauf von siebzehn Ehejahren acht Kinder zur Welt gebracht. Dann war die arme Frau noch verhältnismäßig jung von einer furchtbaren Krankheit, deren Namen die Tochter mir nicht nennen wollte, angefallen worden. Karla hatte sie gepflegt. Es mußte neben der Linderung der unerträglichen Schmerzen ihre wichtigste Aufgabe gewesen sein, die Mutter über ihr Leiden und den unausweichlichen Untergang zu täuschen mit einem ganzen Gespinnst von frommer Lüge und heiligem Betrug. Sie mußte ihr ausreden, daß die Schmerzen, die Schwäche, das Abmagern schwarze Zeichen seien, sie mußte in dem furchtbarsten Augenblick ihr einreden, daß dieser Moment der letzte des Leidens sei, nämlich unzweifelhaft der Beginn der Besserung, daß der Arzt diesen Leidenstag vorausgesehen, ja erwartet und erhofft habe, als Beweis, daß seine Diagnose richtig sei und der gute Ausgang sicher, Gott sei Dank! Und dies solange, bis die arme Frau wirklich eine Besserung verspürte, die sogar den Arzt überraschte, also eine mit Fanatismus festgehaltene Lüge als letzte Medizin, als einziger Heiltrank dort, wo die Wissenschaft versagte! Nach dem Tode der Mutter habe der Arzt ihr gesagt, sie habe Talent zu diesem Beruf, sie solle einen Pflegerinnenkurs durchmachen usw. Auch von ihrem Anhang, das heißt, von der sozialen Stufenleiter schwieg Karla nicht, es war, als wolle sie alles aufklären, bevor sie mich wiedersah. Ich hätte auf diese langen Briefe verzichtet, ich hätte sie lieber fünf Minuten gesehen, als zehn Seiten gelesen. Aber ich ließ es sie nicht merken. An Geduld sollte es mir nicht fehlen. Vielleicht hatte sie sogar ein wenig mehr Ungeduld von meiner Seite erwartet. Zurückhaltung ist aber ritterlich.

Ihr Vater war etwas Sonderbares, er war – Marmormaler. Er war eigentlich Anstreicher, war aber so künstlerisch, so geschickt,

daß er auf Kalkwänden und Gipsstukkaturen die Adern des echten Marmors mit seinen Pinseln und Mixturen täuschend ähnlich nachzuahmen vermochte. In vielen kleinen Cafés, in den Hausfluren so mancher Zinskasernen war dieser Marmor sehr beliebt, obwohl sich niemand über seine Echtheit täuschte. Denn der Maler mochte noch so geschickt sein, der gemalte Marmor war lauwarm und etwas rauh, der echte aber fühlte sich glatt und kalt an.

Endlich sah ich sie wieder. Es war Mitte September, sie kam ganz in Weiß. Ich hatte gedacht, ihr Anblick würde mich nach meiner so langen Sehnsucht enttäuschen. Gerade das Gegenteil trat ein. Ich weiß nicht, ob sie schön war. Aber sie entflammte mich wieder bis zu einer so schmerzhaften Begierde, daß sie mir den Atem nahm.

Aber auch sie war atemlos angekommen. Sie flüsterte mir zu, ein weißes Tuch an die offenen, vollen, himbeerfarbenen Lippen führend, sie käme nur, um mich nicht warten zu lassen, denn sie müsse sofort zurück zu ihrem Kranken. Als ich sie aber nach der Wohnung ihres Patienten zurückbegleiten wollte, lehnte sie ab. Sie sah mich scheu unter dichten Wimpern an. Am liebsten aber hielt sie den Kopf abgewandt, und als sie das Tüchlein in das ebenfalls blütenweiße, aus gesticktem Leinen bestehende Täschchen unterbrachte, sah ich es von Blutflecken betupft. Sie hatte Nasenbluten gehabt.

Nichts war natürlicher bei einem vollblütigen Geschöpf, das meiner Ansicht nach nicht viel älter sein konnte als ich. Aber weshalb wollte sie es mir verbergen? Schämte sie sich? Schämt man sich der Natur? Nichts ist wahrer und keuscher als sie.

Unser Gespräch an diesem Tage war viel stockender als an dem Bahnhofabend vor sechs oder sieben Monaten. Es bestand fast nur aus Abschiednehmen. Aber der Abschied war niemals ganz ernst gemeint, sei es, daß ihr Zurückkommen zu dem Kranken doch nicht ganz so dringend war, sei es, daß sie sich auf unser

Zusammensein so sehr gefreut hatte, daß sie es nicht nach fünf oder zehn oder fünfzehn Minuten schon beenden wollte. Und was war eine ganze Stunde?

Ich fragte nicht. Ich hütete mich, ihre Hand zu fassen. Als meine Finger die ihren einmal durch reinen Zufall gestreift hatten, hatte ihre Haut sich wie Brotkrumen angefühlt, kühl, etwas gekörnt. Aber konnte Brotkrume brennen?

Ich hielt nach einem Blumengeschäft Ausschau, bat sie dann zu warten und kaufte ihr ein paar farbenprächtige Blüten, gefüllte Nelken, glaube ich. Zu spät merkte ich, sie dufteten nicht. Dann kamen wir zu einer Caféhausterrasse, ich lud sie durch einen Blick ein, sie stimmte mir nur durch ihr Schweigen und Erröten zu. Ich war es, der für sie bestellen sollte. Ich legte ihr die gedruckte Getränkekarte des Cafés vor und sah, wie sie verlegen und gespannt in den Zeilen nach irgend etwas suchte, das schwer zu finden war. Auch ich beugte mich über das Blatt, das in einen Nickelrahmen gespannt war, mit der linken Hand berührte ich durch Zufall die Rückenlehne ihres Sessels. Ich weiß nicht, wie es kam, Wille und System war es nicht! Plötzlich lag meine Hand an ihrem nackten Hals, ich sage, sie lag nahe an ihm, sie berührte ihn gar nicht! Sie war es, die sich zurücklehnte mit der Rundung ihres mattschimmernden festen milchweißen Halses gerade in die Höhlung meiner Hand.

Sie und ich zuckten zusammen. Sie riß mir, ohne sich umzusehen und ohne sich in ihrem gebildeten Gerede zu unterbrechen, meine Hand hinab, und unglücklicherweise hatte sie meinen Unterarm an der Stelle ergriffen, wo er noch von der Quetschung durch das Seil etwas überempfindlich war.

Auf Schmerz war ich nicht gefaßt. Ich war so überrascht, daß ich ein leises Stöhnen von mir gab. Sie sah auf, begriff – (sie mußte sehr klug sein), schien ihre Handlung aber nicht zu bereuen. Finsteren Gesichts, mit düster blitzendem Auge saß sie da, aus meinen duftlosen Blumen wie mit Gewalt einen Duft

herausholend, mit den Zähnen die armen zarten Blütenblätter zerfleischend, nachdem sie ihre vollen feuchten Lippen blutig gebissen hatte.

18.

Früher war mir immer das Unvollendete eine Qual gewesen. Dieses Mal war es sonderbarerweise eine Art Wonne für mich, an dem Becher noch nicht zu nippen, geschweige denn ihn bis zur Neige auszutrinken. Von dem Kranken, der Karla angeblich so sehnsüchtig von seinem Schmerzenslager erwartete, war nicht mehr die Rede. Sie wäre vielleicht noch eine halbe Stunde über die erste Stunde mit mir zusammengeblieben. Ich hätte, so sagte ich plötzlich, als fiel es mir eben erst ein, eine Vorlesung über Naturphilosophie zu besuchen und ich ging, nachdem wir eine Zusammenkunft für das Ende der Woche (es war Mittwoch) verabredet hatten. Als ich allein war, wurde mit bitter statt stolz zumute. Ich bereute meinen Willensaufwand, mir tat der Verzicht bereits leid, ich fürchtete mich vor den Selbstvorwürfen, der Einsamkeit, der Sehnsucht von vier langen Tagen. Bei näherem Nachdenken stellte es sich natürlich heraus, daß es nur drei waren. Und statt die wenigen Minuten zu bereuen, die ich aus Stolz, um mich ihr überlegen zu zeigen, geopfert hatte, begann ich bald, mich auf das kommende Zusammensein zu freuen. Ich war diesmal fest entschlossen, mit einer Karla etwas anderes zu erleben als mit Lilyfine. Ich wollte nicht der Hase, sondern der Jäger sein. Ich sah bald ein, daß mein instinktiver Entschluß, das Zusammensein vorzeitig abubrechen, viel richtiger war, als ich geahnt hatte. Ich durfte ihr nie die Möglichkeit geben, mir Nein zu sagen, mich abzulehnen und vor mir zu fliehen. Beim nächstenmal hielt ich mich mit eiserner Willenskraft von jeder Berührung frei. Es wäre ja so leicht gewesen. So begreiflich, so menschlich durfte es aber nicht sein. Ich hatte Handschuhe an, die ich sonst nicht mag. Ich besaß nur ein einziges Paar schwarze, neue Handschuhe und ein Paar alte, wildlederne, weiße, oder vielmehr im Dienst ergraute. Ich nenne die schwarzen Handschuhe neu. Sie waren alt, aber noch

nie getragen, denn sie waren zum Leichenbegängnis des Vaters bestimmt gewesen, das ich nicht mitgemacht hatte. Ich hatte dummerweise die schwarzen gewählt, obgleich sie natürlich weder zu meinem hellen Anzug, noch zur Jahreszeit paßten.

Sie fragte nicht danach. Sie hatte ja auch nicht nach dem Grund meines Schmerzenslautes das letztemal gefragt, sie hatte sich nicht einmal nach den Erlebnissen im Dachsteingebirge erkundigt, und ich erwiderte ihre Diskretion durch die meine. Sie ertrug meine Zurückhaltung nicht lange, sie begann wie erwartet bald ihr Herz auszuschütten. Natürlich gab sie sich bei aller Aufrichtigkeit niemals ganz offen.

Sie gestand dies sogar ein. Dies war der höchste Grad von Aufrichtigkeit, den ich von einer Seele, einem Herzen ihrer Art zu erhoffen hatte. Was aber hatte ich sonst zu erhoffen? Durfte ich ihr glauben? Sollte ich ihr trauen? Wir waren wieder in einem Caféhause, (wohin sonst hätten wir gehen können?), wir saßen auf einer Terrasse unter einem rotweiß gestreiften Leinwanddach, um die letzten warmen Herbsttage auszukosten. Indessen, so glühend heiß waren sie nicht, daß Karla (wahrscheinlich ohne es zu wissen) ihren weißen nackten Hals an die kalten Eisenstäbe ihres Stuhles pressen mußte, zum zweitenmal, als wäre es meine Hand, unmerklich dabei erzitternd und plötzlich einen ihrer düsteren dunklen Blicke nach mir werfend. Ich sah ruhig vor mich hin.

Was sie sprach, hatte nichts mit diesem Blick zu tun, es mußte eine andere Seite ihres Daseins sein, vielleicht der Tag im Gegensatz zur Nacht, ich weiß es nicht.

Sie machte gern ihren Dienst, sie pflegte ungewöhnlich gut, man suchte sie schon lange, bevor sie frei war. Es waren fast immer Reiche, Hochgestellte, Adelige, die sie einer dem anderen weiterempfohlen, sich um ihre Pflege bemühten und ihre Dienste mit ziemlich viel Geld bezahlten. Die Universitätsprofessoren kannten sie als Schwester Karla, ohne je ihren Familiennamen zu nennen. Sie vertrauten ihrer Gewissenhaftigkeit die

Aussichtsreichsten – und die dem Tode am sichersten Geweihten an. Die ersteren, damit Karla die Heilung beschleunige, wobei eine gute Pflege ebenso wichtig war wie eine geniale Operation. Die letzteren gab man aber in ihre Hände, damit sie ihnen den Tod verhülle, das Sterben leicht mache.

Die Kranken wußten natürlich nicht, in welche Gruppe sie gehörten, und es schien, als ob die gelehrten Hofräte es auch nicht immer zuverlässig vorauszusagen vermochten.

Obwohl sie es nicht zugab, mußte eine Art furchtbaren Stolzes darin liegen für die Marmormalerstochter, daß sie die Großen, die Unnahbaren, die Generäle, Barone und Herzöge, die Millionäre klein, hilflos, schwach vor sich sah als arme Kreaturen in ihren langen weißen Nachthemden. (Auch dies war eine Art Uniform, so wie sie eine trug in ihrer Pflegerinnentracht.) Sie mußte, als junges, unberührtes Geschöpf, ihren Bedürfnissen niederster Art Hilfe leisten. Sie mußte sie anstelle einer Mutter und wahrscheinlich zuverlässiger, als eine solche es in ihrer Aufregung und Angst gekonnt hätte, füttern, trinken lassen, des Morgens aufwecken und waschen, abends einschläfern, nachdem sie sie frisch gebettet hatte, sie mußte ihnen zu dem Notwendigen zureden, mußte sie in aller Güte behandeln, – und vielleicht betete sie, die eine treue Katholikin war, mit den glaubensschwachen oder den fremdgläubigen oder den Atheisten, um ihnen auch diesen *Dienst* zu erweisen.

Vor allem hatte sie sich zweierlei vorgenommen: niemals den Kranken, mochten sie noch so sehr darum flehen, die ganze Wahrheit zu sagen, weder sie mit zuverlässiger Heilung übermütig zu machen, noch sie mit Aussicht auf Leiden und den unerbittlichen Tod zu erschrecken. Und ferner, niemals zu sentimental, zu mitfühlend, zu mitleidig mit irgend einem Menschen zu sein. Herzlich? Ja! Weichherzig? Nein! Und niemals vertraulich werden, alles anhören, nichts antworten, möglichst wenig von sich sprechen.

War das ein Schutz ihrer eigenen Natur? War es anders nicht möglich, war es die einzige Art zu leben für eine Karla, wenn sie gezwungen war, mit den Leiden, Qualen und furchtbaren Bitternissen der hilflosen menschlichen Kreatur ihr Brot zu erwerben? Auch das wußte ich nicht. Es schien, als ob ihre häuslichen Verhältnisse nicht gerade rosig seien. Ich fragte nicht. Sie fragte ja auch nicht nach meiner Mutter, nach Marthy, nach dem Postillion, nach Anninka. So schwiegen wir einander an, und waren so glücklich wie nur möglich. Vielleicht erwartete sie diesmal einen kühnen Schritt von mir. An Mut hätte es mir nicht gefehlt. Aber ich begehrte sie zu sehr! Es durchströmte mich kein lindes, kosendes, kein vergötterndes, keusches Begehren, sondern es riß tief innen an mir, drohte alles zu zerstören, und ich sah sie nicht an, um ihr meine furchtbare Verwirrung nicht zu zeigen.

Um so zutraulicher wurde sie. Sie fragte endlich! Sie wollte wissen, ob ich – ihr Alter erraten könne. Ich nannte eine dumme, meiner Meinung nach sehr hohe Zahl, 26, glaube ich. Aber ihr Gesicht strahlte so, daß ich sofort einsah, ich hatte sie jünger eingeschätzt, als sie war. Sie wollte nun – (welch kindisches Spiel zweier Menschen, die sich das Wichtigste verschweigen!) – das meine schätzen. Sie nannte 27, und ich nickte, aber so übertrieben, daß sie hätte erkennen müssen, wie sehr sie sich geirrt hatte. Aber sie wollte sich ja irren. Je öfter wir darüber sprachen, desto mehr glich sich der Altersunterschied zwischen uns aus.

Also war es leicht, ihr eine Freude zu machen, denn diese ihre Freude jetzt war größer als unlängst bei dem Geschenk der schönen, aber duftlosen Prachtnelken.

19.

Der illustrierte Artikel Wharfs war über Erwarten weit gedungen. Wharf erzählte stolz, selbst der Graf W. (der sich übrigens schon einen Ruf als Flugzeugerfinder gemacht hatte) hätte ihn beim Flachrennen in der Freudenu auf diesen Artikel hin angesprochen und hätte ihn, nachdem er sich schon verabschiedet

hatte, nach mir gefragt. Es hieß, daß er eine schöne, aber gelähmte Tochter habe. Wharf glaubte, ich solle ihn oder die Tochter gelegentlich aufsuchen, er wollte mir sogar die Adresse geben.

Bei aller meiner Begierde nach Karla erschütterte mich diese Nachricht (schön aber gelähmt) aufs tiefste. Ich hatte in der letzten Zeit soviel auch für das Lehramt gearbeitet, daß ich meinen festen Kinderschlaf wieder gefunden hatte. Jetzt kam die frühere Unruhe wieder. Es regte sich etwas in mir mit einer sanften aber unwiderstehlichen Gewalt, was ich längst hinter mich gebracht zu haben glaubte. Warum konnte ich hier lieben, ohne zu begehren?

Aber es ging vorüber, weil ich es wollte, und weil es vorübergehen mußte, als aussichtslose, nach rückwärts gewandte Liebe. Schon das erste Wiedersehn mit Karla nach dieser Nachricht Wharfs – und das Bild von A. (was war es eigentlich mehr als eine verschwimmende Kindheitserinnerung?) trat wieder zurück, an die Seite meines Vaters freilich, zu den ›Dahingeschiedenen‹, wie er die Toten immer genannt hatte.

Und doch, tat ich alles, um Karla zu gewinnen? Schauderte ich nicht zurück, sie auch nur in Gedanken ›mein Weib‹, ›meine reizende Gattin‹, ›meine liebe gute Frau‹ zu nennen, oder einfach ›meine Alte‹, wie man im Volk die braven Frauen nennt? Ich wollte nicht wissen, wie sie mich nannte, in welcher Weise sie an mich dachte, wenn ich abwesend war. Oft schien es mir, als fürchte sie mich, als werde sie leicht schwindlig in meiner Gegenwart, ja, als bereue sie, ihrem ersten herzlichen Antriebe nach dem Lesen von Wharfs Räubergeschichte gefolgt zu sein, mir ihre Pflege angeboten zu haben, nachdem sie es über sich gebracht hatte, mir sechs Monate fern zu bleiben. Jeder war sich selbst der Nächste.

Ich verlangte nichts von ihr. Ich tat ihr nichts. Ich suchte keine Gelegenheit, sie in der Dämmerung oder nachts zu treffen, ihr einen Kuß zu rauben, ihr eine mehr oder weniger unschuldige Liebkosung abzuschmeicheln.

Ich mußte so handeln, es war meine Natur, und ebenso war es meine Natur, ihr meinen Reichtum zu verschweigen, mein Alter, meine Pläne, meine Arbeit, meine Großjährigkeit, meine vollständige Unabhängigkeit von jedermann.

Ich brauchte nicht zu lügen. Im Gegenteil! Als ich es einmal in einer Aufwallung des heißesten, leidenschaftlichsten Entzückens an ihrer Schönheit über mich brachte, ihr die Wahrheit zum Teil zu gestehen, hielt sie dies alles – (glücklicherweise! mußte ich mir nachher sagen) – für Lüge. Was konnte ich Besseres wünschen?

Etwas Ähnliches widerfuhr mir mit meiner Mutter. Ich hatte Angst gehabt, auch sie könne den vielgerühmten Artikel zu Gesicht bekommen haben, und nachträglich ein wenig schmerzhaftes Herzklopfen wegen der Todesgefahr ihres tollkühnen Sohnes empfinden. Ich schrieb ihr also, sie solle den Aufsatz, der gegen meinen Willen und ohne mein Vorwissen verfaßt sei, nicht ernst nehmen. Alle die Aufnahmen seien in einem Freilichtatelier des Photographen im Dorf Goisern entstanden, der bekannt sei für diese gestellten Aufnahmen. Die Felsen seien Pappe, der Schnee weißer Anstrich und die Aussicht eine alte Theaterkulisse. Alles also Kunst und Theater und nichts Natur und Not.

Merkwürdigerweise nahm meine Mutter auf diese Erklärung niemals Bezug, sie schwieg. Es schien mir übrigens, als ob ihre Briefe jetzt seltener kämen, daß die Zeilen weiter auseinanderstünden auf der Seite, und die Worte weiter auf der Zeile. Aber was konnte ich Besseres wünschen, wiederhole ich, ich hatte ja alles und alles seit Jahr und Tag nur darauf angelegt, sie von mir unabhängig zu machen, so wie ich selbst frei geworden war von der Familie, Vater, Mutter, Bruder, Schwester. Vielleicht dachte ich immer noch etwas zu viel an sie, ich erinnerte mich aller Züge, alles stand mir mit unverlöschbaren Farben vor Augen, denn mein Gedächtnis war und blieb so gut wie untrüglich – und wurde mir dadurch manchmal eine Last. Warum mußte ich mich so genau des Vergangenen erinnern? Manchmal wünschte ich, auch für mich selber solle gelten, was für so viele gilt: Vergangen. Vergessen.

Ich will die vielen, an sich belanglosen Kleinigkeiten nicht erwähnen, bei denen mein allzu treues Gedächtnis mir bewies, daß Karla sich nicht immer haargenau an die Wahrheit hielt. Aber auch dies hatte seine guten Seiten. Ich glaubte dadurch ein Recht zu haben, meine eigenen Wege zu gehen, still, aber nicht ohne festes Ziel.

Sie jagte mir nach, das heißt der Ehe mit mir, denn für sie war und blieb die Ehe die einzige Verbindung zwischen den Geschlechtern, die Dauer und Wert hatte, und ich... Sie gab natürlich zu, daß etwas an mir sie mit unwiderstehlicher Gewalt anzog, ob mit oder ohne Ehering. Aber dies sollte mein geistiges Leben, nichts anderes als meine Gedankenwelt sein, sagte sie an einem Tage, und als ich ihr am nächsten Tage vorschlug, sie solle meine Seminararbeit durchlesen oder ich wolle ihr einen Aufsatz über die großen Katholiken Augustinus und Pascal vorlesen, lehnte sie unter allen möglichen Vorwänden ab. Es bedurfte dieses Beweises ihrer Unaufrichtigkeit gar nicht. Ich wußte ja seit langem, daß sie mein Studium nur als Vorbereitung zum Broterwerb auffaßte. Was freie Forschung war, schien ihr höchst überflüssig. Alle ›gescheiterten‹ Gedanken seien längst ›erfunden‹, meinte sie, und ich sah, sie hätte sich gern mit einem höchst mittelmäßigen Kopf abgefunden, vorausgesetzt, daß die Hände dieses Menschen so stark und geschickt waren, für sie und die vielen, vielen Kinder, die sie (wie einst ihre arme Mutter) unbedingt haben wollte, dereinst Bett, Tisch und Dach zu zimmern mit allem, was dazu gehört und was darauf zu stehen und darin zu liegen hat, in einem gut bürgerlichen Hauswesen.

Warum sollte ich dies nicht verstehen? Aber weshalb gab sie es niemals zu und rühmte mein ›rares geniales Geisteslicht‹ in so übertriebenen Ausdrücken, daß ich sie nur belächeln konnte, denn ich glaubte, frei zu sein von der dümmsten Eitelkeit. Gerade ihr Lob machte mich mißtrauisch, nicht allein ihr gegenüber, sondern auch viel mehr noch mir selbst gegenüber. Weshalb sagte sie nicht, was bei jeder Frau verständlich war, und gar bei ihr, die nach einer

schweren Kindheit einen noch schwereren Beruf ergriffen hatte? Auch hier beim Berufsleben war manchmal Lüge von Wahrheit nicht zu unterscheiden, und wenn sie manchmal von Mitleid und christlichem Erbarmen für die Kranken, die ›armen Hascher‹, die nach der Gesundheit vergebens trachteten, überfloß, so zürnte sie ihnen doch, wenn sie oder die Erben nach der Heilung oder dem Tode nicht das geben wollten, worauf sie gerechnet hatte, oder wenn der nicht immer vorhersehbare Gang der Krankheit es ihr unmöglich machte, sich mit mir auch nur auf die Dauer von zehn Minuten in der Woche zu treffen.

Ich schonte sie, vielleicht nicht aus Erbarmen, nicht aus christlichem Mitleid, aber ich tat es. Ich war mir stets bewußt, daß sie mit mir unbarmherzig brechen würde, sobald sie eine Gefahr für ihre Unberührtheit ahnte. Denn sie war unfähig, gegen meine Leidenschaft und zugleich gegen ihre innerste Natur (eine ihrer Naturen?) anzukämpfen. Auch hier sah ich für mich noch keinen Grund zur Verzweiflung. Geduld! Geduld! Das sagte sie ihren Kranken, das sagte ich mir. Einer von uns beiden mußte den Kopf oben behalten. Berechnung? Verführung? Notwendigkeit, nichts weiter. Geduld ist die von der Menschenseele begriffene Notwendigkeit. Man kann sie erlernen. Ich hatte sie erlernt. *Er* nicht.

20.

Ich besuchte voll Fleiß und Eifer meine Vorlesungen, Übungen und Seminare. Ich bereitete alles für die Prüfungen vor. Glücklich war ich bei dieser Arbeit nicht. Ich fürchtete, der wahrhaft fruchtbare Einfall, der ›lapidare Gedanke‹, der Funke wäre mir trotz allem wackeren Bemühen bis zum heutigen Tage versagt, und ich wußte nicht, ob nicht auf immer. Und dabei hieß es, daß die wirklich zündenden Gedanken den Geistern in der kräftigsten ungebrochenen Jugend kommen sollten. Aber bei mir zeigte mein unbarmherzig treffsicheres Gedächtnis, daß fast alle meine Einfälle, Schlüsse und Systeme bereits von anderen gedacht und von mir nur nachgedacht worden waren.

Natürlich zeigte ich niemandem, und Karla am allerwenigsten, meine Bedrückung. Es hätte sie (genau wie meine Mutter) nur in ihren Ansichten bestärkt. Ich bestand die Vorprüfungen nicht schlecht. Aber an meiner Verzweiflung konnten die glänzenden Noten, die ich einheimste, nichts ändern. Ja, sie bestätigten meine Befürchtung. Denn hätte ich auch nur den geringsten wahrhaft originellen Einfall geäußert, hätte ich den Schatten einer neuen Philosophie oder Erkenntnis vorgebracht, so hätte ich nicht diese satte, falsch väterliche, befriedigte Freude bei den konservativen Prüfern, den alten Herren Hofräten und k. k. Philosophen, (einer, der bedeutendste, trug das Priestergewand), hervorgerufen. Sie kündigten mir eine gute Eignung für das Lehramt an, weil ich unsere alte Leier allgemein verständlich, klar und einfach abhaspeln konnte, so daß sie jedes brave Kalb verstand. – Aber, sagte ich mir voll Bitterkeit, kündigt sich so ein erneuernder Geist an? Nein, nicht einmal ein geringes Talent, sondern nur die Routine.

Oft zürnte ich nicht nur mir, sondern auch der allzu begehrenswerten, viel zu lockenden und unschuldigen und unberührten ›Blüte‹ Karla, ich verfluchte den Tag, wo ich sie kennen gelernt hatte, ich sagte mir, kein noch so großartiges Genie könne es zu einer wissenschaftlich dauernden Leistung bringen, solange es nicht sein Herz zusammen mit den alten Schwarten mitten ins Feuer geschmissen hatte. Ich verstand Fausts Untergang als kritischer Mensch, seinen Absturz in das katholische Wunder. Es kam daher, weil er den Weibern zu sehr nachgejagt, weil er zuerst einer ungepflückten, geschlossenen Knospe aus dem Volk, Gretchen, und dann einem unsterblichen, nie zu pflückenden mythischen Idol unterlegen sei, Helena. Was haben Gretchen und Helena mit der Philosophie zu tun? Wenn es wenigstens die Hexe gewesen wäre! Sie besaß magische Weisheit. Ein genialer Lehrer, Mephisto, hatte einen sentimental, konservativen Schüler, der zum Schluß viel unwissender war als am Beginn und der sich mit

Recht in der Lichtsphäre des leeren Himmels auflöste, unter Weihrauch, Mystik und Gesang!

Karla sah mir meine Sorge an, sie ahnte vielleicht nicht (oder viel zu gut), woher meine Unruhe kam.

Oft traf mich in dieser Zeit aus ihren großen, aber keineswegs schwimmenden, sondern klaren, harten, wahren Augen ein Strahl voll Sorge, voll Innigkeit, voll heißer Zärtlichkeit und Liebe! Aber war es nicht viel mehr die Liebe einer braven Mutter zu ihrem selbstquälerischen Sohn, der Unmögliches von seinen schwachen Kräften verlangt, als der Blick einer zitternden, im Inneren ebenso heiß begehrenden und nur scheu sich selbst schützenden, in ungewollter Keuschheit dahinalternden Geliebten? (Oder war auch das nur eine Jagdlist des Weibes, das den Mann verfolgt, indem es vor ihm flieht?)

Der Frühling kündete sich nach diesem Winter besonders spät an. Wir trafen uns jetzt öfter. Aber ich ließ jede Gelegenheit zu einem ›unschuldigen‹ Kuß vorübergehen. Vielleicht ahnte ich etwas von der Kraft des nicht Gewährten. Ich erinnerte mich ja noch sehr deutlich meiner Qualen während ihrer Abwesenheit vor einem Jahre. Wie hätte mich damals ein Wort auf einer Postkarte glücklich gemacht! Wie sehr hätte sie jetzt vielleicht ein zarter Kuß auf ihr schönes Haar glücklich gemacht! Nicht das eine, damals. Nicht das andere, jetzt! Manchmal kamen wir erst spät abends zusammen. Wir gingen nur einmal oder zweimal um einen Häuserblock im Stadtbezirk herum, dann ein Blick, ein Händedruck, ein Nicken, genug! Viel? Nein! Genug? Ja!

Als es wärmer wurde, fuhren wir mit der Straßenbahn in die waldige Umgebung. Besonders eine Lichtung in einem jungen, um die späte Abendzeit schon ganz verlassenem Buchenwalde, eine halbe Stunde von dem Dörfchen Neuwaldegg entfernt, hatte es uns angetan. Wir saßen nebeneinander auf einem gewaltigen Baumstumpf, der noch den ganzen Duft des herben Saftes

aushauchte, den die unversehrten Wurzeln – und wie nutzlos – immer noch aus der Tiefe der Erde heraussogen.

Oft sahen wir von hier aus Rehe, umgeben von ihrer Nachkommenschaft, auf der anderen Seite der Lisiere grasen. Die Dämmerung fiel ein, die Abfahrtsignale der Straßenbahn erschollen von ferne. Wenn schon die braunen Flecke der Rehelle im leichten Nebel verschwammen, erkannte man immer noch die weißen, herzförmigen Flecke auf dem Hinterteil des Wildes, das, was mein Großvater, der Gärtner und Jäger den Rehspiegel nannte. Ich sah Karla von der Seite an. Unter ihrem Hute quoll das mahagonifarbene, reiche Haar hervor. Ihre Hände hielt sie um die Knie geschlungen. Ihre Knie zu sehen, ihre Kniekehlen zu berühren, sie zu küssen, davon hatte ich oft geträumt.

Aber ich sah über ihre Knie hinweg in das Tal, wo im Scheine der letzten Laternen des Vorortes die gewundene Straße schimmerte. Ich war der erste, der sich erhob. Ich gab meiner Geliebten nicht den Arm. Sie hastete den Hang hinab, sie atmete schnell und unregelmäßig. Sie hatte aber beim steilen Aufstieg keine Anstrengung gezeigt. Denn hätte sie sonst gesungen? Jetzt nicht mehr.

Inzwischen kamen von daheim nicht die allerbesten Nachrichten. Meine Mutter nahm von meinen ›fürtrefflichen‹ Zeugnissen, die ich ihr gesandt hatte, um ihr Freude zu machen, nicht viel Notiz. Sie wollte nur eines von mir, ich sollte endlich, nach so langer Abwesenheit, heimkommen. Aber gerade das wollte ich nicht. Ich hätte es lieber gesehen, sie hätte mich besucht, aber davon schien sie nichts wissen zu wollen. Sie klagte über Marthy. Marthy hatte sich – der Strabanzerliebe ergeben, sie erlaubte sich das, was meine Mutter ›Ausschweifungen‹ nannte, und zwar nicht nur an Sonntagen, wo ihr Körper und ihre Seele von vier Uhr ab ›Ausgang‹ hatten, sondern auch an nüchternen Wochentagen. Welch Laster! Noch nicht genug! Man hatte sie in Gesellschaft zweier ›Burschen‹ und eines anderen verlorenen Wesens weiblichen Geschlechtes in das übelbeleumdete Hotel

›Zum Guldernen Pferd‹ eintreten sehen. Aber sie habe, ins Gebet genommen, meiner Mutter mit treuem Augenaufschlag vorgelogen, die Nacht bei den Portiersleuten verbracht zu haben. Und immer noch nicht genug! Sie scheute sich jetzt nicht, den Schmutz ins friedliche Heim zu tragen, das heißt, sie brachte nachts ihre Geliebten, Schamster genannt, nach Hause mit, nachdem sie ihnen auf der Treppe aufgetragen hatte, die Schuhe auszuziehen, in die Hand zu nehmen und die Zigarette auszutreten. Die Mieter über uns wollten diese Schandtät beschwören. Aber wozu braucht man einen Schwur? Nie würde sie, so schrieb meine Mutter, nun wieder die Seiten mit Zeilen und die Zeilen mit Worten bis an den Rand ausfüllend, sich erlauben, meine unschuldige Seele mit solchen Schandbildern moralischer Verkommenheit und gottloser Sittenlosigkeit zu verunreinigen, wenn sie nicht meinen Rat haben müsse. Sie hätte sich am liebsten längst von dem Hausdrachen getrennt, denn alle Erziehung komme angesichts von Marthys grauem Haar und träger Seele zu spät, die Hölle sei entfesselt! Aber mein Bruder hinge so sehr an ihr, – (›verstehe wer kann! Ein Engel und eine Hexe! Und das küßt sich!‹), daß sie, die leibliche Mutter, es ihm mit Milde und auch mit Strenge noch nicht habe abgewöhnen können, das verluderte Weibsstück Mutterl, sie aber nur Tante zu nennen! Das beste wäre, wenn der erste Schamster die Hexe nehmen würde, denn dieser hätte sie in der ›Brautzeit‹, der leider niemals das Aufgebot in der Kirche gefolgt sei, und die eher eine Brunstzeit gewesen sei, um ihr heiligstes Gut gebracht, und damit aus der Ordnung, aus dem heiligen Kreis der bürgerlichen Gesittung. Aber sie zweifle, ob man die beiden noch zur Vernunft und Pflicht zurückbringen könne. Bei dem Manne wisse sie es nicht. Er komme oft ins Haus, angeblich um die Öfen zu reparieren, die seiner im Sommer nicht bedürften, was zwischen ihm und Marthy sich noch jetzt abspiele oder nicht, könne sie nicht entscheiden. Der Ofensetzer behauptete, das Geld Marthys müsse noch da sein. Er hätte sogar in ihren Sachen danach gesucht. Gefunden hätte man natürlich nichts! Wahrscheinlich hätten die anderen › Schamster‹ sich an diesen bitteren

Schweißgroschen einer liebestollen Magd bereichert usw. Ich nahm von diesem Bericht einfach Kenntnis, genau so wie meine Mutter von dem Abenteuer auf dem Dachstein.

Durch Zufall ging ich eines Tages zum Postamt, das ich seinerzeit mit Marthy ausgemacht hatte. Sonderbarerweise waren nicht weniger als drei Briefe von ihr gekommen.

Sie enthielten eigentlich alle fast das gleiche. Sie berichtete, sie wisse nicht, was mit meiner Mutter los sei. Die Gnädige habe unlängst ihre Sachen durchschnüffelt, kümmere sich aber nicht um die eigenen. Sie widme sich ihrem Postillion weniger denn je. Postillion habe nur zwei Hemden und Höslein, von denen immer eine Garnitur oben an der Leine hänge. Ich solle doch kommen und alles zurechtsetzen. Sie, Marthy, tue nur, was recht und billig sei, sie könne leben und lieben, wie es ihr Spaß mache, aber es sei eine Schande, wenn die Mutter eines einzigen guten armen Postillion den ganzen Tag statt bei ihrem Fleisch und Blut lieber bei ungewaschenen, verlausten und rädigen, bössartigen und ungelehrigen Elendskindern zubringe, in einem sogenannten Hort! (Nicht einmal das Wort Hort hatte Gnade gefunden in ihren Augen.) Aber daran nicht genug, lange nicht, leider! Abends bis spät in die Nacht hinein rackere sich meine Mutter für Gotteslohn oder, besser gesagt, Teufelslohn ab in einer neuen aufrührerischen Partei, die das unterste zu oberst kehren wolle, als ob uns der Jüngste Tag schon nahe sei! Und komme sie endlich nach Hause, dann gehe sie, ohne Licht zu machen und ihren kleinen Engel auch nur anzusehen, an dessen Bettchen vorbei, gut, aber mit so festem Trampeln, daß das arme Wurm erwache und zittere! Und sie beginne zu schreiben wie besessen, sofort, stantepede, ohne mit dem Essen fertig zu sein, oft das Tischtuch mit der Tinte beschmutzend. Und wenn es wenigstens etwas Feines oder Gebildetes wäre. Aber es seien nur Adressen für die Wahlversammlungen dieser Satanspartei. Und nicht genug daran, hätten die Portiersleute meine Mutter wie eine gewöhnliche Fabrikarbeiterin in einer solchen Versammlung, in einem Wirtshaus

letzter Güte, umherlaufen gesehen und schreien gehört, eine rotgrüne Armbinde umgebunden! Das nenne man dort Ordnungsdienst der Proletarier, aber wo sei eine Ordnung, wenn die Polizei und der Kaiser beschimpft würden und Stuhlbeine sowie Biergläser durch die Luft zum aufsichtführenden Kommissar flögen?! Aber das Ärgste sei, daß eine feingebildete *Dame*, eine *Herrschaft* sich nicht scheue, mit einer blechernen, rotgrün lackierten Sammelbüchse umherzugehen, sie mit lautem Getöse zu schütteln und den armseligen Fabrikmenschern unter die Nase zu halten, dem armen Gesindel, um diesen sogenannten Proletariern noch ihr letztes Geld abzunehmen! Nachts habe meine Mutter natürlich dann die zarten Fingerchen voll Schmutz, der trotz allem Reiben und Scheuern nicht abgehen wolle, denn er stamme von den Kupfermünzen, die sie zähle und zähle und vor sich in Häufchen aufreibe, auf der sauberen, frischgewaschenen Tischdecke, von den Parteigeldern, dem schmutzigen, giftigen Grünspan! Sie, Marthy, schäme sich, in einem solchen Hause zu dienen, die Hausbesorgerleute seien fast derselben Ansicht, denn niemand reiße sich um die Ehre, ein ›Elendiger‹ zu sein. Sie bleibe nur aus Mitleid für Postillion und in der Hoffnung, ich käme bald, an mich denke sie oft und auch an den ›seligen Herrn Papa! Oh, lieber Gott, was für Zeiten! Damals und jetzt! Sie hätte einmal von uns geträumt und habe ›an gewissem Ort, in guter Stunde‹, drei Lotterienummern vor sich gesehen. Sie teilte sie mir mit, die allezeit Getreue.

Ich spielte nicht. Ich sandte aber wieder etwas Geld, diesmal gegen dreihundert Kronen, ohne Erklärung, woher ich das Geld hatte. Die gute Marthy glaubte, die Träume in ihren Liebesnächten brächten also unweigerlich Glück. Sie selbst spielte nicht gern, ihr altes Gold war ihr wohl zu schade. Aber die Portiersleute taten es, ich fürchte, ohne viel Glück.

21.

War ich schuld? Hatte mir mein Vater auf seinem Sterbebette die Obsorge für die Hinterbliebenen übertragen? Kein Gedanke. Ich hätte über all das hinweggehen und mir sagen können, daß Postillion daheim immer noch besser aufgehoben sei als zum Beispiel in einem öffentlichen Waisenhaus. Leider war es mir damals noch nicht möglich, gewissenlos glücklich zu sein.

Nicht jeder Mensch hatte den ›geschlossenen‹ Charakter einer Anninka, die es verstanden hatte, unberührt vom Zusammenbruch unseres Familienfriedens ihre Freiheit außerhalb der Familie sich zu verschaffen. Sie war die glücklichste von uns allen. Sie lebte als Klosterschülerin, Postulantin, in einem großen Frauenkloster in Vorarlberg und wartete darauf, in den Orden auf immer eintreten zu können, sobald sie großjährig war.

Nun wäre mir zu dieser Zeit – es waren die großen Sommerferien – ein Anlaß zu einer größeren Reise sehr willkommen gewesen. Denn ich hätte ganz gern Karla auf einige Zeit verlassen, um ihr ein wenig mehr Leidenschaft einzuimpfen, und ich wollte diese notwendige Prüfungszeit unserer Liebe möglichst nicht im trauten Familienkreise bei Mutter und Bruder verbringen.

Ich traf mich also mit Karla, um ihr zu sagen, ich sähe, die Schwierigkeiten zwischen uns seien zu groß, um bei aller guten, schönen und reinen Liebe zum hl. Sakrament der Ehe zu führen. Ich sei zu jung, offen gesagt zweiundzwanzig Jahre, um schon daran zu denken, einen Hausstand zu gründen, so sehr ich mich auch danach sehne. Ich habe eine Familie zu versorgen, zwei unmündige Geschwister, und die Wissenschaft bringe nur trockenes Brot bestenfalls. Sie antwortete nicht, purpurne Röte wechselte mit fahler Blässe, und auf der Oberfläche ihrer herrlichen Arme zeigte sich etwas, das ich an ihr noch nie wahrgenommen hatte, nämlich die Marmorisierung der Haut. Ich sah natürlich den Vater vor mir, den Marmormaler. Sie glaubte, ich

wolle sie mit diesem Lächeln beruhigen. Voll Eifer und mit der ganzen Wärme ihres treuen Herzens, – (jetzt war sie wahr, wäre sie es doch immer gewesen!) nahm sie meine rechte Hand und zog sie, wahrscheinlich ohne zu wissen, was sie tat, an ihre linke Brust und preßte sie gegen die feste, kühle, unruhige Wölbung. Zitternd wie vor Frost senkte sie ihr Kinn tief, so tief wie möglich, und flüsterte mir zu, obwohl im Volkspark um diese Zeit kein Mensch uns hören konnte, niemand auf der weiten Welt könne mich besser verstehen als sie. Auch sie sei Sklave der Familie. Sie müsse dem Anhang – sie meinte ihre jüngeren Geschwister – nicht nur die Mutter sondern leider auch den Vater ersetzen, da der Marmormaler nicht trinke, sondern saufe, Gott sei's geklagt. Und wenn er wenigstens dabei froh und glücklich würde! Aber ihm und allen sei der Rausch eine Qual, ein Unglück. Er, der sonst so freundlich, gefällig und bescheiden sei, werde boshaft, eifersüchtig, jähzornig, wild, gewalttätig. Er verliere sich, – nicht jeden Tag, den uns der gütige Herrgott schenkt, und das sei noch ein Glück – im Schnaps. Es käme im Quartal nur einmal oder zweimal vor. Natürlich könne man unter ›Quartal‹ nicht immer drei Monate, sondern leider manchmal sechs Wochen oder gar vier verstehen! Der Arzt hielte es nicht für Trunksucht, sondern für Epilepsie. Niemand könne ihm böse sein, Vorwürfe nützten nichts, es sei Krankheit, kein Laster. Sie sagte, sie habe gehofft, wir würden beide unbändig arbeiten und schufteten, um uns unser Glück zu erobern, sie habe nie geahnt, daß ich eine noch schwerere Bürde ›auf dem Buckel‹ hätte als sie, ich hätte doch früher zwei Wohnungen gehabt usw.

Alle meine Willenskraft schmolz in diesem Augenblick sonderbarerweise dahin, denn darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Ich zog also, wie um mich zu rechtfertigen, Marthys Brief aus der Tasche, der Fettflecken hatte, aber auch nach Benzin roch, denn sie hatte Sinn für Reinlichkeit, die trunkene Magd.

Karla schüttelte den Kopf, sie glaubte mir auf mein Wort. Sie war an diesem Abend in ihrer keuschen Schwestertracht

gekommen, eine Brosche mit dem roten Kreuz auf der Einfassung des halsfreien, blauweiß gemusterten Kleides. Sie duftete stark nach Violettes de Parme und nur schwach nach Lysol. Sie fieberte vor Ungeduld (Dienst!) und konnte sich doch nicht trennen von mir. Plötzlich warf sie sich mir um den Hals. Ich hatte sie bis jetzt nie geküßt. Ich wußte nicht, was tun. Ich hatte weit über ein Jahr auf sie gewartet. Hatte sie sich jetzt mit dem Abschied auf immer abgefunden? Wollte sie mir nichts geben, nur eine Träne? Einen schwesterlichen Abschiedskuß? Ich wandte diskret den Kopf ab, meine Arme fielen nieder, und ich war still. Niemals in meinem ganzen Leben habe ich mehr Kraft gebraucht, um das zu bezwingen, was mich mit entsetzensvollem Entzücken tief innen verzehrte. Aber es gelang mir. Dieses Gelingen, dieser Sieg über mich in seiner bitteren Kraft hatte aber auch einen gewaltigen Genuß in sich.

Ich weiß nun nicht, war sie von meinem unerwartet keuschen Wesen so beschämt, oder war es, daß sie an eine Trennung für immer, auf immer und ewig, nicht zu glauben vermochte, sie faßte sich schnell. Wir nahmen Abschied voneinander (Ausnahmefälle für diesen Abschied waren vorgesehen, zum Glück!), und ich sah, wie sie am Ausgang des Parkes, – (ich war noch geblieben, der Abend war zu schön) einen Wagen anrief und wie sie mir auf dem Trittbrett stehend, noch mit ihrer nackten weißen Hand zuwinkte.

Ich trat meine Sommerreise am nächsten Tag an. Schwereren Herzens, als ich eigentlich gedacht hatte, aber ich blieb meinem Entschluß treu. Ich gab mich ihr nicht tiefer hin. Diesmal machte ich meine Bergtouren fast alle allein, nur die schwersten unternahm ich mit geprüften Bergführern. Meistens brachen wir um fünf Uhr morgens, manchmal schon am Ausgang der Nacht auf, und im Laufe eines ganzen solchen Tages sprachen wir oft nicht mehr als zehn Worte.

Während dieser ganzen Zeit, in bisweilen ziemlich kritischen Situationen, beim Aushauen der Tritte im Gletscher mittels des Eispickels, beim Traversieren von schwierigen Kaminen (im

Vergleich dazu war jenes Stückchen ungeschützter Felsenweg am Dachstein eine bequeme Promenade) brütete ich in meinem Innern, – nicht über die Eroberung der unberührten Schönen Karla, sondern über die Eroberung der ebenso unberührten, und, wie ich bald sehen sollte, noch viel schöneren Anninka, deren Hilfe ich unbedingt brauchte. Das Heimwesen mußte in Ordnung kommen und konnte nur in Ordnung kommen durch den festen Charakter Anninkas. Sonst konnte ich mein neues Glück mit Karla nicht in Frieden genießen.

Bei Karla wirkte für mich alles, was ich getan und was ich unterlassen hatte. Die Zeit war für mich. Wo aber Anninka anfassen? Sie hatte der Welt und allen ihren Verlockungen den Rücken gekehrt, sie lebte in der fleckenlosen, demütigen, nichts für sich begehrenden Liebe zu einem göttlichen Wesen, das Ungeheures gelitten hatte und mit dem sie eine geheimnisvolle Hochzeit feiern wollte im Schleier und unter Opferung ihres aschblonden Haares, – das selbst mein daheim im Kreise der Seinen so nüchterner Vater bewundert hatte. Wo sie fassen? Wie zu ihr gelangen? Wie sie bewegen – und das Schwerste, wie sie halten? Das Menschliche war ja schon zur Zeit seiner Krankheit und seines Todes hinter ihr gelegen. Er hatte sie nicht gerührt. Mich hatte sie niemals besonderer Beachtung gewürdigt. Oder doch? Als Kind hatte sie wenigstens eine Zeitlang die Trabantin gespielt. Warum hatte sie später damit aufgehört?

Ich gestehe, daß ich den prachtvoll mit weißen und zinnoberroten Marmorfliesen gepflasterten Klostereingang von H. mit stärkerem Herzklopfen traversierte als den halsbrecherischen Kamin in der Adamellogruppe. Ich hatte keinen Plan ausklügeln können. Aber ich hatte meine Willenskraft im Kampfe mit Karla ebenso wie bei einer bis jetzt noch nie bestiegenen Bergspitze bewiesen, die vielleicht sogar meinen Namen getragen hätte, wenn ich ihn nicht wohlweislich dem Bergführer (und damit dem Alpenverein) verschwiegen hätte, denn nach dieser banalen, gar zu bescheidenen Form von Ruhm verlangte es mich nie.

22.

Ich meldete bei der ehrwürdigen Schwester Pförtnerin meinen Besuch an. Man ließ mir nach einer langen Wartezeit sagen, ich könne heute meine Schwester nicht sehen. Ob ein Zusammensein später erlaubt würde, darüber hätten die geistlichen Vorgesetzten zu entscheiden. Ich fand, daß dieser Bezirk katholischer Erziehung am ehesten einer preußischen Kaserne glich und hatte wenig Hoffnung, mein Ziel zu erreichen. Indessen kam schon am Nachmittag eine Botschaft aus dem Kloster, ich dürfe Anninka am nächsten Nachmittag einige Minuten lang sprechen.

Als ich sie nach so langer Zeit wieder sah (und zum erstenmal in geistlicher Tracht, die sie ernster, aber noch viel schöner machte, ja, von einer geradezu himmlischen Schönheit!), glaubte ich mich einer Fremden gegenüber. Sie hatte nach Nonnenart die Hände in den weiten Ärmeln ihrer Tracht verborgen, ihr schmuckloses Kreuz aus Nickel, an einer Kette um den Hals getragen, blinkte hell, sie durfte aber noch ihre herrlichen Haare in dreifachem Kranz um den Kopf geflochten tragen. In ihrer Begleitung war eine ältere Nonne, die unweit von uns Platz nahm, das Gesicht fast ganz unter der gewaltigen, weißen, frisch gestärkten Haube verborgen und die sofort einen Rosenkranz vornahm und abrollte. Dies hinderte sie nicht, von Zeit zu Zeit auf eine ziemlich plumpe Taschenuhr zu sehen. Uns waren, wie ich bereits gestern erfahren hatte, nur fünfzehn Minuten Gespräch erlaubt. Ich wußte eigentlich nicht, was ich sagen sollte. Wie sollte ich Anninka fassen? Die ersten zehn Minuten vergingen in Schweigen oder in ziemlich ratlosen Gesprächsfetzen über Marthy und den Postillion, welche Anninka mit engelhafter Geduld anhörte, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Sie fragte nicht nach unserer Mutter, und damit nahm sie mir meine letzte Waffe aus der Hand. Konnte ich über ihr Leben hier sprechen? Sie war, trotz oder gerade wegen ihrer geistigen Gaben – in der Klosterküche beschäftigt, wie mir die Schwester Pförtnerin unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut

hatte. Sollte ich ihr sagen, daß sie hier sehr leicht ersetzbar war, bei uns zu Hause aber gar nicht? Ich wagte es nicht. Was war ihr aber der Postillion, den sie niemals gesehen hatte?

Ihr Blick ging zuerst an mir vorbei, nach Art der Nonnen, die ungern den Menschen ins Gesicht sehen und vielfach durch ihre Tracht daran gehindert oder besser gesagt, davor geschützt sind. Dann aber durch mich hindurch. Und hätte ich nicht aus ihren unbewegten Zügen und ihrem frommen, nichtssagenden und nichts verschweigenden Lächeln schließen müssen, alle meine Worte seien ohne Wert für sie, und ich selbst sei ihr nichts als eine Erinnerung an eine Existenz, die sie aufgegeben hatte für immer, so hätte ich aus diesem kalt prüfenden, tiefen, durchdringenden, unweiblichen Blick schließen können, sie sei der erste Mensch, der mich durchschaue und meine Motive erkenne.

Die begleitende Nonne hatte aber mehr Interesse am Gespräch, denn sie hatte sich mit einer unmerklichen Drehung uns zugewandt, hatte den Kopf etwas nach rückwärts gehoben, um durch das Visier ihrer Haube nicht gehindert zu sein, und regungslos hing der Rosenkranz um ihr feines, fahl gelbliches Handgelenk. Ich sah sie an, nicht meine schöne, allzu schöne und allzu stolze Schwester, und ich erblickte ein verblühtes Gesicht mit den bitteren Falten der Resignation um den noch vollen, aber trübe erschlafften, der Länge nach gerunzelten Mund.

Ich senkte nun selbst den Blick. Ich begann, mit meinen Worten zu sparen, ich ließ sie fallen, zögernd, überlegt und überlegend, eins nach dem andern. Es mußte bereits mehr als eine halbe Stunde seit dem Beginn unseres Gesprächs vergangen sein. Die alte Nonne hatte begriffen, daß ich eine wichtige Mission zu erfüllen hatte, und sie hatte mir (nicht meiner ganz passiv dastehenden Schwester) Viertelstunde auf Viertelstunde zugegeben.

Ich hatte mich selbst wieder, sobald ich etwas Sympathie bei der alten Frau spürte und als ich (infolge meines abgewandten

Blicks) der lähmenden Gewalt der Marmorschönheit Anninkas nicht mehr ausgesetzt war. Ich schämte mich vor den zwei unberührten Frauen nicht. Ich sagte alles. Nicht alles, was ich dachte, aber alles, was notwendig war. Ich riet Anninka nicht von dem geistlichen Berufe ab, ich warnte sie keineswegs als guter, treulich besorgter Bruder vor einer Entscheidung, die für die Tochter unseres Vaters viele Enttäuschungen mit sich bringen konnte, aber ich machte mich auch nicht zum Dolmetscher meiner braven Mutter, ich schwieg vom ›braven Weib‹, von der rechten Frau am rechten Ort, nämlich bei Bruder, Mutter und schließlich bei dem braven Mann und den braven Kindern am Herd und im Hort. Ich sagte, ich verstehe sie, meine sehr geliebte Schwester, ich beneide sie, ich suche es ihr gleichzutun. Vielleicht würde auch ich, dem seine Keuschheit teurer sei als die billigen ordinären Genüsse der modernen Zeit, früher oder später ihrem Beispiel folgen. Ich würde dann, hoffentlich bald, keine Rücksicht nehmen auf das weltliche Heil meiner Mutter, die sich kein Recht anmaßen dürfe auf uns, ebensowenig auf die Zukunft des Postillions, der zwar leider in der Obhut einer verworfenen, liebestollen Magd sei, über dem aber Gottes Hand schützend schwebte. Ich sagte ferner, ich hätte genau so wie sie einen Graus vor der Ehe. Ich wollte kein Ehemann und kein Lebemann werden, wie mein Vater es gewesen war. Ich sagte ferner, mein Vater hätte in Verzweiflung sein Leben beschlossen, er hätte länger leben können, seine Kinder wären es ihm jedoch nicht wert gewesen. Er hätte seine Schönheit mehr geliebt als uns und über seine Art zu lieben müsse ich in Trauer schweigen und aus Achtung auf den geheiligten Boden, auf dem ich stehe. Sie, Anninka, sagte ich jetzt in wärmerem, trauterem Ton, wäre die klügere von uns beiden gewesen, sie hätte an ihr eigenes ewiges und seelisches Heil gedacht, aber an nichts anderes sonst, und hätte sich von dem aus eigener Schuld tödlich angesteckten, armen Mann ferngehalten. Er hätte oft auf seinem Leidenslager mit seinen wunden Lippen nach ihr gefragt, aber man könne es nicht allen recht machen. Entweder man widme sein Leben dem Vater hier auf Erden mit seinen Schwächen, oder aber

dem ewigen Vater über uns in seiner Herrlichkeit und Kraft! Man müsse Opfer bringen, sie habe den Vater geopfert und opfere jetzt die Mutter und das Brüderlein, denn sie folge getreu der Schrift, die dem Weib heiße Vater, Mutter, Bruder, Haus und Hof und Heimat zu verlassen und dem zu folgen, welcher der wahre Hirte und der echte Führer sei, unserem Heiland, dem Bräutigam in Ewigkeit. Ich wisse nicht, ob ich bei ihrer geistlichen Hochzeit, der Weihe, dabei sein dürfe. Sie würde dann sicherlich auch für uns arme Sünder beten, und dieses Gebet einer unschuldigen Gottesbraut sei viel wichtiger für unser Heil, als wenn sie meiner Mutter und meinem Bruder in ihrer Bedrängnis am Kochherd oder sonst im Haushalt beistehe. Der Heiland hätte Martha und Maria vor sich gesehen. Er hätte beide geliebt, aber seine Hand hätte länger auf dem Haupt der keuschen Blüte Maria gelegen als auf dem der praktischen Hausfrau Martha. Meine Stimme wurde leiser. Man hörte die Nonne schwer atmen, meine Schwester schien zu weinen, aber mit zusammengebissenen Lippen, ihre Schönheit hatte ihren blendenden Glanz verloren, ihre Hände, längst aus den Ärmeln der Tracht herausgesunken, verkrampften sich ineinander, sie stützte sich auf den Arm der alten Nonne, als die beiden, ohne Abschied von mir, das von der hellen Abendsonne durchstrahlte Sprechzimmer verließen, dessen Marmorfliesen, spiegelglatt und rein wie Schnee, auch die Farbe des Schnees besaßen. Ich blieb noch einen Augenblick, bis die Schritte auf dem Stein des Korridors verklangen.

23.

Ich konnte natürlich nicht darauf rechnen, daß Anninka sofort, durch meinen ›Sermon, wie der Fuchs den Gänsen predigt‹, bestimmt, ihren Lebensplan, den sie bisher ohne Wank aufrecht erhalten hatte, aufgeben würde. Die Zeit mußte auch hier für mich wirken, sagte ich mir auf dem Heimweg vom Kloster auf der herrlichen, schnurgeraden Pappelallee: angefangen von dieser Nacht, die ich noch im Orte verbringen wollte, bis zu dem

Zeitpunkt, der meiner Meinung nach unbedingt einmal kommen mußte, aber freilich, wer wußte wann?

Dann aber, in dieser an Schlaf etwas armen Nacht, zweifelte ich am Gelingen. Ich zweifelte sogar tief an allem, was ich seit dem Tode meines Vaters begonnen hatte. Ich muß es sagen: Zweifel ist noch damals mein tägliches Brot gewesen und man konnte auch davon leben, wenn man mußte. Endlich schlief ich ein, mehr unruhig als glücklich, auch das gestehe ich. Der Gedanke an Karla trug zu dieser trüben Stimmung bei, ich fürchtete, sie nun ganz verloren zu haben, ohne daß ich das leicht, schmerzlos und ›unschuldig‹ zu Erreichende genossen hatte, das sie mir als einmal angeboten hatte unter dem banalen Namen der herzlichen Freundschaft.

Ich wurde sehr früh wieder aufgeweckt, es war der Hausbursche, der mir sagte, vor dem Wirtshaus warteten zwei Postulantinnen vom Kloster auf mich. Welch stolzes Gefühl! Mußte Anninka nicht von jetzt an immer auf meiner Seite sein? Hatte ich vielleicht in *ihr* einen wahren Kameraden, einen Leidens- und Freudengefährten, nämlich einen echten Freund zu erwarten? Ich wollte halb angezogen hinuntereilen, dann aber besann ich mich, ich kleidete mich sorgfältig an, nachdem ich mich gewaschen und rasiert hatte, und die zwei jungen Klosterdamen mußten etwas warten. Endlich kam ich hinunter. Meine Schwester war nicht unter ihnen. Es waren zwei derbe, aber sehr schüchterne Töchter des Landes, die mir den Gottesgruß: »Gelobt sei Jesus Christus!« zuriefen und mir, in feines Papier eingewickelt, eine kleine Lebzehr auf die Reise aus der Klosterküche brachten. Es war Anninkas Liebesgabe. Aber von Anninka keine Silbe? Ich wollte mich schon zum Abschied entschließen, als das eine holde Kind mir tief errötend sagte, meine Schwester bitte mich, ihr jetzt mehr zu schreiben. Ich versprach es und ging mit dem Abschiedsgruß: »In Ewigkeit Amen« zwar nicht übergücklich, aber auch nicht unzufrieden in meinen Gasthof, um alles zur Abreise vorzubereiten.

So kehrte ich Anfang September nach Wien zurück. Von Karla war nichts gekommen. Wir hatten ja verabredet, wir wollten einander nicht mehr schreiben, und sie hatte sich als der starke geschlossene Charakter, der sie war (oder der sie sein wollte und mußte), an die Vereinbarung gehalten. Warum sollte ich nicht das gleiche tun? Wir hatten, als einen Ausweg für unsere bedrängten Herzen im Fall wahrer Not und unerträglicher Sehnsuchtsqualen, ausgemacht, daß wir bei besonderen Gelegenheiten, entscheidenden Ereignissen, Krankheiten usw., einander dennoch Nachricht geben wollten. Aber ich konnte mich ringsum umsehen, soviel ich wollte, nichts Neues und Unerwartetes hatte sich inzwischen begeben. Ich war gesund, arbeitete, ich studierte und füllte mein ohnehin schon übervolles Gehirn mit einer neuen ungeheuren Menge von Erkenntnissen an, die nicht von mir stammten, und überfütterte mich mit einem Wissen, das in mich einfloß ohne Mühe, aber auch ohne Freude. Ich gestehe es offen, von den Geheimnissen, die mich als Kind gelockt hatten, – keine Spur. Unlösbare Fragen, Türen, hinter denen nichts ist, das sind ja nicht Geheimnisse, die ein Kind und einen Mann locken: vor der Leere graut es jedem, jung und alt. Auch an dem zweiten großen Kinderwunsch, geliebt zu werden, wurde ich allmählich irre. Ich fragte mich mit dem Recht des klaren simplen Menschenverstandes, ob ich nicht auch hier an eine Tür poche und rüttle, hinter der nichts sei. Ich wußte, daß es in der Welt, ja auch schon in dem prangenden, lebensfreudigen Wien, Tausende und Abertausende von Frauen oder Mädchen gäbe, die für einen jungen, gesunden, starken und ungebrochenen Mann mindestens ebenso begehrenswert waren als Karla. Karla stand also zwischen mir und meinem Glück, da sie mich abhielt, als vermögender, unabhängiger, von überflüssigen Skrupeln freier Mensch das zu besitzen, das so viele meiner Altersgenossen mühelos erreichen konnten. Ich hungerte nach dem, dessen sie bereits langsam überdrüssig wurden. Und weiter verfolgte mein Kopf die logische Jagdspur: Es gab zahlreiche Gebiete des Lebens, die nichts zu tun hatten mit Frauen, weder mit den Erfahrenen, Schönen, noch mit

den Unberührten, den Blüten. Karla stand also auch zwischen mir und meiner eigentlichen Tätigkeit, meinem Beruf, meiner Zukunft und ließ mich meine beste Kraft an ein ewig fliehendes, aber kärgliches, niederes Wild verschwenden, das diese Mühe niemals lohnte. Aber, leider, es war nur der Verstand und sonst nichts, das mir diese gutgemeinten aber vorläufig unausführbaren Ratschläge gab, und ich tat, was ich bis jetzt getan hatte, ich wartete auf Karla und gab, hier wenigstens, auf die Dauer keinem Zweifel Raum, vielleicht weil ich froh war, wenigstens von einem Gegenstand meiner Seele zu wissen, dessen Besitz mich sicher machte. Aber mein Vater? A. v. W.? Sie waren mir unerreichbar, ich hatte mich damit abgefunden und wollte es nicht anders. Gut.

Nur eins: Bis jetzt hatte ich die Einsamkeit nicht bloß stets gut ertragen, sondern auch der Gesellschaft eines Karl oder Wharf vorgezogen. Die Einsamkeit war das Klima, in dem ich am besten gediehen war. Nun aber suchte ich, um mich in meiner qualvollen Sehnsucht und immer stärker saugenden Begierde etwas zu zerstreuen, den mit so großer Mühe und so wenig Dank geretteten Karl auf, der mich mit offenen Armen empfing. Er war der Tierarzneikunde längst wieder müde geworden. Ich konnte den Grund nicht erfahren. Manchmal schien es mir, sein in Wahrheit viel zu wehleidiges Gemüt hielt ihn ab, die Leiden der stummen tierischen Kreatur mit der nötigen Ruhe und Objektivität zu studieren. Er trug sich jetzt mit anderen, noch absurderen Lebensplänen. Er wollte, (vielleicht von Wharfs schwarzgelbem Patriotismus, Kaisertreue und Österreicherliebe angesteckt) in unser altes k. u. k. Heer eintreten, als einfacher Soldat, sich in der Formation der ›Doppelreihe, marsch!‹ aufgeben und in einer Infanteriekompagnie untertauchen wie ein Tropfen im Weltmeer. Ich riet ihm nicht ab, nicht zu. Ich glaubte, die amtliche Kommission, welche die körperliche Eignung der Militärpflichtigen festzustellen hat, würde einen solchen Rekruten, bei dem alles Kopf und nichts Exerzierknochen war, abweisen. Aber ich täuschte mich. Man fand ihn durchaus geeignet. Aber die Zeit der letzten

sogenannten Herbst-Einrückung war leider in diesem Jahr schon vorbei. Inzwischen arbeitete Karl, der zu mir in mein Hotel in der Stadt übersiedelte, mit dem eifrigen Reporter und Photographen Wharf um die Wette. Wir hatten drei Zimmer unter dem Dach, eines neben dem anderen. Ich hielt mich in meinem fast nur an den Sonntagen auf. Mich quälte oft ein grausames Spiel, das ich mit mir selber spielte: in welchem meiner Zimmer sollte ich Karla empfangen, wenn sie wiederkam? Mir gefiel keines von beiden Quartieren. Aber kam sie denn zurück? Unnütze qualvolle Fragen, da ja das bloße Grübeln und Fragen nie eine zurückhaltende Geliebte heranlockt. Trotzdem wollte ich so lange wie möglich das Äußerste versuchen, das hier eben im Nichtstun bestand. Mein Vater hatte dies wohl nie begriffen.

Karl zeigte manchmal Spuren eines bösen Gewissens. Aber ich habe ihn nie durchschaut. Wharf ließ durchblicken, der Absturz Karls auf dem Dachsteingletscher sei eine Art Selbstmordversuch gewesen, den er, der niemals schwindelfrei gewesen war, eben »späßeshalber« mit uns beiden, Wharf und mir, unternommen habe, um auch hierbei Gesellschaft zu haben, – und Gesellschaft war ihm immer etwas Großes gewesen, – er hatte mich bei sich immer festgehalten, er hatte die Einsamkeit immer gefürchtet und hatte doch nicht wirklich lieben können. Ich sage offen, ich konnte Wharf nicht recht glauben und Karls böses Gewissen machte mir keine reine Freude. Ich sah in Karl einen für das Leben, die Liebe, den Sport und die Wissenschaft gleicherweise unfähigen Jungen, der in der Jugend irgend eine Wunde erhalten haben mußte, die nicht heilen wollte. Zugleich aber fürchtete ich, ein Karl sei mir näher verwandt, als ich es für schön hielt, und deshalb zog ich mich nach einiger Zeit wieder etwas zurück, freilich so allmählich, daß er nicht merken konnte, weshalb es geschah.

24.

Ich hätte nicht gewußt, was ich Anninka noch hätte schreiben sollen. Ich wollte aber ihre Bitte nicht unerfüllt lassen. Ich wollte alles Menschenmögliche getan haben, – (alles bisherige

war offenbar doch noch zu schwach gewesen!), um sie wieder in den Kreis der Familie zurückzuführen, und vielleicht, das sagte ich mir ohne Selbstbetrug, vielleicht tust du damit sogar ein gutes Werk an ihr. Zu dieser Zeit erhielt ich von meiner Mutter mein Geburtstagsgeschenk, wohl gemeint, wenn auch etwas verspätet. Sie hatte sich und meinen Bruder photographieren lassen. Sollte es eine ironische Antwort auf die Photographie sein, die mich auf dem Felsenband beim Simonygletscher in allen möglichen Posen im Kampf mit dem Bergtod zeigte? Ich glaube nicht. Denn in den letzten Jahren hatte meine Mutter ihre ironische Haltung (oder das, was ich früher dafür gehalten hatte), fast gänzlich fallen lassen. Sie hatte sich auf dem Bild mit einem folgsamen Photographenlächeln hingesezt, das den Verfall ihrer noch vor einem Jahr so festen und geschlossenen Zügen mitleidslos enthüllte, um so mehr, als alles auf schön zurechtretuschiert war.

Kinder sind immer schwer zu photographieren, heißt es, hier war es dem Stümper von Vorstadtphotographen herrlich gelungen, es war ein bezauberndes Kind, das meine Mutter auf den mageren, bis auf eine Armbanduhr schmucklosen, bloßen Armen trug. Nur hätte man gemeint, es wäre die Großmutter. Im Hintergrunde die gemalte Kulisse, eine Mühle im Weidengebüsch und ein weißlicher, sich wellenförmig durchs bebuschte Gelände schlängelnder Bach. Da man aber vergessen hatte, eine Plüschportiere fortzunehmen, und keine andere Sitzgelegenheit da war für Mutter und Kind als ein samtgepolsterter Armsessel im Rokokostil, so war das ganze eher lächerlich als ergreifend. Ich legte es schnell beiseite, ich wollte mir die Erinnerung an die herbe Schönheit meiner Mutter nicht zerstören lassen. Ich hätte es, aufrichtig gesagt, richtiger gefunden, wenn meine Mutter das Kind in ihren Armen angeblickt hätte, statt den Blick kühl auf den Beschauer zu richten. Das Bild gab Marthy nicht ganz unrecht.

Kurz vor dem Einschlafen kam mir aber ein guter Gedanke. War dieses Bild nicht besser als alle Bruderherzbriefe, die ich dem Schwesterlein senden konnte? Es sprach. Wenn man nur Ohren

hatte zu hören. Eine Anninka hatte sie. Ich packte also das ziemlich große Bild säuberlich zwischen zwei Pappdeckelscheiben und legte einen kurzen Brief bei, das Bild nicht weiter erwähnend.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Meine Schwester dankte nicht, weder für den Besuch, den ich ihr gemacht, noch für das Geschenk, das ich ihr gesandt hatte. Sie schrieb kurz, geschlossen, sachlich, was vonnöten war, mit einer ungezwungenen, viel eher männlichen als weiblichen Handschrift, die weder der meinen, noch der meines armen Vaters oder der meiner Mutter ähnelte. Die Hauptsache war nicht *wie*, sondern *was* sie schrieb. Ihr Brief übertraf alle meine Hoffnungen, ich konnte beruhigt aufatmen.

Sie kehrte zurück. Unter drei Bedingungen: Die erste war, daß niemand, weder ich noch die Mutter jemals eine Anspielung auf den Lebensplan machen dürften, den sie jetzt gründlich änderte. Zweitens müsse sie daheim alle Freiheit haben, sowohl ihre geistlichen Pflichten zu erfüllen als auch sich im übrigen ihr Leben, ihren Verkehr, ihre Tageseinteilung nach ihrem Willen einzurichten. Die dritte Bedingung war am leichtesten zu erfüllen, und sie war die einzige, bei der etwas wie menschliches Fühlen, wie verhüllte Zärtlichkeit oder eine Art herber Weiblichkeit durchschimmerte. Sie verlangte, meine Mutter müsse sie in eigener Person aus dem Kloster abholen, und sie solle ihr bei dieser Gelegenheit alles, was ein junges Mädchen an Kleidern, Wäsche usw. brauche, mitbringen, bis zu Schuhen und Strümpfen, Seife, Kamm und Haarbürste. Sie sehnte sich also doch im Herzensgrunde nach der Familie, und sie wollte so von Grund aus mit dem Klosterleben brechen, daß sie auch nicht einen Faden am Leibe von dort in unser Haus zurückbringen wollte.

Voll Freude teilte ich dies alles meiner Mutter und Marthy mit. Sie schienen aber bei weitem nicht eben so entzückt von dieser Wendung der Dinge wie ich. Schade, daß man Postillion noch nicht fragen konnte. Als meine Mutter, zum erstenmal, seit ich mich entsinnen kann, der Geldfrage in diesem Zusammenhang

Erwähnung tat, als wäre sie eine große, ja unüberwindliche Schwierigkeit, sandte ich einiges Geld. Ich schrieb, ich hätte mich von ein paar Andenken getrennt, ich hoffe, daß mich meine Mutter und Schwester in Wien bei der Heimreise aufsuchen würden. Zu spät bereute ich diese Aufforderung. Was dann, wenn dieser Familienbesuch mit der Wiederkehr meiner, diesmal auf immer und ewig *meiner* Karla zusammentraf? Unnütze Angst. Weder meine Familie besuchte mich noch Karla. Aber ich wartete. Das Gelingen meines Anninka-Planes gab mir neue Hoffnung bei Karla immer dann, wenn ich verzagen wollte. Ich blieb mir treu.

Hätte ich nur in meiner Arbeit mehr Befriedigung gefunden! War ich auf falschem Wege? Einerlei, niemand außer mir konnte mir raten und helfen. Ich fiel mir nicht in den Rücken, ich pflügte mein Feld mit Geduld und Bescheidenheit in die Breite, wenn auch leider nicht in die Tiefe. Ansätze waren genug da, aber viele tausend Grashalme geben immer noch nicht das kleinste Bäumchen; sie welken im Tage.

Kurz darauf erhielt ich die Nachricht von Marthy, Anninka sei eben daheim eingetroffen und zwar in einem abgeschabten, viel zu weiten Klostergewande, sehr zum Erstaunen des ganzen Hauses, von den Portiersleuten angefangen. Die Portiersleute hätten ihr sogar, (aber wie sie, Marthy, mir im Vertrauen unter uns, mitteilte, nur zum Spott und Hohn) die Hand geküßt und hätten auch den Saum ihres häßlichen, schleppenden, zerdrückten, groben Rockes an die Lippen führen wollen, wie man es auf dem Dorf mit den alten ehrwürdigen Äbtissinnen macht, wenn diese eine kleine Gemeinde, etwa ihren Geburtsort, vor ihrem Tode mit einem letzten Besuche beehren. Ich kränkte mich über diese Demütigung, ich trug Anninka, die vielleicht Blut von meinem Blute war, nicht den unweiblich harten Blick nach, mit dem sie mich damals, aufrecht stehend, die Hände in den Ärmeln der häßlichen Klostertracht verborgen, im Sprechzimmer empfangen hatte. Ich sandte Marthy Geld. Ich sandte ihr heimlich zum letztenmale Geld, viel Geld. Ich schrieb ihr, für diesen Betrag solle Anninka von Kopf

bis zu Fuß eingekleidet werden, ganz so, wie sie es wünsche und wie es zu ihr passe. Sie solle alles haben, was man für Geld erhalten konnte. Ich würde bald heimkommen, mich von allem überzeugen. Inzwischen sei es unnötig, daß mir Marthy heimlich schriebe, und auch ich würde an sie keine postlagernden Briefe mehr richten, und nichts mehr heimlicherweise an sie schicken.

Ich konnte jetzt hoffen, daß in unserem Haus Friede und Ordnung einzogen.

25.

Um diese Zeit erhielt ich endlich die erwartete Nachricht von Karla. Sie bat um Entschuldigung, wenn sie mich störe, sie wollte nur fünf Minuten für eine Unterredung, da wichtige Ereignisse eingetreten seien. Ich gab ihr einen Treffpunkt an.

Ich bin nicht ganz pünktlich gekommen, – (ich weiß nicht warum, vielleicht um das Warten, nein, das Erwartetwerden endlich besser auszukosten) und war sehr betroffen, als sie nicht da war. War sie zur rechten Zeit gekommen und hatte das Lokal wieder verlassen, da sie tatsächlich nicht mehr als die lumpigen fünf Minuten für mich übrig hatte? Als sie aber, abgehetzt elend, fahl aussehend erschien, eine Dreiviertelstunde zu spät, machte ich ihr keinen Vorwurf.

Ich fragte mich, liebst du sie noch? Ich konnte mir keine klare Antwort darauf geben. Aber ich begehrte sie mehr denn je gerade jetzt.

Liebte sie mich? Wie gerne hätte ich sie gefragt, aber ich hatte mir vorgenommen, abzuwarten und keinen Schritt zuerst zu tun. So saß ich neben ihr, und als sie, aus unbekanntem Grunde, etwas abrückte, setzte ich mich noch weiter entfernt, nämlich ihr gegenüber, so daß der Marmortisch des Cafés zwischen uns war. Endlich begann sie zu sprechen. Von dem entscheidenden Ereignis? Nein. Und doch hatten wir uns das Wort darauf gegeben, nur dann wieder in Verbindung zu treten, wenn etwas Besonderes vorfiel. Sie schien meine Gedanken erraten zu haben und sagte, die Augen

senkend und den Tisch mit ihrer kleinen aber starken Hand etwas emporhebend: »Laß mich, ich konnte noch nicht anders, ich muß!« Sollte ich jetzt fragen, wobei ich sie lassen sollte und was sie zu diesem letzten Wiedersehen bewogen habe? Wozu? Sie saugte sich mit ihren düsteren Augen an meinem Munde fest. Möglicherweise erwartete sie meine Entscheidung, sie hoffte auf eine Erklärung, wo doch sie mir eine solche schuldig war. Plötzlich ließ sie den Tisch wieder fallen, er krachte nieder, was im Lokal etwas Aufsehen hervorrief. Der Kellner kam und reinigte die Marmorplatte, denn die unberührten vollen Kaffeetassen waren übergequollen.

Es waren wirklich erst fünf Minuten verflossen, als sie sich erhob und mir die Hand reichte. »Ich weiß halt nicht, was mit mir ist«, sagte sie, ohne mich anzusehen, »ich dachte natürlich, bei dir würde ich ruhiger werden, aber...« Sie beendete den Satz nicht, setzte sich aber noch einmal hin, mit ihren Händen im Schoß grabend, wo ihr altes weißes Leinwandtäschchen lag, in welchem sie ihre Geldbörse hatte. Aber sie war nicht imstande, das Geld herauszuzählen, oder sie hatte kein Kleingeld bei sich und so ließ sie mich, errötend und erblassend ohne Ursache, für sie zahlen. Ich begleitete sie zu der Station der Straßenbahn.

Endlich, als der Wagen schon in Sichtweite war, faßte ich ihre Hand, die sie mir entriß, und fragte: »Was ist denn eingetreten, um welche Entscheidung handelt es sich?« »Nichts, noch gar nichts, nichts«, wiederholte sie und schüttelte den Kopf. Inzwischen war der Wagen gekommen, hatte geklingelt und war wieder abgefahren. »Wir gehen ein Stücklerl zu Fuß, willst du?« sagte sie, hängte sich in meinen Arm, und wir gingen ohne ein einziges Wort durch die innere Stadt hinauf, bis in eine Gegend, die von meiner Wohnung nicht weit entfernt war. »Wo hast du denn jetzt zu tun«, fragte ich, »wo wohnt dein Patient?« »Ja, du hast recht, wo sind wir eigentlich«, fragte sie zurück, sie war erblaßt. »Wohin hast du mich gebracht? Ich muß doch nach der ›Landstraße!« (Das war ein Viertel, das mindestens eine Stunde zu Fuß entfernt war von

Ottakring.) »Jetzt ist es zu spät. Was tue ich nur? Ich muß einen Wagen nehmen, habe aber nicht genug Geld bei mir.« Nun hatte ich aber mit meinen manchmal nur zu scharfen Augen gesehen, daß sie einen Hundertkronenschein bei sich gehabt hatte und zwar lose, so wie sie immer (gegen meinen Rat) ihr Geld bei sich zu tragen pflegte.

Ich ließ sie aber bei der Lüge, denn ich ahnte, wo sie hinauswollte. Ich gab ihr den für einen Wagen notwendigen Betrag, und sie sagte beim Besteigen des Wagens, dem Kutscher eine Adresse in einer vornehmen Straße zurufend: »Ich bitte dich nur um eins, komme morgen wieder dorthin, wo du heute warst, ich bringe dir das Geld zurück, aber bitte, laß mich nicht wieder warten! Kannst du denn nicht jetzt noch mitkommen? Ich darf ja nicht bei dir bleiben. Wir fahren an der Votivkirche vorbei, dort kannst du aussteigen und in die Universitätsbibliothek.«

Ich tat ihr den Willen. Sie tat mir aber nicht mehr leid, wie am Anfang, ich wußte, daß ich mit Mitleid, Tränen und Gefühl uns beide nur noch unglücklicher machen würde. Auch sie selbst war stets gegen übertriebenes Mitleid gewesen.

Auf dem Wege schwieg sie meist. Ich immer. Als wir bereits den pfauenblau schimmernden Turm der schönen Kirche vor uns hatten, sagte sie: »Ich habe jetzt einen hochadeligen bildschönen Dragonerrittmeister in Pflege. Er hat eine gewisse Krankheit, es ist zum Schauern. Sein Gaumen ist wie ein Sieb, wir füttern ihn durch die Nase, er atmet durch eine Kanüle, und er riecht wie der arme Lazarus, drei Tage nachher. Deshalb bin ich vorhin in dem Tschocherl weggerückt von dir, ich dachte, es ist etwas von der Pestilenz an meinem Haar oder an meinem weißen Kostüm mitgekommen.« Als ich schwieg und nur ihre Hand im Handschuh keusch streichelte, sagte sie mit heiserer Stimme: »Was ist nur aus mir geworden? Ich weine. Er tut mir leid, und ich pflege schlecht. Er hängt sich an mich, aber der Hofrat gibt mir ›Ausputzer‹. (Damit meinte sie leichten Tadel.) Wir sollten uns niemals wiedersehen, du und ich. Versprichst du es mir? Wie glücklich war ich, als du heute

nicht da warst im Tschoch. Endlich, dachte ich, Gott sei Dank, was soll denn sonst aus uns werden, heiraten können wir halt nicht, hingeben kann ich mich dir nicht, denn ich könnte die Schande nicht überleben. Er liebt dich gar nicht, hab ich mir gesagt, aber in diesem Augenblick, Jesus, Maria und Josef bist du gekommen. Komme morgen zum letztenmal, ich will versuchen, etwas länger Urlaub zu bekommen, denn es ist das letztmal in unserem Leben.«

26.

Ich verlebte eine Nacht, von der ich nicht weiß, soll ich sie herrlich oder fürchterlich nennen. Nicht allein die brennende Begierde nach Karla hielt mich auf die Dauer der ganzen Nacht wach. Es waren auch Geheimnisse, dunkle, bange, die mir ihre Hingabe entschleiern sollte. Als der Morgen herankam, überfiel mich noch eine andere Unruhe, es war als künde sich mir endlich ein *lapidarer* Gedanke im Gebiet der Philosophie an. Wenn ich beides erreichte, konnte ich mich dann wirklich nicht glücklich und überglücklich nennen? Und Karla auf immer (oder auf sehr lange) dankbar sein? Ich mußte mich zwingen, den Vormittag in der gewohnten Weise mit Arbeit auszufüllen. Ich hatte vor, nicht mehr nach Hause zu gehen und von der Universität mich direkt zu dem Treffpunkt zu begeben.

Nachmittags aber erwachten leise, aber zähe, nagende Zweifel. Aus dem lapidaren Gedanken war nichts geworden, vielleicht sollte auch aus der seit ein und einem halben Jahr erwarteten Hochzeit ohne Ehe mit Karla nichts werden. Ich eilte heim. Nichts war gekommen, zum Glück! Also keine Absage. Aber als ich das Haus verließ, sah ich einen Postboten von seinem Rade steigen. Er trat in unser Haustor. Ich ihm nach, immer noch in der Hoffnung, die Briefschaft sei nicht für mich, es sei eine Nachricht (vielleicht ein Todesfall) bestimmt für einen der vielen Mieter des Hauses. Leider nein. Es war der Absagebrief Karlas. Sie schrieb in diesem zusammengeknüllten blaugrauen Rohrpostbrief, ihr Patient hätte heute in das Militärspital in der Währingerstraße

geschafft werden sollen. Dort könne man ihn besser pflegen als sie es je vermöchte. Aber im letzten Augenblick habe er sich, schon auf der Bahre zum Transport, geweigert. Er wollte lieber ›elendiglich‹ sterben, als seine Wohnung (und Karla) verlassen. Karla sagte nicht, ob und wann sie später kommen könne. Das war alles.

Die Leiden des Zweifels und des ungesättigten Begehrens wurden immer qualvoller, je mehr ich sie durch Vernunftgründe bekämpfen wollte.

Dieses Zweifeln hat mich immer besonders dann überfallen, wenn ich allein war. Wenn ich mit anderen Menschen, Karla zum Beispiel, zusammen war, handelte ich ohne langes Besinnen, ich zweifelte dann nicht. Ja, ich war meiner Sache zumeist so sicher, daß ich nicht einmal viel fragte.

So war mir aus den oft widersprechenden Äußerungen Karlas etwas sehr Natürliches bekannt geworden, nämlich daß sie einen oder einige ernste Bewerber hatte, auch jüngere, meist aber ältere Menschen, die ihr etwas zu bieten hatten: Ehering, Sicherheit, Luxus. Bei einem so braven herrlichen Geschöpf war es nur selbstverständlich. Ich wußte nun nicht, war einer dieser Bewerber in der letzten Zeit vielleicht wieder aufgetaucht? War dies das ›Entscheidende‹, wovon Karla gestern Andeutungen gemacht hatte? Ich sagte mir, einerlei ob es dieser unbekannte Mann in Rang und Würden ist, der Karla heiraten will, oder der mir ebenso unbekannte Offizier, der es romantischerweise vorzieht zu sterben, als sich von seiner liebreizenden und aufopfernden Krankenpflegerin zu trennen, – auf jeden Fall sind für Karla in dieser Minute andere Menschen wichtiger als du.

Was aber soll ich tun? In sie dringen? Ihr in rosigen Farben vormalen, was sie in meinen Armen erwarten wird? Wahrscheinlich kannte sie die Geheimnisse des männlichen und weiblichen Körpers tausendmal besser als ich, trotz aller Unberührtheit, denn sah sie nicht dauernd menschliche Körper ohne Hülle und mußte

sich mit ihren keuschen Händen dort zu schaffen machen, wohin nicht einmal der Blick der meisten Menschen jemals dringt? Ich konnte ihr also keine Rätsel aufgeben, viel eher sie mir.

Konnte ich ihr trauen? Eine Stimme in mir sagte mir: Gewiß! Traue ihr, so wie sie dir trauen darf. Nicht mehr, nicht minder!

Es trieb mich ungeheure Lust, ihr zu schreiben, einen feuerspeienden Brief voller Vorwürfe und vulkanischer Leidenschaft, aus dem sie meine Liebe, meine Sehnsucht erkennen müsse. Weshalb hätte ich ihn nicht schreiben können? Ich konnte es sicherlich. Aber die Vernunft widersprach. Wenn ich sie durch meine Gegenwart gestern nicht hatte umstimmen und wenn ich sie in dieser langen Zeit seit Beginn noch nicht *auf immer* in meine Gewalt hatte bringen können, welches Wunder an Hingabe der Seele und des Leibes konnten da vier oder fünf Seiten Papier verrichten, und wenn auch sie mit lodernden Feuerworten aus der Tiefe meiner Leidenschaft (ich sage nicht Liebe) beschrieben waren? Nein! Oh nein. Ich mußte mich beherrschen. Ich mußte ›halt‹ warten. Konnte ich es? War ich so glücklich, trotz allem warten zu können? Nur dadurch, daß ich da blieb, erreichbar, aber daß ich gar nichts tat, nichts Gutes, nichts Böses, konnte ich sie noch ein ganz klein wenig näher an mich ziehen und hier halten. Daran war nicht zu zweifeln. Ich war wohl gestern immer noch zu leidenschaftlich gewesen. Jetzt kam die Buße. Nach der Buße aber die Belohnung, der Besitz, ihr Genuß, vielleicht das Glück, und sogar der Friede! Ich durfte ihr weder ein Geschenk machen noch meine Liebe ›erklären‹, ihr nicht drohen, (Abschied für immer und ewig), ich durfte ihr nichts versprechen. Ich wollte sie nicht betrügen, ihr Hoffnungen auf ewige Treue, ewige Gemeinschaft, auf Ehe machen und sie verraten, *bevor* ich sie besessen hatte. Wie immer, wenn ich allein war, wurde ich allmählich bescheiden. *Mir selbst zuliebe* hatte ich alle Bitterkeit zu unterdrücken und mußte versuchen, ihr auch weiterhin zu glauben, ihr mit Vorbehalten zu trauen und mich mit Zurückhaltung zu freuen auf sie und an ihr.

Diese Vorsätze befolgte ich denn in den nächsten Tagen so gut ich konnte. Leider war dies bei Tag leichter als bei Nacht. Von diesen erbärmlichen Nächten kann ich ohne lange Überlegung sagen, sie waren fürchterlich. Mir dabei vorzustellen, daß sie sich mit einem wohlhabenden Mann verlobt habe und sich meiner nur als eines ›sitzengebliebenen‹ keuschen Jugendfreundes erinnere, welche Pein! Oder sie vor mir zu sehen, wie sie aus christlicher Liebe und für etwas Weniges an Geld ihre Zeit und ihre Kraft bei Tag und Nacht ohne eine einzige freie Minute für mich an einen wildfremden Menschen verschwendete, der sich seine Krankheit (durch die Berührung mit einer Negerin) nach einem prachtvoll wüsten Leben zugezogen hatte, welcher Pfahl im Fleische! Alles waren die anderen und ich nichts.

Und kein Wort von ihr! Und niemanden, dem ich klagen konnte! Zwar wich mir gerade jetzt Wharf in seiner Neugierde nicht von den Fersen. Was aber hätte ich von ihm, was er von mir erfahren können? Hatte die Welt solch törichtes Abenteuer nie gesehen? Ich war klar genug, um zu begreifen, daß dies alles für den Europäer Wharf eine so triviale blöde Sache war, daß sie ihm nicht einmal eine kleine Druckzeile wert war. Nur daß ich selbst im Mittelpunkt dieser Einzeilengeschichte stand und daß es sogar der Mittelpunkt meines Wesens war, der hier in qualvollem schwarzen Feuer brannte, das machte diese Nächte so fürchterlich, und, ich sage es offen, so lächerlich zugleich.

27.

Natürlich trieb mich alles zum Handeln. Der Zufall brachte es mit sich, daß Wharf einen komischen Plan im Auge hatte, der etwas Bewegung in mein Leben brachte. Er hatte ein Interview mit einem bedeutenden, aber stark angefeindeten, in seiner politischen Haltung nicht ganz durchsichtigen, aber eben deshalb zukunftsreichen österreichischen Politiker in einer amerikanischen Zeitung veröffentlicht, das bald durch alle europäischen Blätter ging und so viel Lärm machte, daß der Minister a. D. alles widerrief. Er ließ aber Wharf heimlich kommen, erklärte ihm, was der findige

Journalist längst wußte und bot ihm brav ein ›kleines Pflaster‹ an. Wharf in seinem unzerstörbaren Optimismus und seiner lebensfrischen Einfalt hatte keineswegs damit gerechnet, er hatte genügend Aufsehen erregt, und sein Name war noch mehr bekannt geworden. Er brauchte das Pflaster also nicht und bot es mir an, ohne zu wissen, daß ich eine Wunde hatte.

Der Minister glaubte, es könne nicht schaden, wenn er sich auf eine Zeit aus der Öffentlichkeit zurückziehe; und eine kleine Weltreise zu unternehmen, habe ihn stets gelockt. Er schlug Wharf vor, er solle als sein Privatsekretär die Reise mitmachen, die mindestens ein halbes Jahr dauern sollte. Aber auch aus diesem Gespräch machte Wharf zum Erstaunen und Entzücken des Ministers einen prachtvollen Artikel; sich aber aus Europa fortzurühren, daran dachte er nicht. Denn er phantasierte von großen und düsteren Ereignissen, die kommen konnten und mußten, seitdem sich das bis jetzt stets so friedensliebende Habsburgerreich auf seine alten Tage zu einer forschen Expansionspolitik im Balkan entschlossen hatte. Wharf wollte dem Minister nicht nein sagen, oder doch nur ein gemäßigtes Nein und kam zu mir, um *mir* diese Stelle anzubieten. Mein erster Willensimpuls aber war natürlich ebenfalls nein. Mich reizten damals große Reisen (Amerika, China oder Indien) nur mäßig. Aber ich wollte mich nicht heute entscheiden. Entscheiden? War eine solche Reise nicht eine der von uns beiden, Karla und mir, für den Notfall vorgesehenen ›Entscheidungen‹, und *mußte* ich ihr dies nicht mitteilen, schon aus ›herzlicher Freundschaft? Ich setzte mich hin und schrieb.

Plötzlich war ich guten Mutes. Eine Tat erlöst immer, selbst eine dumme. Denn durch ein sonderbares Zusammentreffen kreuzte sich dieser unnütze Brief mit einer Nachricht von Karla. So trafen wir uns endlich. Karla war noch mehr erregt als ich. Sie sah nicht mehr so elend aus wie bei unserem letzten Zusammensein, aber sie hatte einen Zug um den Mund, den ich zum erstenmal an ihr sah.

Es war ein schöner, noch warmer Tag im Oktober. Wir fuhren ins Freie, zu jenem Hügel im hohen Buchenwalde, wo wir auf der Lichtung vor einem Jahr gesessen und die Rehe in der Abenddämmerung äsen gesehen hatten. Wir waren einig, wir waren friedlich, wir waren jung und froh!

Ich fragte nicht, warum Karla mich so lange auf ihren Brief hatte warten lassen, sie fragte nicht, wann ich die Reise antreten wollte. Im Walde schmiegte sich Karla mit ihrer weichen Schulter etwas an mich. Ich zog mich unmerklich zurück. Aber statt daß sie meine Kälte beleidigt hätte, machte sie meine Selbstbeherrschung glücklich. Sie wurde noch ›herzlicher‹, inniger, sie legte ihren Arm fest um meinen Hals. Mit dem anderen Arm raffte sie ihren grauen Rock, wobei ein dunkelblauer seidener Unterrock mit Volants am Rande zum Vorschein kam. Sie fragte mich, uneingedenk all dessen, was wir uns doch schon oft gesagt hatten, ob es nicht immer so bleiben könne?!

Sie gestand, im Anfang habe sie (etwas in ihr!) sich vor mir gefürchtet, sie habe in mir eine Art bösen Geist gesehen, und doch sei ich ja nichts als Güte, Selbstbeherrschung, Klugheit und Ritterlichkeit. Sie vertraue mir jetzt voll und ganz, weil sie wisse, daß ich aus reiner Liebe für sie auf alles verzichte... Ihr Gesicht näherte sich dem meinen, ich sah ihren dunkelroten halbgeöffneten Mund aus so großer Nähe, daß das Himbeerrot der Lippen mit dem Milchweiß der Zähne verschmolz. Ich hätte sie nicht an mich zu ziehen brauchen. Ich hätte bloß meinen Kopf zu ihr senken müssen, um endlich ihren Mund zu berühren. Ich tat aber, als stolpere ich über einen Stein des schlecht gepflegten Weges, es ging aufwärts, mein Arm löste sich von selbst aus dem ihren, die Gefahr war vorüber. Ich zwang mich zu einem wohlwollenden herzlichen Lächeln, und sie tat desgleichen. Es wurde dämmerig, und kupferrot stieg der Mond hinter den bereits etwas entlaubten Buchen langsam empor. Wir waren wieder auf die Landstraße hinabgekommen. Sie zog sich breit und ziemlich hell zwischen Wäldern und weiten Wiesen entlang. Die kleinen,

nach dem Berg hin aufsteigenden Fußpfade, die von der Landstraße auf beiden Seiten abzweigten, waren dunkel, hohe Schichten abgefallenen Laubes lagen fußhoch auf der würzig duftenden Erde, und wenn sich der Schritt abseits des Weges verirrte, trat er in tiefes, leise knisterndes Moos. Ich führte Karla, die mir so gut wie willenlos folgte, immer wieder in die Mitte der Landstraße, die im Lichte des allmählich in seiner Fülle sichtbaren Mondes, vom Nachttau benetzt, bis in die Radspuren in der Mitte silbrig erglänzte. Sie war niemals ganz von Menschen und Pferdefuhrwerken verlassen. Karla preßte sich unmerklich an mich. »Warum sprichst du nicht? Bist du mir böse? Hörst, meinetwegen mußt du nicht von Wien fortgehen. Auch ich kann mich beherrschen«, sagte sie, die Stimme senkend und meinen Arm loslassend, wie um zu beweisen, wie gut sie sich beherrschen könne, »ich kann in der gleichen Stadt leben wie du und dich halt doch nicht sehen. Vielleicht gehen wir dann aneinander vorbei, und du erkennst mich nicht mehr wieder.«

»Es kann aber auch eine Zeit kommen«, sagte ich, so weich ich konnte, »wo du den Mann gefunden hast und ich die Frau, die wir heiraten können, und dann brauchen wir uns nicht mit Gewalt zu beherrschen, wir können gute Freunde sein, wie du es immer mit Recht gewollt hast.« »Recht? Recht? Was ist Recht?« fragte sie mit lauter, etwas ordinärer Stimme, »was beginne ich mit allem Recht, wenn ich jetzt auch dich meinem Herrn Vater, diesem Saufaus hingeben muß. Es ist ja alles nicht wahr, meine Mutter hat nur er auf dem Gewissen, er säuft nicht etwa alle Quartale im Jahr, sondern viermal jeden Tag, den der Herrgott gibt. Bin ich denn mein eigener Herr? Ich und die Familie? Nein, nein, Gott sei es geklagt. Was hilft es? Sieh mich an! Ich habe vier unmündige Geschwister, und die vier Anhängsel haben nichts als mich. Aber was ist mir das alles, dich muß ich erst recht aufgeben. Aber damit rechne nicht, daß du mich so bald als ausgefressene, dicke Ehegattin, als fesche Hausfrau eines anderen wieder siehst. Wenn ich das gewollt hätte, war es längst geschehen. Und alte Herren

wollen halt immer gern gepflegt sein. Aber da täuschens Ihna groß. Ich und du aber, mein Herz, weißt was? Nein? Wir heiraten nicht«, sagte sie, »ich heirat halt nicht. Und ich seh dich niemals wieder.« »Du hast recht«, sagte ich, das Wort ›recht‹ unabsichtlich wiederholend.

28.

Wir gingen noch auf der monderhellten Straße und warfen groteske Schatten. »Warum siehst du dich um«, fragte sie plötzlich nach einem langen Schweigen, »wir sind allein, es kommt uns schon keines nach.« Ich schwieg. Sie drängte mich etwas nach links, unter die Bäume. Ich folgte ihr, scheinbar ruhig. Aber auch im Schatten der Bäume versuchte ich keine Liebkosung. Auch sie beherrschte sich, und bei der nächsten Windung des Weges waren wir beide wieder in der hellen Mitte, dort, wo die Spuren der Räder waren. Um ihren Mund zuckte es, ich sah, sie mußte bald beginnen zu weinen. Tränen aber hätten mich vielleicht unsicher gemacht. Ich begann also, ihr gut zuzusprechen.

Oh, so gut! Sofort, als sie meine Stimme hörte, lächelte sie mich an. Sie ging unsicher, hastig und ungeschickt, das Gesicht und den Körper mir zugewendet, und stolperte mehr als einmal auf dem ebenen, nur leicht ansteigenden breiten Weg.

»Karla«, setzte ich fort, »du sagst, weißt, ich heirate nicht, und ich sehe dich niemals wieder. Das sind doch deine Worte, und du meinst es so?« Sie wollte mich unterbrechen und stehenbleiben, aber ich faßte ihren Arm mit ruhiger Stärke und führte sie allmählich weiter, und sie schwieg.

»Du mußt aber heiraten, es wäre schade um dich, tätest du es nicht. Keinen alten Knacker, der deine Herzensgüte mißbraucht, sondern einen jungen braven Menschen, der dich eben verdient und dem du endlich von ganzem Herzen gut sein kannst! Ich werde es dir nicht als was Schlechtes anrechnen, denn du liebst mich nicht und kannst mich deshalb gar nicht verraten! Widersprich mir nicht!« kam es sehr langsam, mit einer kleinen Pause zwischen

jedem Wort, aus meinem Munde, und der eisige Ton meiner Stimme überraschte selbst mich. Vielleicht erscholl er nur zwischen den beiden Wänden aus dichtem Baumbestande so klar und bestimmt. »Ich will dein Bestes, wie du mein Bestes willst. Ich achte dich! Du kannst mich nach deiner Hochzeit, oder wenn du lieber willst schon nach meiner Reise wiedersehen. Warum soll es nicht Freundschaft geben zwischen Mann und Weib? Sind wir zu schwach? Ich sage nicht, du bist ungut. Ich weiß, daß du heute nacht nicht aus unvernünftiger, dummer, unüberlegter Liebe handeln kannst wie ein Kind. Das solltest du nicht. Wer kann das denn? Du kannst es halt nicht, es ist dir nicht gegeben, nein! Niemand weiß besser als ich, wie schwer dein Beruf ist, ich habe nie einen Prachtmenschen gekannt wie dich, wie du dich aus Pflicht allen Menschen aufopferst, deinem Vater, dem Andenken deiner Mutter, deinen Geschwistern. Mir auch noch? Nein! Aber ich meine es im Ernst!« schloß ich. »Was?« »Ich achte dich meiner Mutter und meiner Schwester gleich!«

»Du sollst mich nicht achten«, schrie sie auf mit einer heiseren Stimme, wie ich sie nie aus ihrem Mund gehört hatte, »um dich habe ich es nicht verdient.«

»Nicht so laut!« sagte ich. »Ich habe niemals etwas von dir verlangt«, sagte ich.

»Ja, und habe ich dir jemals etwas gegeben? Will ich denn nicht? Glaubst du, es ist mir leicht gefallen, dich vor ein paar Wochen warten zu lassen und mein Wort zu brechen? Ich hatte dir versprochen...« »Alles gut. Das ist lange vorbei. Liebes! Gutes! Braves Weiber! Ach meine liebe schöne arme Karla! Mache dir keine Vorwürfe, Karla, du kannst nicht anders handeln, als du tust. Quäle dich nicht, denn damit quälst du auch mich. Alles ist gut, wie es ist. Wir sind eben arm und nein, es kann nicht sein!«

»Ja, ja und nochmals ja«, schrie sie noch lauter, so daß es widerhallte zwischen den Bäumen, »was weißt du denn, was hier

drinnen vorgeht in dem Kasterl bei einem Menschen mit Fleisch und Blut?»

»Es kann aber nicht sein und darf nun einmal nicht sein, um Himmels willen, hör zu«, sagte ich. »Du kannst dich nicht ohne Ehering hingeben, du mußt dir selbst treu bleiben und an deine Zukunft denken, an deinen Beruf und die vier Geschwister, an sonst nichts!«

»Bist du ein Teufel? Laß dich ansehen«, sagte sie immer noch laut, aber mit einer rührenden Stimme voll von warmer Zärtlichkeit oder von großer Angst, »oder bist du etwas, was man sonst nicht kennt in dieser niederträchtigen geilen Zeit?! Ich gehe neben dir, und du bist da, und ich begreife dich nicht. Zwei Jahre und nicht einmal ein Kuß? So häßlich bin ich? So alt?! Hast du großer kluger Philosoph denn keinen Tropfen lebendiges Blut in den Adern?« Ich schwieg. Lastwagen kamen vorbei, die Pferde dampften, es war kühl. Die mit Eisendraht vergitterten Wagenlampen warfen ein rußiges Licht auf uns zwei.

Ich schwieg. Sie packte mich an der Schulter und rüttelte an mir, als wolle sie mich zu einer Antwort zwingen. »Wozu sollen wir noch reden? Genug!« sagte ich, »mit solchen Dingen schachert man nicht, nicht Mann, nicht Weib, und alles im Kopfe zusammenzurechnen, für und wider, hat jetzt keinen Sinn mehr.«

»Nein, nein, nicht mehr, du hast wohl recht! Nein«, murmelte sie, den Kopf auf die Brust gesenkt. So hatte ich sie gesehen, vor Jahren auf dem Bahnhof als ich glaubte, wir würden uns trennen auf immer, ohne uns zu kennen. Kannte ich sie jetzt? Trennten wir uns jetzt?

Sie hatte den Arm aus meinem gelöst, rang die Hände, das weiße Leinwandtäschchen schaukelte auf ihrem Arm hell im Mondlicht. »Ich kann halt doch nicht«, sagte sie mehr für sich als zu mir, »und wenn es um die ewige Seligkeit ginge, ich kann doch nicht, ich habe es mir damals zugeschworen.«

»Zwinge dich nicht«, sagte ich, »zwinge dich nicht! Was wäre sonst alles wert! Du sollst nie etwas bereuen.«

»Aber wenn ich es vielleicht nicht bereue? Wenn alles ganz anders ist? Ich habe ja noch nie geliebt. Ich habe niemals einem Mann gehört. Aber«, rief sie laut und schlug die Hände gegeneinander, »ich werde auch niemals einem Mann so angehören. Versprichst du es mir?!«

Was sollte ich tun? War ich es, war sie es, die den Weg gewählt hatte, der ins Dunkel führte? Ich war es wohl, denn einer mußte führen; und sie konnte es nicht mehr.

Zwischen den Bäumen war es dunkel, nur ab und zu drang ein Strahl durch die Zweige, und ein müder, halbverwelkter Farn erschimmerte wie in Rauhreif. Rechts und links vom Wege war in hohen Schichten das abgefallene Laub aufgehäuft, das man hier vom Weg fortgeschaufelt hatte. Es hatte lange nicht geregnet, es war schönes, wolkenloses Wetter, nur Nebel, etwas Feuchtigkeit gab es, aber keine Wolken. Sie ging nicht im gleichen Takt, einmal war sie mir weit voraus, und ich sah, wie sie scheu nach rechts und links blickte, dann hielt sie zurück, und ich fürchtete sogar, sie würde völlig zurückbleiben, mich vorangehen lassen und sich so – ohne ein Wort – auf immer von mir trennen. Ich aber stieg mit meinen gleichmäßigen Bergsteigerritten die Anhöhe hinauf. Nach einer langen Pause kam sie mir laufend nach. Als sie neben mir stand, preßte sie meine und ihre Hand zusammen auf ihr mächtig pochendes Herz, dann legte sie die zwei Hände mir an meinen Mund, ich sollte nichts mehr reden, sie wollte mir noch ein letztes Wort sagen. »Ich werde dich nicht lange mehr quälen«, sagte sie endlich, durch die offenen Lippen flüsternd, obwohl uns weit und breit niemand hören konnte. Denn die Landstraße, die man aus dem Tale hervorschimmern sah, war jetzt leer und tot. »Verstehe mich, ich bitte und flehe dich an, habe noch etwas Geduld mit mir, denn ich weiß nicht, was ich tue und was nicht. Aber das eine weiß ich, ich schäme mich vor dir! Ein Mann wie du! Ich habe ja gelesen, was sie geschrieben haben in der Zeitung über dich und... Und du

hast mir aus Mitleid zwei Jahre für nichts und wieder nichts geopfert, und ich habe dir nicht einmal einen Kuß gegeben. Muß das nicht bitter für mich sein, mein ganzes Leben lang? Ich kann dir nichts geben, ich darf dir nichts versprechen. Ich möchte im Herzensgrunde nichts als Frieden, seit zehn Jahren, seit *ihrem* Tod suche ... ich ... glaube mir ... nichts als Frieden, und zwischen dir und mir habe ich es mir immer anders gedacht. Ich war ja sofort am Bahnhof glücklich mit dir, nicht ganz, das verstehst du, aber doch in meiner Art glücklich bis *damals*, als du mich mit der Hand an der Wange gestreichelt hast.« Ich nickte, den Blick fern. Wann war das? Ich, bei meinem Gedächtnis wußte es nicht. Ich streichelte ihre Wange schon lange nicht mehr. »Wenn ich wüßte, daß du dich immer und ewig so beherrschen kannst wie ich, müßten wir nicht so eiskalt und so fürchterlich auseinandergehen. Ich kann ja nicht! Du bist zu jung, ich bin zu arm! Ich wollte eben erst unten bleiben, mich im Laub verkriechen und warten, bis du fortbleibst, und ich dachte, du rufst mich wenigstens, ein ganz klein wenig, du lieber Herr und Gott, möchte ich dir doch fehlen.«

»Du wirst mir immer sehr, sehr fehlen, für mich wird es nie eine zweite Karla geben!« sagte ich und küßte ihre Stirn, »ich habe dir nie gelogen, ich bin dir gut!«

»Ich bin dir gut, ja, ja, ich hör, ich hör, ich versteh, ich versteh, ja, ja«, wiederholte sie keuchend, obwohl sie doch stille stand, die paar kurzen Worte, jedes mit einem kurzen gewaltsamen Atemstoß hervorbringend, als presse ihr etwas die Brust zusammen mit eisigen Reifen, »also nicht einmal in der letzten Minute bringst du es über dich, ein gutes Wort zu sagen? Also nichts, als ich bin dir gut und Mitleid! Alles Eis und ein Herz wie Stein bei aller Klugheit! Du glaubst ja lange schon an nichts mehr, und unseren himmlischen Heiland, das einzige Kind Gottes, hast du mit deiner erfrorenen Teufelsphilosophie zum zweitenmal gekreuzigt. Du läßt mich in meiner Marter gehen und weidest dich an meiner Pein und wendest dich nicht einmal um! Aber ich kann es doch nicht!« Diese Worte rief sie an meiner Brust. Ich fühlte eine

unbeschreibliche Glut in mir erwachen, etwas Schweres und Entzückendes, wie ein Blitz, der aber nicht in einem Augenblick verschwindet, sondern immer furchtbarer und feuriger wird, und so schwer, daß beide niedersanken. Ich legte meine Hand unter ihren schönen bleichen Kopf, von dem der Hut abgeglitten war. Auf der einen Seite meiner Hand war das feuchte Laub, auf der anderen Seite ihr seidiges weiches Haar. »Schwöre mir bei dem Leben deiner Mutter, bei dem Heiligsten, was du hast! Ich will auch schwören, aber wobei soll ich schwören, außer dir habe ich ja nichts!« Ich schüttelte den Kopf, auf den Knien vor ihr, meinen Mund über dem ihren. Aber ich berührte ihn nicht. Endlich schüttelte auch sie den Kopf, und so küßten wir einander zum ersten Male.

Es war hier viel wärmer als unten auf der Straße, wo der Wind in langen Zügen strich, hier streifte er nur die Wipfel der Bäume zart gegeneinander, und recht selten löste sich ein welches Blatt, eine vertrocknete Waldesfrucht, eine Buchenecker ... Nur in der unsagbaren Stille der monderfüllten Nacht konnte man das Auffallen auf dem weichen, moosigen, laubüberhäuften Boden hören.

In der Nähe unseres Laders war eine halb entlaubte Brombeerstaude. Als sie plötzlich ihren Arm noch einmal und wilder als das erstemal um mich schlang, alles vergessend, sah ich, wie ein Dorn ihre nackte Haut faßte und blutig riß. Ich fühlte ihren Schmerz in mir. Ihre Augen waren aber weit offen, und es war keine Träne in ihnen. Eher eine Art Stolz. Es war nicht mehr so dunkel, ich konnte alles sehen. Lange lagen wir noch schweifend, Brust an Brust. Unten waren einige knarrende Holzfuhrwerke, auch diese mit einer schwankenden rötlichen Laterne zwischen den Pferdeköpfen an der Deichsel, vorbeigekommen. Ich flüsterte ihr zu, wir wollten nach Hause. Sie antwortete mir, ebenso flüsternd, sie erinnere sich einer Waldwirtschaft ganz in der Nähe und bat mich, mich abzuwenden, während sie aufstand und alles an sich ordnete.

Der Mond stand jetzt viel höher, hatte sich aber ganz fein umschleiert. Der Nachttau lag jetzt überall auf dem Boden, auf den Steinen und moosigen Felsen und auf den schweigenden Pflanzen.

29.

Wir waren aber ziemlich weit von der Waldwirtschaft entfernt. Wir gingen nicht Arm in Arm. Trotzdem waren diesmal unsere Schritte genau im gleichen Takt. Bei unserer ersten Begegnung hatte Karla immer drei Schritte gemacht auf einen von mir. Später habe ich mich oft gezwungen, kleinere Schritte zu machen, aber dann war sie mir etwas voraus und beklagte sich über meine Langsamkeit. Diesmal gingen wir in voller Eintracht und Harmonie nebeneinander, uns von Zeit zu Zeit mit Blicken streifend. Mein Glück war über Erwarten groß. Ich liebte Karla vielleicht noch nicht mit der ganzen Kraft meines Herzens. Ich dachte nicht an A. v. W., war mir aber bewußt, daß ich nicht an sie dachte.

Ich hoffte auf künftige, noch glücklichere Tage und Nächte mit Karla. Ich glaubte an sie, ich traute ihr, ich war ihr dankbar, und als wir in die Nähe der noch erleuchteten Wirtschaft kamen, fiel ich ihr um den Hals und küßte sie. Sie war so in Gedanken, daß sie zurückschreckte. Aber natürlich faßte sie sich. »Du *kannst* also küssen«, sagte sie in einer Art bitterer Schelmerei, »weshalb hast du mich nicht vor den großen Ferien geküßt? Damals! Damals! Ich wäre zufrieden gewesen damit und hätte nichts anderes...« Ich schwieg. Es war doch nicht Reue?

Als wir im Wirtshaus saßen, verlangte sie Wein, und ich trank mit, nicht viel, weil ich wußte, daß mich Wein trübe stimmt. Ich sagte es ihr, und sie spottete auch darüber, bereute dies aber sofort und meinte, sie wisse einen braven Mann zu schätzen, der den Alkohol verabscheue, anders als er. Sie zwang sich aber, nicht von ihrem Vater zu sprechen, nicht an ihn zu denken. Als wir den Wein zahlten, (sie ließ sich jetzt nicht ihr Teil nehmen), fragte sie den Wirt, ob er eigentlich keine Passagierzimmer habe. Nun hatte

sie schon am frühen Abend gesagt, sie müsse spätestens um neun Uhr zu Hause sein, weil der arme Lazarus von Rittmeister nur von ihrer Hand esse und weil nur sie verstehe, ihm schmerzlos die Kanüle zu wechseln. Ich erinnerte sie mit einem Blick, aber sie sagte, mich mit ihren düster glühenden Augen umfassend: »Kann ich alsdann jetzt nicht mehr tun, was i will?«

Ich sagte nichts mehr. Wir stiegen in das kalte feuchte Zimmer hinauf. Jetzt erwachte neue Glut in uns beiden, wir stürzten noch in den Kleidern ineinander und entkleideten uns erst viel später. Später stand sie im Lichte einer Kerze, die fast zu Ende gebrannt war, ohne Kleider da und nahm den Saum ihres Rockes, der vorhin beim Streifen durch die betauten Farne feucht geworden war, zwischen die Finger. Dann sah sie auf den Rücken ihrer Hand, wo die Schramme von der Brombeerranke stark gerötet war. Ich wollte ihre Hand küssen, so wie ich ihren Mund und ihre Brust geküßt hatte, aber sie war in Gedanken ganz anderswo. Ich hörte sie etwas von Sublimat und Jodtinktur und Desinfektion murmeln. Ich wollte sie beruhigen. Gibt es etwas Reineres als die Natur?

Aber sie hatte recht, sie war ja Tag und Nacht mit einem furchtbar verseuchten Menschen zusammen. » Mußt du denn bei ihm bleiben? Wie lange denn?« fragte ich. »Wie lange? Solange als wie er mich noch braucht«, antwortete sie kalt. »Ich verdiene dort das Dreifache, was mir sonst die schwerste Pflege getragen hat, zum Beispiel die beim Herrn Admiral, in dessen Gesellschaft du mich kennengelernt hast.« Die gekünstelte Redensart ›in dessen Gesellschaft‹ kam ihr nicht aus dem Herzen, ich sah, sie war noch immer nicht ganz bei mir. »Woran denkst du?« fragte ich. »An Geld«, antwortete sie nach einer Weile, aber lange nicht mehr so hart, eher scheu und so, als schäme sie sich. Ich sah sie auch die Finger bewegen, als rechne sie, kleine Kinder tun dies oft, ich kannte es von der Kindheit meiner Schwester Anninka.

Plötzlich umarmte sie mich, zuerst den ganzen Atem anhaltend, und dann, tief aufstöhnend von neuem, als wäre es das

erstemal, hielt sie sich mit so furchtbarer Leidenschaft mit beiden Händen an meinen dichten Haaren fest, daß sie nachher die ganze Faust voller Haare hatte. Ich hatte es aber in meiner Glut gar nicht gespürt, ich merkte es erst nachher, ich hatte Haarweh und hatte doch nichts getrunken, keinen Wein. Sie stand auf und ging etwas taumelnd zum Waschtisch, ich dachte, sie würde die Haare fortwerfen, sie tat es vielleicht, ich konnte es nicht sehen, sie stand mit dem Rücken, wo ihr die Haare bis tief über die Hüfte hinabrollten, zu mir. Jedenfalls hantierte sie mit ihrem Täschchen, aus dem sie ihre dicke silberne Uhr hervorzog. Die Kerze war im Erlöschen. Sie sah aber noch genug. Sie kam zu mir zurück, machte sich klein, barg ihren Kopf an meiner Brust und begann zu weinen ohne Laut. Ich ließ sie gewähren. Ich fühlte, ihre innerste Natur kam endlich in diesen Tränen heraus, ebenso wie vorhin in ihrer Hingabe, ja vielleicht noch mehr. Ich war froh, als ich sah, daß sie schlief; wie ein Kind zog sie die letzte Träne hoch. Ich ordnete ihr Haar, so gut ich konnte, damit sie sich morgens ohne Schmerzen kämmen könne.

Ich war müde, konnte aber nicht einschlafen. Ganz so wie wenn ich vom Wein berauscht wäre, kam in meine Gedanken eine übernatürliche Klarheit. Aber eine fröhliche, eine mutige, keine trübe und verzagte! Ich entsann mich der langen Zeit, bald zwei Jahre, die seit meinem ersten Zusammensein mit meiner Geliebten in Gegenwart meiner Mutter am Bahnhof verstrichen waren, ich sah die Ereignisse aufeinander folgen. Bloß mir war diese Zeit so lange vorgekommen, denn ich hatte gehofft. Hoffen verlängert die Zeit. Das Warten ist schwer. Hätte ich gefürchtet, vielleicht wie ein Kranker oder ein zu einer schweren Strafe Verurteilter, wäre mir die Zeit offenbar sehr kurz erschienen; Furcht verkürzt sie. Man will lieber lange warten als bald untergehen. Für die große Masse gab es aber überhaupt kein Maß für die Zeit, es zählten nur die Ereignisse, jetzt zum Beispiel die Okkupation von Bosnien-Herzegowina, die aus einem höchst friedliebenden Staat wie Österreich einen machthungrigen Staat gemacht hatte.

Was war also die Zeit? Mit blendender, höchst beseligender Klarheit sah ich die Formel vor mir: Z ist gleich i/C . Z ist die Zeit, i ist das Individuum, der unteilbare Einzelgeist, und C ist die Kausalität, der Grund, mit dem die Ereignisse untereinander zusammenhängen. Zeit wäre also nichts als das Kausalgesetz vom zureichenden Grunde, gesehen von einem unteilbaren Geist. Für die Masse, die Menschheit, das Volk, die Nation, die Familie ist aber die Zeit von vornherein identisch mit Ursache, Grund, Folge.

War dies ein *lapidarer* Gedanke? War es der unzweifelhafte Beginn meines selbständigen geistigen Lebens? Karla schlief tief. Mein Hemd war immer noch feucht von ihren vielen Tränen, trocknete aber in der Wärme des hohen, schweren Bettes schnell.

30.

Bevor wir das Zimmer verließen, gab sie sich große Mühe, das Bett sorgfältig zuzudecken. Ich verstand sie gut und machte mir am Fenster zu schaffen. Wir mußten nun einen Weg von ungefähr einer Stunde bis zur Station der Straßenbahn zurücklegen. Der Wirt deutete etwas von einem Fuhrwerk an. Aber Karla wollte nichts davon wissen, sie sagte mir, wir müßten sparen, und als ich ein Fünfkronenstück als Trinkgeld auf den Wirtshaustisch niederlegte, vertauschte sie es gegen ein Zweikronenstück und gab mir vor dem Haus den Rest zurück. Wir kamen jetzt nicht mehr an der Stelle vorbei, wo sie sich mir zum erstenmal hingegeben hatte, – und für immer. Für immer? Ich war es gewesen, der mit einer langen Reise gedroht hatte. Jetzt wollte ich sie beruhigen und sagte ihr, mit der Reise sei es noch nicht besiegelt und entschieden, ich müsse mich erst im Laufe der Woche entschließen.

Sie sah mich von der Seite an, sie biß die Zähne zusammen und war mir wieder einmal etwas voraus. Und dabei hatte ich mich bemüht, nicht zu schnell zu gehen, denn ich dachte, sie sei noch müde, denn sie hatte, abgesehen von den vorangegangenen schlaflosen Nächten, auch heute nur wenig geruht. Als ich neben

ihr war, begann sie zu sprechen, aber sie wandte dabei ihr Gesicht statt mir dem in leichtem Nebel verschwindenden Walde zu, und ich mußte mir Mühe geben, sie zu verstehen.

Sie war aber nicht mehr so entsetzt über meinen Plan. Sie hielt ihn für eine gute Gelegenheit, die Welt zu sehen und mich mit einem bedeutenden Beamten, einer Exzellenz, anzufreunden, ihm unentbehrlich zu werden, mir meine Zukunft zu sichern. »Und dann kommst du ja zurück, du schreibst mir, ich schreibe dir. Und du kommst ja dann zurück«, wiederholte sie gedankenlos den ersten Satz.

Ich sah wohl, sie war jetzt nicht bei mir. Auch dies versuchte ich zu verstehen. Ich begann, irgend etwas zu erzählen, und zwar, da mir sonst nichts Besseres einfiel, von Karl, der jetzt, als ein neuer Termin des Einrückens zum Militär näherrückte, alles in Bewegung setzte, um nicht Soldat werden zu müssen, er hatte eine neue Idee, Nationalökonomie. Als ich das Wort Ökonomie aussprach, zuckte Karla zusammen, sie öffnete den Mund, und rief laut: »Was soll das bedeuten? Wer ist ein Ökonom? Was meinst du damit? Sprich offen! Was soll der Ökonom?« Ich faßte ihren Arm und drückte ihn an mich, »beruhige dich, ich habe von einem Bekannten gesprochen«, sagte ich, »es handelt sich um eine Art Wissenschaft, die man Nationalökonomie nennt.« »Ach so«, sagte sie, seufzte und schwieg. »Mach dir keine Sorgen um unsere Zukunft«, sagte ich, »komme heute abend zu mir, ich werde alles besprechen, was unsere Zukunft betrifft, willst du? Komm doch!« »Ja, heute abend, wann denn sonst, heut abend, versteht sich, Karla kommt«, sagte sie plötzlich auflachend. »Du brauchst also sicher und gewiß deine Tür nicht abschließen heute abend!« »Karla!« sagte ich ernst. »Ich meine nur«, sagte sie scheu, »auf die Minute kann ich es nicht sagen, wann ich komme, aber ich komme, verlaß dich darauf, hörst du?«

Sie schien auf dem schlecht gehaltenen, etwas abschüssigen glatten Wege etwas unsicher zu sein, aber sie wollte nicht an

meinem Arm gehen, und ich ließ sie los. Tatsächlich ging sie allein viel sicherer. Die große Landstraße kam näher.

Es wurde allmählich wieder die alte Karla aus ihr, so wie ich sie auf dem Bahnhofe vor fast zwei Jahren kennen gelernt hatte. Sie sah mir plötzlich mit ihren umränderten großen graublauen Augen scharf ins Gesicht und runzelte die Stirn, als strengte sie sich an. Sie hatte etwas von meinen Gedanken erraten und antwortete auf einen Vorwurf, den ich ihr nie gemacht hätte, mit den Worten: »Ich komme heute abend und bleibe die Nacht! Aber du darfst mir niemals böse sein, weil ich dich zwei Jahre habe schmachten lassen! Und jetzt... Aber ich komme doch, ich schwöre es dir, so wahr Karla selig werden will mit dir!« Das Wort *Schmachten* und der Schwur und daß sie sich selbst wie ein Kind beim Namen nannte, dies alles mißfiel mir, ich sagte aber nichts. »Versprich mir, versprich mir«, rief sie immer lauter und sogar schärfer, als ich gedacht hätte, daß sie nach einer solchen Nacht zu mir sprechen könnte, »du mußt! Nein ich bitte dich! Nur das eine versprich mir, daß du mir niemals zürnst, es mag kommen, was will.« Auch darauf gedachte ich keine Antwort zu geben. »Kommst du heute abend?« wiederholte ich, Auge in Auge. »Natürlich«, sagte sie, »glaubst du denn, ich wolle dich, nie mehr wiedersehen, nach dem, nach ... unsere Unschuld ... aber ich...« Sie war ganz fassungslos, hing an meinem Halse und weinte sich aus, aber noch während sie schluchzte und sich schüttelte, grub sie in ihrem Täschchen, und nachher holte sie flugs ihren Handspiegel heraus und erschrak, als sie sich sah. »Was wird jetzt aus uns?« fragte sie, während sie sich noch einmal das Stirnhaar kämmte mit ihrem kleinen, elfenbeinernen, silbergefaßten Taschenkamm, »was wird man von mir sagen? Ich kann ja gar nicht in diesem Zustand zu dem Rittmeister zurückkommen. Er sieht mir ja alles an den Augen an.« »Karla, Karla«, sagte ich, »was ist dir denn? Es hat niemand ein Recht auf dich, er ist auf dem Wege der Besserung, er hat dir dankbar zu sein, nicht du ihm! Und wenn er unzufrieden ist mit dir, dann laß ihn, er kann ins Militärspital, du kannst zu mir kommen,

ich habe zwei Wohnungen, wir müssen uns unser Leben anders einrichten!« »Ach du, mit deinen zwei Wohnungen«, rief sie laut und rieb sich die Wangen mit der Hand, um ihnen mehr Farbe zu geben, »was willst du damit sagen? Kann man Wohnungen essen, kann man mit Wohnungen eine Existenz aufbauen und vier unmündige, hungrige, blöde Kinder großziehen?!« »Es wird uns an Geld niemals fehlen, wir sind beide jung und können arbeiten, höre Karla, vertrau mir!« sagte ich, sah aber, daß sie mir kaum noch zuhörte. »Ja, ja«, sagte sie, »ich vertraue dir, nur zu sehr, das hast du wohl gesehen. Aber du kannst mein Mann nicht sein.« »Warum«, fragte ich, im Grunde froh über die Wendung, die das Gespräch bekommen hatte. »Warum?« sagte sie und blieb stehen trotz ihrer Eile, »das Leben besteht nicht nur aus Liebe und Küssen. Du hast noch gar nicht begriffen, was Geld überhaupt bedeutet, du bist eben nur ein Kind, ein herziges Kind mit all deiner Philosophie, deshalb liebe ich dich ja!« Ich schüttelte den Kopf. »Schüttle nicht dein weises Haupt!« sagte sie, die Stimme ändernd und schnell wieder weitergehend, »er hat ja gestern nacht auch nicht den Kopf geschüttelt.« Und sie überschwemmte mein Gesicht mit so ungestümen Liebkosungen, daß mein Hut hinabfiel. Hinter uns kam in schnellem Trab ein Wägelchen einher, und beinahe hätten die Pferde meinen Hut zerstampft. Ich gab dem Kutscher ein Zeichen, und er hielt, es war ein sogenannter Fouragewagen, in dem die Leute in der Umgebung ihre Lebensmittel aus der Großstadt herbeischaffen. Er hatte leider keine Sitzplätze, sondern als Fond nur einen mit einem Nickelschloß versperrten Kasten. Aber auf dem Bock war Gott sei Dank noch Platz für eine Person. Karla war glücklich und unglücklich zugleich, als ich sie auf meinen Armen, ohne ihr Gewicht als Last zu empfinden, emporhob. Von oben beugte sie sich zum letztenmal hinab und küßte mich mit einem keuschen und sogar mütterlichen Kuß ihrer festgeschlossenen Lippen. »Du darfst nicht fortreisen, bevor... bevor...«, sie sah sich ratlos um, während der Kutscher bereits die feinen Schnüre seiner Peitsche auf dem prallen Rücken eines Pferdes tanzen ließ. »Warte, bis ich kommen kann, heute, oder

wann ich eben kommen kann, und Botschaft schicke ich ihm... ganz gewiß, Botschaft bekommst du, und früher fahre nicht! Versprich mir das, ich muß es wissen, sonst, Jesus, Maria, Josef! habe ich keine ruhige Minute mehr. Ach, was ist aus mir geworden, was werden sich die Menschen denken? Bitte fahren Sie schnell, ich muß in die Landstraße, aber dorthin fahren Sie nicht, da setzen Sie mich schon lieber ab am Gürtel!« (So heißt der äußere Ring, der die Vorstädte von der inneren Stadt trennt.) »Wird geschehen, schönes Fräulein, wird geschehen, tschüüt, tschüüt«, er gab den Pferden das bewußte Zeichen, und bald verschwand der Wagen.

Noch auf dem Heimwege formte ich die ersten Grundsteine meiner Philosophie der Zeit. Diese Philosophie und ihre fernen Folgerungen sollten nicht allein kritisch und kontemplativ abwartend sein, sondern in möglichst hohem Grade tätig, kraftvoll, optimistisch.

31.

Ich sah Karla an diesem Tage nicht wieder. Sie sandte mir, treu ihrem Versprechen, abends eine Botschaft und zwar durch einen ganz jungen baumstarken, der deutschen Sprache nicht recht kundigen Soldaten, einen polnischen Dragoner, eine von den Ordonnanzen des kranken Rittmeisters. Ich antwortete ihr noch am gleichen Abend.

Nachts träumte ich aber nicht von ihr, mit der ich mich doch fast den ganzen Tag beschäftigt hatte, sondern von A. v. W., von der ich seit langem nicht mehr hörte. Aber am nächsten Tage kam sie nicht. Sie kam überhaupt nicht mehr.

Ich arbeitete. Ich hätte vor den letzten Ereignissen mir eine solche kühne Arbeit nicht zugetraut. War nun meine Idee wirklich ein lapidarer Gedanke? Ich fragte keine Menschenseele. Ich fragte vor allem mein überaus gutes und lästiges Gedächtnis nicht. Ich ging, kritisch und mißtrauisch vorschreitend, den steinigen Weg der logischen Entwicklung, des allmählichen Wachstums, wobei mir zuerst dunkel vorschwebte, man müsse eine Brücke zwischen

der Physik und dem Geist schlagen, zwischen der Schwerkraft und der Sittlichkeit. Diese Brücke konnte meines Erachtens nur die Zeit sein, und in der Zeit, in der Aktualität war es das Individuum, sei es selbst in dem einzigen Fall, wo das Individuum, mein Ich, an Sittlichkeit und Schwerkraft zugleich denkt, und auf diese Weise die Brücke der Zeit passiert als Philosoph und lebender Kopf.

Ich hütete mich, mich zu überarbeiten. Ich lernte einen Punkt kennen, wo die Ideen gar zu leicht angezaubert kommen, gar zu gefällig sich anbieten, wo man spekuliert und tüftelt, und Feuerwerke prasseln läßt statt bis zu Ende zu denken. Am nächsten Tage, beim nüchternen Morgenlicht, enthüllte sich der Flug der kühnsten Gedanken oft als verantwortungsloses Spintisieren. Ich lernte, daß meine Denkarbeit immer noch eher einem mathematischen Exempel als einem lyrischen Gedichte zu gleichen habe. Aber am besten keinem von beiden, sondern nur dem Ausdruck des durchbohrenden, transzendenten Betrachtens, das die Geheimnisse mit Hilfe der Liebe ohne Last, und kraft der Vernunft, in voller Freiheit und in aller Wirklichkeit, zart und energisch, entschleiert.

Aber dies waren dann auch alle Geheimnisse, die mir im Augenblick zu entschleiern blieben. Von Karla nur Briefe, Erklärungen voller treuherziger Breite, mit vielen Worten, von einer nicht ganz faßbaren Zärtlichkeit, einer Sehnsucht, die sie immer nur mit der letzten Anstrengung im Zaune halten konnte, um nicht ›auf der Stelle‹ zu mir ›geflogen‹ zu kommen. Aber sie war halt ihrer Sehnsucht bisher immer noch Herr geworden.

Nach Ablauf von 10-11 Tagen wurden auch die Briefe seltener, und ich mußte lernen, nicht mehr auf sie zu warten wie bisher und aus ihnen Sonnenschein oder schlechtes Wetter abzulesen – was nicht immer leicht gewesen war.

An einem Sonntag, als ich mich wieder in meinem Hotel aufhielt, klopfte es an der Tür. Ich war so unsinnig töricht (ich war nicht ganze 22 Jahre) zu glauben, Karla sei endlich zu mir

gekommen. Als aber Wharf in Begleitung eines älteren, sehr distinguierten Herrn erschien, empfing ich sie so, als hätte ich auf niemanden mit so großer Spannung gewartet wie auf sie. Der Herr Minister a. D. selbst beehrte mich mit seiner Visite. Exzellenz waren immer noch auf der Suche nach dem richtigen Reisebegleiter, wenigstens behauptete er dies. Ich hatte ihn im Verdacht, daß er einen Sturz des gegenwärtigen Ministeriums nicht für ausgeschlossen hielt und daß er dieses für ihn freudige Ereignis gerade nicht gern bei der Ankunft in Karachi am Persischen Meerbusen erfahren hätte. Ich versprach ihm also, ihm meine Entscheidung ›in Kürze mitzuteilen«, und er sagte mir, er würde sich ›in Bälde« entschließen, jedenfalls aber noch im alten Jahr, da er den Neujahrsempfang gewisser hoher und höchster Beamter nicht in Wien mitmachen wolle.

Wir logen uns also fröhlich und höflich an wie alte Chinesen. Ich dachte nicht einen Augenblick daran, etwa aus Verzweiflung über Karlas unerklärliches Fernbleiben meiner Arbeit untreu zu werden, gerade jetzt, wo ich die Aufgabe klar umreißen, und die Schwierigkeiten ebnen, und die guten Aussichten abschätzen konnte. Und er dachte nur daran, den etwas leichtgläubigen Wharf so lange auf eine falsche Fährte zu führen, bis die Entscheidung über das alte und neue Ministerium gefallen war. Die Ereignisse, wie er und ich sie sich dachten, traten tatsächlich innerhalb von zehn Tagen ein. Er wurde wieder Minister, gab Wharf ein fulminantes Interview und bestätigte es, so sicher war er jetzt seiner Position. Noch viel schneller als das erste und zweite hatte es seinen Weg durch die Weltpresse gemacht und Wharfs Ruf noch mehr befestigt. So fanden wir alle unsere Rechnung. Ich durfte alles, nur nicht leidenschaftlich bitter werden. Denn mit Bitterkeit schafft man keine Philosophie, nicht einmal schlechte, sondern höchstens Leidenschaftsverbrechen.

Eifersucht mit der Wurzel zu unterdrücken, ist auch für einen Kopf, der die Klarheit verehrt und die Ruhe sucht, unmöglich. Es ist die qualvolle unbefriedigte Neugierde, die einen den glühenden

Pfahl im eigenen Fleisch umdrehen und umdrehen läßt. Es ist der Hunger des Geistes, das Saugen des verwirrten Herzens, das vergebliche Begehren des Körpers, alle drei in einem, eine teuflische Dreifaltigkeit. Was nützte mir diese schöne Erkenntnis? Philosophie ist keine Medizin. Sie ist nicht einmal ein Desinficiens wie die Jodtinktur, welche mir meine Geliebte so gerühmt hatte. Ich mußte nun auch einmal durch diese stupiden Qualen hindurchgehen. Vielleicht hatte ich Wunden geschlagen. Vielleicht eine Wunde erhalten von unbekannter Tiefe. Ich hatte kein Recht, mich zu beklagen, gut; aber, was das traurigste war, ich konnte nicht handeln. Welches Recht hatte ich denn für mich? Wie hätte ich denn Karla, die mir freiwillig und voller Stolz ihre Unberührtheit hingegeben hatte, zwingen sollen, sich mit mir jetzt wenigstens im Cafehaus zu treffen, wo ich ihre Stimme hören oder ihre schöne, feste, etwas harte Hand hatte drücken können. Ich war das Große wert gewesen. Das Kleine nicht. Sie war frei, Herrin ihrer selbst. Ich war frei, Herr meiner selbst. Ich hatte mich nicht binden wollen und können. Und ihr deshalb Vorwürfe machen? Mich nicht an ihren liebevollen, zärtlichen und, wenn auch seltenen, so doch immer höchst leidenschaftlichen Briefen freuen? Ungerecht werden? Undankbar? Nichts davon. Wer wollte sich gegen echte Liebe wehren?

Ich schrieb schöne Briefe, und sie schrieb noch schönere Briefe. Vorzuwerfen war keinem etwas. Der große Lümmel von Dragoner kam stets schmunzelnd mit den »Botschaften« an. Ich hatte ihm immer einiges Geld gegeben, und er, das große, blonde Kind in blauer Dragonerbluse, war dankbar. Die Briefe hatte er meist im Revers seiner zinnoberroten schirmlosen Dragonerkappe.

Törichterweise kam er kurz vor Weihnachten mitten in einem starken Schneegestöber mit ganz durchnäßter Kappe an, und als ich den Brief in der Hand hielt, der durch den Schnee ziemlich gelitten hatte, fragte ich ihn im Scherz, ob er mir denn keinen besseren zu bringen habe? Der Dummkopf wurde puterrot, kramte in der Brusttasche seiner Litewka und brachte einen noch von

seiner Soldatenbrust warmen, beintrockenen Brief hervor, in dem Glauben, er habe die Briefe verwechselt, was aber nicht der Fall war. Ich behielt den eigenen Brief, den andern gab ich zurück, nachdem ich, fast gegen meinen Willen, man muß es mir glauben, die Adresse von Karlas Hand gelesen hatte. Sie lautete: An Seiner *Hochwohlgeboren* Herrn Dr. Georg Ritter von Knieböck, Landesökonomierat a. D., Grand-Hotel Imperial, Wien I.

Ich schloß mich in meinem Zimmer ein. Die Wut würgte mich. Ich habe stets sehr schwer geweint, nun weinte ich, aus Wut, bittere Tränen. Aber es kam der Abend, die Zeit, wo ich zu arbeiten hatte. Ich setzte mich, den an mich gerichteten, noch ungeöffneten Brief unter dem Fuß der Lampe, an den Tisch, dachte nach, über die Zeit und deren Verbindung mit dem Willen, nicht über Karla, und schrieb mein Pensum, das auf den Tag nie mehr als 2-3 kleine Seiten betrug. Wenn diese drei Seiten reine Gedankenarbeit, Fleisch ohne Fett und ohne Knochen waren, – war es genug. Als ich fertig war, schloß ich die Blätter mit dem Brief, wie er war, zu dem anderen Zeug in die Tischlade.

Es ist ein herrliches Gefühl, wenn man seine Arbeit vor sich sieht, wenn man zum Beispiel solche Blätter in der offenen Hand wiegen kann. Man hat sich nicht ganz vergeblich gemüht. Gut oder schlecht, – irgend etwas ist entstanden. Es bleibt einem treu.

Natürlich trieb es mich, mich an Karla zu rächen. Mit furchtbarer Erbitterung entsann ich mich des Wortwechsels über den Ökonomen beim Heimweg. Damals hatte sich Karla schon entschlossen gehabt. Ich aber hatte ihr noch in meiner stupiden Blödheit den Wagen besorgt und hatte sie – auf Händen getragen, damit sie noch schneller und müheloser von mir fortkommen konnte. Mußte das sein?

Ich wurde nicht geliebt. Das heißt, ich wurde nur in dem beschränkten Maße geliebt, als Karla zwischen ihrer sozialen Lage, ihren Pflichten und ihrem Gefühl für mich einen Mittelweg zu finden vermochte. Dieser Mittelweg, (notwendigerweise in ein

Gewirr von Lügen eingehüllt, deren System ich ja nur zu gut kannte!) genügte mir nicht. Es war kümmerlich, kärglich, es war zwei Jahre Werbung nicht wert. Von einer ›Macht‹ über sie war nicht die Rede. Ich überlegte nicht einen giftgetränkten Briefentwurf, sondern deren zehn, zwanzig, die alle mehr von der gekränkten heißen Leidenschaft als von rachsüchtigem kaltem Haß diktiert gewesen wären. Aber der Haß hätte mich als Schwächling gezeigt. Denn tun konnte ich nichts. Alles lieber als das! Nach einigen wahrhaft qualvollen Tagen kam mir endlich die meiner würdige Lösung. Wäre nur die Erinnerung an diese einzige Nacht nicht so empörend herrlich gewesen! Aber was half alles, Empörung wie Herrlichkeit, Verführung, der bei mir eine Art Liebe gefolgt war, und Verrat, der sich der Hingabe der Blüte an die Fersen heftete! Genug! Keine Verwicklung mehr! Lösung! Es war diejenige Lösung, die nicht giftig war.

Ich hätte glühende Kohlen auf Karlas Haupt häufen können, ich hätte ihr Verzeihung anbieten und ihr meinen Bankausweis senden können, aus dem zu ersehen war, daß ich junges ›Bürschlein‹ mit dem alten Ritter von und zu wohl wetteifern konnte, wenn es sich um Vermögen, um die Gründung eines Haushalts, um die Versorgung jüngerer Geschwister handelte. Über meine äußere Erscheinung habe ich mir nie Gedanken gemacht. Ich hätte der Apoll von Belvedere sein können und wäre doch nicht stolz darauf gewesen. Aber ich war jung, er aber, nach dem Titel zu schließen, mußte bereits ein gesetzter Herr sein. Ich hätte nun auch gnädig meine Erlaubnis geben können zu dem Ehebunde, den Karla vielleicht ganz ohne Neigung nur wegen ihrer Familie anstrebte. Ich hätte ebensogut durch eine Niederträchtigkeit, einen Telephonanruf, einen Brief an den Herrn Knieböck die Ehe unmöglich machen können. Ich hätte auch eine allzu billige Generosität üben und Karla einladen können, mit mir zu Mutter und Schwester zu reisen, und sich mit mir als ›braves Weib‹ unter dem Weihnachtsbaum zu verloben, weil ich sie gut genug kannte, um zu wissen, sie würde es nicht tun. Ich hätte sie

schließlich um Verzeihung bitten können, weil ich eine schwache Stunde ausgenützt hatte. Ich hätte danken und ihr die Hände in der Erinnerung an unser ephemeres Glück küssen können, ein Aktschluß in Dunkelgrün und Mondenschein, mit Waldhorn im Hintergrunde. Nein! Nichts! Nichts von alledem. Ich sagte mir, es sei gentlemanlike, – (ich entsann mich der Rettung aus Lebensgefahr auf dem Dachsteinplateau!), zu schweigen und zu gehen, zu gehen und zu schweigen. Sie hatte das sofort, nach der ersten Nacht, wenn auch nicht radikal und ehrlich genug, getan, was ich vielleicht, ich sage vielleicht, erst nach Jahren und nach großen Konflikten getan hätte. Sie hatte zerrissen. Und nicht ich. Was wir eben erst geknüpft hatten, bestand nun nicht mehr und konnte nie mehr zusammenheilen. Warum hatte sie sich hingegeben? Warum mich verraten? Aus Stärke? Aus Schwäche? Einerlei. Das alles waren nur Spekulationen ohne aktuellen Wert. Zum drittenmal: Gehen, Schweigen. So tat ich es denn. Ich antwortete nicht mehr, und Karlas Briefe hörten mit jenem auf, der in meiner Tischlade verschlossen lag und den ich nie gelesen habe.

Ich war allein, aber viel weniger unglücklich, viel sicherer meiner selbst, als wenn ich so einem gewissen Trieb in mir nachgegeben und Verrat mit Verrat beantwortet hätte.

Es war Weihnachten, ich besuchte die letzten Vorlesungen vor den Weihnachtsferien, meine Arbeit daheim schritt während der Nächte fort. Ich schwieg vor meiner Familie von dieser Arbeit und sprach nur von den offiziellen Fächern und Prüfungen, ich schwieg von der gentlemanlike verlorenen Geliebten. Ich kündigte kurz meinen Besuch meiner Mutter und meiner Schwester an. Ich war lange fortgewesen von daheim.

32.

Ich hatte an meiner neuen Arbeit von Tag zu Tag größere Freude, so daß sie mich meine Reise bis zum letzten Tag des alten Jahres hinauszögern ließ. Endlich war ich am Bahnhof. Als der Zug bereits einlief, (der gleiche, den meine Mutter seinerzeit benützt

hatte) entsann ich mich, daß ich keine Geschenke mitbrachte. Mein Bruder hatte ja am 1. Januar Geburtstag! Ich verließ den Perron noch einmal, denn ich hatte in den Korridoren des Bahnhofs slowakische Hausierer mit Körben voll bunter Holzspielzeuge gesehen, die sie um den Leib umgebunden trugen. Ich kaufte in Eile, was mir eben unter die Hand kam, und erreichte den Zug gerade noch zur rechten Zeit.

Es war mächtig viel Schnee gefallen, der Mond kam hinter den Schornsteinen der Vorstädte Wiens herauf und hielt sich fast andauernd an der einen Seite des Zugs, allmählich höher steigend. Ich dachte nicht mehr viel an Karla, die ich auf diesem Bahnhof kennengelernt hatte, ich dachte auch nicht allzuviel an die Meinen, die mich erwarteten, ich dachte an mein philosophisches Gebäude, das ich nach und nach errichten wollte.

Ich neigte wie jeder junge Mensch zur leidenschaftlichen, überspitzten, ungeordneten, aphoristischen Darstellung. Notwendig war aber ein gut fundamentierter, in jeder Hinsicht solider Bau, der die schärfste Kritik ertragen konnte und Gott, Tod und Teufel trotzte. Ich hatte niemanden zu schonen, niemandem zu schmeicheln, ich mußte auf Kampf und Angriff gefaßt sein. Gut. Aber es sollte auch keine schwerfällige, träge Masse aneinander geklebter, schwerflüssiger Philosophie sein, sondern etwas, das bis ins Letzte belebt, frei und gewichtlos in die Höhe strebte. Ich konnte diese Gewichtlosigkeit nicht durch freundliche Breite, sondern nur dadurch erreichen, daß ich von allen möglichen Gedankenverbindungen, Einfällen und Ideen nur das notwendigste aufnahm. Was war vonnöten? Meine Mutter führte mich zugleich mit dem Vater. Es hieß, selbstverständlich zu werden. Nicht glänzen. Dennoch einleuchten. Nur dadurch konnte ich hoffen, daß mich auch andere verstehen würden und vor allem, daß ich mir selbst treu bleiben und mich ohne Widerspruch entwickeln könne, in dem Klarsten, das in mir war. Mitten in meinen Gedanken, das kleine dünne Schreibheft auf den Knien, so wie ich damals den Atlas mit den Sternen auf unserer Haustreppe auf den Knien

gehabt hatte, zu Zeiten meines Vaters, machte ich die Fahrt mit, ohne viel auf die Landschaft zu achten.

Plötzlich begannen mir aber die Hügel und Täler bekannt vorzukommen. Ich näherte mich der Heimat. Jetzt mußten bald die roten Felsen kommen, in deren Schatten ich vor Jahren neben Lilyfine gelegen war. Ich erkannte sie wieder, aber nicht mit Sicherheit. Aber der Name der Station, die wir damals in wollüstiger Flucht erreicht hatten, um dennoch falsch einzusteigen, leuchtete gut lesbar, er hieß Boure.

Auf dem Bahnhofe daheim erwarteten mich trotz der späten Stunde meine Mutter, Anninka, der Postillion und Marthy. Ich umarmte alle und küßte sie, ich glaube, Marthy nicht ausgenommen. Dann traten wir durch den dicken Schnee den Heimweg an, das heißt, Postillion ging nicht mit, er wollte getragen sein und da mir die Meinen schon den Koffer abgenommen hatten, nahm ich ihnen den ›Hallodrik ab und trug ihn huckepack bis zum Hause, sehr zu seinem Wohlgefallen. Dann machte er sich los, sprang herab und kletterte in bezaubernder Schelmerei, uns Alte kopierend, die kleinen dicken Händchen auf dem Rücken verschränkt, mit großen Schritten die Treppe hinauf, dabei eine, zweie, viere zählend. Die Drei hatte er vergessen, vielleicht konnte er nur zweisilbige Zahlen brauchen für die Marschmusik zu seiner Bergbesteigung, und nahm das kommandierende: »drei! drei! Postillion, höre doch, drei!« das meine Mutter ihm zurief, nicht an.

Meine Schwester begab sich vom Vorzimmer aus sofort in die Küche. Unser Speisezimmer war ausgeräumt, ein neuer großer Tisch stand in der Mitte, ich sollte später erst erfahren warum. Marthy und Anninka trugen nun auf. Anninka hatte in der Klosterküche wunderbar kochen gelernt, und so begann mein Aufenthalt daheim mit einem so üppigen Mahl, wie wir es seit dem Tode des *Lieben* nie mehr genossen hatten. In dem gleichen Raum wurde mir später ein Notbett hergerichtet. Meine Mutter und Anninka schliefen in dem alten Schlafzimmer meiner Eltern, der Junge schlief seit kurzem auf Anraten Anninkas, sehr zum

Leidwesen Marthys, die ihm bis dahin jeden Wunsch erfüllt hatte, in unserem früheren Kinderzimmer allein, und Marthy wie immer in einem Verschlag bei der Küche. Es hieß, daß Postillion das Alleinsein nicht ertragen wolle und könne, er fürchtete die Nacht, die uns ältere Geschwister nie geängstigt hatte, und schrie sich die Kehle wund. Bei uns war nie von etwas Ähnlichem die Rede gewesen. Vielleicht weil wir wußten, unser Vater war immer da. Postillion hat einen Vater nie gekannt, nur Frauen.

Ich hätte ihn nicht aufsuchen dürfen. Aber ich entsann mich meines Geschenkes erst, als Mutter und Schwester zur Ruhe gegangen waren. Ich holte aus dem Koffer die slowakischen Holztiere heraus, drei Schäfchen, mit ziemlich schmutziger Wolle bekleidet, und sonderbarerweise dazu ein Dromedar mit zwei Buckeln und aufgestellten spitzen Ohren, die eher Hörnern glichen. Ich schlich mich also zu dem Kinde. Es schwamm ein glimmendes Nachtlit neben ihm oben in einem vollen Wasserglas langsam im Kreise, er hatte die Augen geschlossen. Ich legte die Spielsachen in sein Taghemd, das mit ausgebreiteten Ärmeln über einem Stuhle lag.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Bruder zu küssen. Ich küßte sein Ohr, ich berührte es eigentlich nur so zart, wie man eine Rose berührt, deren Duft man aus der Nähe einatmen will. Aber mit einem Male umfing mich das Geburtstagskind (es war ja Mitternacht vorbei) auflachend mit seinen nicht sehr dicken, aber für sein Alter sehr festen Armen und drückte mir einen heftig schmatzenden Kuß auf die Wange, mit seinem warmen Mäulchen meinen Mund suchend. War er eben erwacht? Hatte er gar nicht geschlafen? Ich fragte nicht. Ich hörte meine Mutter etwas geräuschvoll schlafen, die gute Marthy schien noch nicht zur Ruhe gegangen zu sein, ich hörte sie mit etwas klirren und konnte nicht erraten, waren es die Bestecke, die sie reinigte, oder war es ihr Schatz, das harte, schöne, glatte, ewig treue Gold, das sie aus dem weißen Strumpf herausgenommen hatte, um sich an dem Bewußtsein ihres Reichtums zu weiden? Ich

holte die drei kleinen Tiere hervor und gab sie dem Hallodri in die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Geburtstag. Ich war also der Erste. So mäßig auch die Beleuchtung war, so sah ich doch die Augen wie im hellen Jubel aufblitzen. Welch ein großes Glück für so wenig Geld und Mühe! Aber mein Postillion wollte nicht gehorchen, als ich ihm alles, auch das slowakische Dromedar, auf dem Bettdeckchen ausgebreitet hatte und versuchte, ihm die Augenlider herabzuziehen, um ihn zum Schlafen zu zwingen. Denn immer wieder hob er sie gegen den Druck meiner Finger empor. Er begann zu plaudern mit wichtiger Miene, halb zu seiner Menagerie, halb zu mir gewandt, und wie Kinder oft tun, in einer von ihm erfundenen Sprache, deren Sinn er vielleicht selbst nicht immer verstand. Was tuts, wenn die Kinder in ihrer Unschuld nur glücklich sind. Mitten in seinem Plappern merkte ich, wie ihm nun doch die Augenlider unten blieben, ich strich ihm über die schön gezeichneten Augenbrauen, die er ererbt hatte von dem *Teuren*. Schnell verließ ich auf den Zehenspitzen das Zimmer. Marthy klirrte noch immer, als sie aber das Knarren meiner Tür hörte, wurde es totenstill bei ihr. Auch meine liebe Mutter schlief still.

33.

Am nächsten Morgen erhielt das Geburtstagskind zu meinen etwas armseligen Geschenken noch bessere und notwendigere von der Mutter, der Schwester und die kostbarsten von Marthy. Dann wollten wir bei dem schönen Frostwetter an die Luft. Die Treppe hinab marschierte der kleine Schelm mit derselben gravitätischen Würde wie gestern abend. Auf der Straße aber wollte er um keinen Preis gehen. Es hieß, er sei noch niemals richtig spazieren gegangen. Ich sah nun, wie er zwischen meiner Mutter und Marthy stand, verzweifelt den Kopf schüttelnd und sein »eine, zweie, viere!« wiederholend, ohne nach diesem guten Takt zu marschieren. Er streckte seine Ärmchen in die Höhe, Marthy faßte rechts, meine Mutter links an, (sie kannten das Spiel, und warteten geduldig), der Junge hielt sich so zwischen den beiden in der Schwebe, sein Gesicht war wieder voll Sonne, und er

diktierte jetzt den Erwachsenen den Takt. Man hätte glauben müssen, die Arme würden ihm erlahmen, er würde es bald müde werden, so getragen straßenauf, straßenab geschleppt zu werden. Aber lange bevor er müde wurde, wurden es die beiden Frauen. Meine Mutter deutete mir an, es bliebe nichts übrig, als ein so widerspenstiges Kind durch eine gerechte Strafe eines Besseren zu belehren zu seinem eigenen Glücke, sie hätte mit Absicht und System den Geburtstag, eben den heutigen Tag, abgewartet, um mit dem Strafen zu beginnen. Ich bat meine Mutter, (im Stillen lächelnd des grauen Stäbchens gedenkend, das sie einstmals auf den Handrücken der widerspenstigen Kinder zu deren Glück hatte tanzen lassen), sie solle noch drei, vier Tage warten, denn so lange sollte mein Aufenthalt hier dauern. Sie war sehr damit einverstanden und Marthy noch mehr. Marthy ging hoch aufgerichtet einher. Sie hatte einen etwas verschlissenen Federhut auf dem Kopf, der mir bekannt vorkam, und trug unter ihrem kaffeebraunen Sonntagskleide aus Seide ein von meiner Mutter abgelegtes Korsett. Meine Mutter war groß und schlank wie ich, Marthy gedrungen und etwas dick. Das Korsett reichte ihr vom Halse fast bis zu den Knien, da es aber aus ihr, wie sie glaubte, eine Dame machte, paradierte sie damit voll Stolz und Lust.

Schon am gleichen Nachmittag gelang mir, das Kind dadurch zum Gehen zu bringen, daß ich ihm einen kleinen Wettlauf anbot. Auf eine so einfache Idee waren seine beiden Mütter nie gekommen. Und tatsächlich rannte der kleine Junge aus Leibeskräften, während ich mit trippelnden Schritten knapp hinter ihm blieb, ihm die Ehre und den Sieg gönnend, unter uns Männern!

Meine Schwester meinte nachher sehr vernünftig, man müsse Postillion etwas mehr von den Erwachsenen trennen, zu denen er immer emporsehen mußte, wobei er sich das Hälschen fast ausrenkte, und müsse ihn mit gleichaltrigen Kindern zusammenbringen. Marthy und die Mutter waren dagegen, aber wir jüngeren Menschen setzten es natürlich durch. Anninka holte tags darauf das Kind einer Nachbarin herbei, die ein zweijähriges

hübsches Mädchen hatte, das freilich noch nicht sehr solid auf den Beinen war. Was tat es? Postillion marschierte dem Kinde etwas vor, es mit lautem »eine, zweie, viere!« anfeuernd und beim Wackeln und Stolpern ritterlich stützend. Meine Schwester, ihre Freundin und ich gingen zufrieden hinterher.

Anninka bat mich nachher um Rat. Indessen sah ich, ihr Entschluß war bereits gefaßt. Sie wollte Geld verdienen. Meine Mutter ging mehr denn je in dem Hort und in der schwarzgrünen Partei auf. (Oder war sie rotgrün? Mein Gedächtnis, dieser lästige Sklave, ließ etwas nach, und das war gut!) Nun, im Hort gab es zum Beispiel Keuchhusten. Aber Anninka mußte mit ihrer Abreise drohen, um meine Mutter abzuhalten, in den Hort zu gehen, bevor die Seuche erloschen war, die gerade kräftige und blühende Kinder gern überfiel. Marthy jammerte dauernd über die Geringfügigkeit des Wochengeldes. Die Lebensmittelpreise seien im Steigen, etwas müsse geschehen. Vielleicht übertrieb Marthy, die nicht gern sah, daß ihr Anninka *ihr* Kind abspenstig machte und in *ihrem* Haushalt die Macht an sich riß. Marthy hätte am liebsten gehabt, Anninka wäre in das Kloster zurückgekehrt. Als dies nicht erfolgte, hatte sie geraten, Anninka sollte schneidern lernen. Aber dazu hatte Anninka kein Talent, genau so wenig wie ich es zum Schustern gehabt hatte. Wem hatte der Liebe seine Wunderhände vererbt, von denen stets alles wie mit Zauberkraft geschafft werden konnte? Man konnte hoffen, auf den Hallodri, den Postillion.

Aber Anninka wollte nicht hoffen, nicht warten, sich nicht stumm in alles fügen, sie wollte handeln und etwas erreichen, wiewohl dieses weltliche Ziel im Vergleiche zu den unendlichen Zielen der Seele im Kloster nur gering sein konnte.

Meine Schwester war unbeschreiblich schön. Ich übertreibe nicht, ihre Schönheit war ein Himmelsgeschenk, das ihr noch nicht viel Glück gebracht hatte. Hatte sie aus diesem Grund Anlage zum Stolz? Wegen dieses Fehlers, obwohl sie ihn mit einer ungeheuren Kraft zu verbergen gelernt hatte, hatte man sie im Kloster in die Küche gesteckt. Aber sie wußte aus allem etwas herauszuholen.

Sie kochte nicht nur die herrlichsten Dinge, sondern sie vermochte auch, wie sie sich mit zusammengepreßten Lippen rühmte, ohne den Glanz der Augen unterdrücken zu können, für eine täglich wechselnde Zahl von Personen ›ökonomisch‹ zu kochen, so daß jeder zufrieden die ›Ausspeisung‹ verließ. (Etwas bitter wurde mir nun doch zumute bei dem Worte ökonomisch.) Sie wollte nun in unserer Wohnung einen Mittagstisch, eben die Ausspeisung, für zwanzig bis dreißig Personen einrichten. (Hatte nicht auch der Heiland, freilich nur einmal, etwas Ähnliches getan? Es war kein unfrommes Werk, und es war ein rechtes Werk für eine Frau.) Marthy sollte einkaufen und vorbereiten, servieren und kassieren; sie aber wollte kochen.

Reichtümer waren nicht zu verdienen, aber nach diesen verlangte Anninka nicht, die das Geld verachtete, ohne es zu haben, während ich es doch eher achtete, da ich es nun einmal besaß. Auch waren, wie wir sahen, die Schwierigkeiten nicht gering. Das Speisezimmer mußte geopfert werden. Wir, (das heißt alle ohne mich) waren nicht mehr abgeschlossen in den vier Wänden: Je mehr Gäste, desto besser, mittags, abends, wann immer! Den Postillion mußte man während der Essensstunden abseits halten. Nach der Essenszeit pflegte er zu schlafen, jetzt würden ihn die Gäste stören, die nicht alle zur gleichen Zeit kommen und gehen konnten, die Glocke im Entrée würde dauernd scheppern, die Gäste würden laut sprechen, zanken, rufen, lachen. Dann die Bestecke. Neue Bestecke zu kaufen, dagegen sträubten sich Marthy wie meine Mutter, und gar neue Tischwäsche anzuschaffen, sei heller Wahnsinn, nichts derart sei vonnöten, meinte meine Mutter streng.

Meine Schwester war aber noch strenger. Sie wollte nichts für sich. Sie hatte nur die Familie vor Augen. Sie hatte mehr geopfert als wir anderen. Sie hatte keine ›Partei‹, sie besaß keinerlei ›Schatz‹. Von mir schweige ich, denn nach mir fragte man nicht mehr. Ich war eben eine Art teurer, aber seltener Gast. Meine Mutter hatte sich nicht einmal erkundigt, wovon ich gelebt hatte,

noch weniger, wovon ich leben wollte. Das Wort hatte also nicht ich, sondern wie ich es im Sprechzimmer des Klosters gewollt hatte, Anninka. Sie setzte alles mit ihrer klaren Vernunft, ohne Leidenschaft, ohne ein lautes Wort durch. Der Teppich im Speisezimmer mußte aufgerollt und mottensicher auf dem Speicher untergebracht werden. Welch bitterer Zug um den Mund meiner Mutter! Und es mußte den Gästen gestattet werden, hier zu rauchen! Und sie hatte es meinem armen Vater niemals gern erlaubt, und hatte, wenn er mit seinem *Cigarl* neben ihr saß, mit scharfem Blasen die Rauchwolken als ›stinkenden Dunst für teures Geld‹ von sich weggetrieben. Nun fügte sie sich in alles, weil sie ihre Freiheit im ›Hort‹ und für die Partei nur um diesen Preis erlangen konnte.

34.

Wir verlebten diese Zeit anscheinend in völliger Eintracht. Aber jeder hatte seine Geheimnisse. Bei einem Spaziergang in der Fabriksgegend sah ich schreiend rote Plakate der neuen Partei, der meine Mutter angehörte und wo sie, nicht als erste, aber auch nicht als letzte, als Diskussionsrednerin über Gefangenenarbeit genannt war. Die Versammlung sollte Ende der Woche stattfinden, jetzt verstand ich, weshalb meine Mutter so wenig darauf drängte, ich sollte meinen Besuch verlängern, sie legte offenbar heute keinen Wert darauf, mich unter den Zuhörern ihrer Jungferrede zu sehen. Marthy mußte von ihr ins Vertrauen gezogen worden sein. Die Mutter drückte jetzt, seit Anninka für Ordnung sorgte und Herr im Hause war, ein Auge und noch eines bei den Schwächen der allzu feurigen Magd zu, die ich am dritten Abend nach meiner Ankunft bei einer späten Heimkehr in den Rahmen eines Haustores gedrückt sah, die Augen geschlossen, einen zugleich seligen und verzweifelten Ausdruck um den wüsten Mund, – (war es vielleicht außer der Liebe auch etwas Alkohol?) und von den Armen eines vierschrötigen Mannes mit dickem Schnurrbart fast erdrückt. Ich hatte daheim, um nicht beim Einschlafen gestört zu werden, die Heimkehr Marthys abwarten wollen. Aber es verging Stunde um

Stunde, und sie kam nicht. Die umränderten Augen mußten tags darauf der Mutter aufgefallen sein, wie sie der keuschen Anninka auffielen, aber sie verloren alle kein Wort. Ich hütete mich wohl, davon anzufangen. Ich hatte das sichere Gefühl, daß meine Schwester jetzt wirklich, wie ich es in dem Sprechzimmer des Klosters ihr vorphantasiert hatte, Vaterstelle an meinem kleinen Bruder übernehme. Dies war vonnöten. Das seelische und leibliche Heil Marthys hatte sie nicht zu kümmern. Dazu war sie zu jung und zu rein.

Hätte nicht auch ich an ihrer Seite zu Hause weiterleben können? Aber meine Liebe zu Karla hatte mir gezeigt, welche Wonnen nach allen Qualen das Leben bieten kann, ich konnte beim besten Willen jene einzige Nacht nicht vergessen, und meine Natur quälte mich sehr. Ich war noch sehr jung, zweiundzwanzig Jahre, und nur wenig darüber. Vielleicht erschienen mir damals wegen meiner großen Jugend und geringen Erfahrung so viele Frauen und Mädchen schön, begehrenswert, sinnverwirrend. Aber was tun? Sollte ich versuchen, mich der unvergeßlichen A. v. W. zu nähern? Ich hatte Lilyfine gewonnen, aber nicht genommen, Karla hatte mir gehört, (wie deutlich sah ich noch die Brombeerranke vor mir, die ihre nackte Haut geritzt hatte). Mußte denn meine Liebe zu A. trotz des Standesunterschiedes und meiner Jugend so aussichtslos sein? Und gesetzt selbst, ich war ihr nicht mehr, als eine Lilyfine mir gewesen war, war es denn nicht besser, ewig einem so reinen und holden Idol nachzustreben, als mit billigen Genüssen mich zu vergnügen, wie es Freund Wharf und neuerdings auch Karl taten? Ich wußte mir keinen Ausweg. Wen hätte ich um Rat fragen sollen?

Ich ging zu dem Grabe meines Vaters, Blumen in der Hand. Er nahm die Blumen nicht entgegen, auch in Gedanken nicht, denn ich entsann mich, er hatte abgeschnittene Blumen, (die zum baldigen Tode verurteilt waren) nie geliebt, für andere Gewächse war aber die Jahreszeit, – Schnee und Frost, Anfang Januar –, nicht geeignet. Ich konnte zu ihm sprechen, aber das Marmormonument (bescheidener Stein, der Marmor ähnlich sah, aber nur guter

Kalkstein war) hatte nichts von ihm außer dem Namen, den es in verwitterten Goldlettern (sicherlich war es auch nicht ganz echtes Gold) eingegraben trug. Durfte ich Anninka aus ihrem Frieden stören, indem ich ihr meine Ängste, Fleischesnöte, meine Zweifel und Begierden mitteilte? Unmöglich. Sie hatte mir bereits ein großes Opfer gebracht. Jetzt wäre es an mir gewesen, ihr ein Opfer zu bringen. Aber sie war nicht zu fassen, sie ging in ihrer weltlichen Beschäftigung, in der Vorbereitung des ›bürgerlichen Mittagstisches‹ auf wie in geistlichen Exerzitien. Sinnliche Triebe, unregelte Leidenschaften, religiöse Anfechtungen, sie schien von alledem nicht einmal etwas zu ahnen. Sie schien ja kaum ihre eigene Sehnsucht zu begreifen. Trotzdem hatte ich, aus Angst vor Wien und Karla, den Aufenthalt daheim noch etwas verlängert, ich hatte das Gefühl, hier, wo ich meine wichtigsten Entschlüsse gefaßt hatte, müsse mir die Klarheit über meine Zukunft kommen. Mit den Frauen? Ohne sie? Gegen sie? Ich wußte mir keinen Rat.

35.

Am Abend vor meiner etwas verzögerten Abreise ging ich ins Theater, wo Carmen gegeben wurde. Ich hatte vor langer Zeit die ersten Teile dieser Oper mit meiner Mutter angehört. Da ich von jeher das Unvollendete haßte, (deshalb blieb mir auch von Karla solch bitterer Nachgeschmack, fast eine Art Reue!), wollte ich jetzt das Ende nachholen. Ich kam erst nach Beginn der Vorstellung in die Loge. Das Haus war gut besucht, die Aufführung konnte natürlich keinen Vergleich aushalten mit der in der Wiener Hofoper. Ich hörte nur halb zu, in meinen Gedanken gingen sinnliche Vorstellungen, (das Lager im Walde, die weißen Glieder Karlas auf dem dunklen Seidenunterrock mit den vielen Volants), mit ganz abstrakten Gedankengängen durcheinander. Endlich kam das Vorspiel zu dem Akt, während dessen ich damals mit der Mutter das Theater hatte verlassen müssen vor zwei Jahren. Es war der Auftritt in der Schlucht mit den Schmugglern. Mit einem Male hörte ich eine wunderbare, mir nicht ganz fremde Stimme. Im Halbdunkel der Bühne stand ein junges Geschöpf mit weißem

Rock, die zarte Büste gezwängt in ein hochgeschlossenes keusches hellblaues Jäckchen, die Zöpfe nach Jungfrauenweise vorn über die Schultern hinabhängend. Sie stand dem Helden gegenüber, Auge in Auge, und sang. Sie sang klar, rein, mit untrüglicher Sicherheit in den Intervallen, das ungewöhnlich holde, warme Organ mit den Instrumenten des Orchesters innig vereinend. Ich suchte, ich fragte mein bisher so lästiges Gedächtnis, den zudringlichen Sklaven: woher kennst du diese Stimme? Ich nahm den Theaterzettel vor und las unten den Namen der kleineren weiblichen Rollen der Oper: ›Micaëla – Josepha Boure«. Was war mir Josepha? Was sagte mir Boure? Aber jetzt sah mein Auge eine liebreizende, scheue und doch sinnliche Bewegung des Kopfes nach der linken Seite hin, die linke Schulter gehoben, ich lächelte und freute mich: Lilyfine war es.

Ein großes Glücksgefühl, das Empfinden der Dauer, des Nichts geht auf Erden verloren. Alles wird noch einmal so gut! Und das war alles dein! Wie durchströmte mich dies mit unerwarteter, herrlicher, reiner Freude! Das Publikum, das vorher etwas unaufmerksam gewesen war, (in Szenen, bei denen es auf der Bühne halb dunkel ist, neigt es immer zum Husten und Gähnen, denn es will sehen!), horchte jetzt atemlos, die Sängerin wurde leiser, die Stimme wurde wie ein feiner Seidenfaden, aber immer durchdringender; denn sie trug. Es war eine vollkommene Stimme. Man erkannte es am Pianissimo, das wie ein silberner Schimmer durch das Haus drang. Als sie verstummte, brach ein für dieses Publikum ungewöhnlicher Beifall los.

Ich rührte die Hände nicht, mir wäre es gewesen, als applaudiere ich mir selbst. Zum ersten Male seit der Nacht mit Karla war ich wieder ruhig, glücklich. Nach Aktschluß fragte ich die Logenschließerin, ob die Micaëla noch einmal aufzutreten habe. Sie verneinte, fügte aber aus eigenem hinzu, diese blutjunge Person sei eine ›Phänomene«. Man habe ihr bereits Anträge für große Operntheater gemacht, sie müsse aber zum Glück hier bleiben, weil der Direktor ihr die Mittel zu ihrer Ausbildung nur

gegen einen langen Vertrag gegeben habe. Nach Schluß der im übrigen öden Aufführung dachte ich daran, auf Lilyfine zu warten. Warum nicht auch eine Lilyfine nach einer Karla? Aber ich stellte dem Gedanken bald meine Kritik entgegen, der Sinnlichkeit die Vernunft, und so wie oft triumphierte die Vernunft! Ich erkannte plötzlich, wie schön dieser Abgang war. Dieser mußte es sein, und kein anderer! Dank für alles und für dies! Ich durfte ihr eine Freude machen. Aber ich durfte die Gelegenheit nicht ausnützen. Wenn ich bei Karla eine Art Glück gehabt hatte, so hatte ich es ja auch nur dem Umstand zu verdanken, daß ich niemals eine Gelegenheit ausgenützt hatte, ausgenommen die entscheidende.

Zum ersten Male einigermaßen froh wie früher, kam ich heim. Meine Mutter war noch auf, ich brachte die Rede auf den Geldbetrag, den Lilyfine uns damals gegeben hatte, kaum daß der *Selige* begraben war. Meine Mutter hatte das Geld längst zurückgezahlt. Sie hatte also immer verstanden, daß sie es nicht behalten dürfe. Auch dieses Zeichen ihrer Vornehmheit, an der ich niemals hätte zweifeln dürfen, machte mich sehr glücklich. Meine Mutter verstand es aber nicht, denn sie wußte fast nichts von meinem eigentlichen Leben.

Am nächsten Morgen ging ich in ein großes Blumengeschäft und bestellte einen mächtigen Strauß Rosen, rote und weiße, die der Sängerin bei ihrem nächsten Auftreten auf die Bühne gebracht werden sollten, ›im Auftrage eines unbekanntem Verehrers ihrer großen Kunst und als kleiner Dank in treuem Gedenken«. Hatte sie doch trotz allem auch meiner gedacht und hatte sich nach der Gegend der roten Felsen genannt: ›Boure«. Ich ließ diese Zeilen von der sehr niedlichen, wie eine frische Blumenknospe unberührt rosigen Blumenverkäuferin niederschreiben, die mich mit ihren Vergrüßmeinnichtaugen, so scheu und zärtlich anstrahlte, daß ich ihr ins Ohr flüsterte, – (mich über die Karte beugend, die sie in meinem Namen schreiben sollte), ich würde vielleicht heute oder morgen nach Geschäftsschluß abends auf sie warten. Sie antwortete nicht, nur wurde der makellose Teint von dem

knospenhaften Rosa in eine purpurne Glut verwandelt, und sie irrte sich, indem sie statt der Worte ›in treuem Gedenken‹ ›in treuer Liebe‹ niederschrieb. Ich tadelte den kleinen holden Irrtum nicht, und ich wollte unter den Augen der Geschäftsinhaberin keine Ausstellungen machen.

Aus dem Wiedersehen mit der Knospe wurde nichts. Es war der Abend, an dem meine Mutter öffentlich zu sprechen hatte, ich sah wohl, es war ihr lieber, wenn ich vorher abreiste.

Meine Schwester schien es zu bedauern, ebenso Marthy, die sich gern mit mir ausgesprochen hätte. Der alte Bräutigam (ihr erster Geliebter?) war wieder erschienen, in der Küche war der Ofen für die großen Aufgaben der Mittelstandsküche vorbereitet worden, aber ein erregter Wortwechsel zwischen den ehemaligen Brautleuten war zu uns in das Wohnzimmer hinüber gedrungen. Marthy erschien nachher mit verweinten Augen. Sie murmelte mir zu: *Wens packt!!* Dabei konnte man sich alles denken. Hatte es den armen verratenen Bräutigam von einst gepackt? Oder hatte es sie selbst mit einer großen unbesieglichen und daher schmerzlichen Leidenschaft zu dem schnurrbärtigen Goliath, dem letzten und schönsten der *Schamster*, dem Galan in der Haustür gepackt?

Ich trug mir meinen Koffer also abends selbst zur Bahn. Postillion hatte mir meine Krawatte abgerissen bei der Abschiedsumarmung, Anninka und Marthy mußten bei ihm bleiben. Sollte lieben, wer kann! Ich verstand nicht, wie er sich in den wenigen Tagen so sehr an mich hatte hängen können. Ich hatte nichts dazu getan!

Manchmal war mir, als liebe ich sie beide sehr, Postillion und Anninka besonders. Ja, die schöne brave Schwester liebte ich als Bruder, als Freund, als Lebensgefährte. Deshalb brauchte es keine Worte zwischen uns. Aber bleiben konnte ich bei ihnen nicht.

Vierter Teil

1.

Als ich in Wien ankam, tauchte die Erinnerung an Karla mit großer Gewalt auf in mir. Ich war gewiß voller Mut und Freude bei dem Gedanken, daß das Leben solche Wonnen zu vergeben hat. Aber zwei neue Jahre Warten und Werben wollte und durfte ich schon um meiner Arbeit willen nicht mehr einer neuen Leidenschaft opfern. Ich hatte Genuß, Ruhe und Lust gesucht, aber der Abgrund des Lebens hatte sich aufgetan vor mir. Wozu Reue? Wer war schuld? Wir waren beide unschuldig gewesen, ich und sie. Karla hatte mich eine Nacht lang himmlisch glücklich gemacht. Einmal und nicht wieder. Wer hatte gesiegt, wer war unterlegen? Jeder von uns hatte seine Freiheit gerettet.

Nur einem Menschen hätte ich meine Freiheit hingegeben, A. v. W. Aber selbst hier scheute ich zurück, der Gedanke an den *Seligen*, der mir alles und dem ich fast nichts gewesen war, machte mich zaudern. Auf das Glück mit einer Frau und durch sie wollte ich in meinen jungen Jahren nicht verzichten. So herrlich war es und so natürlich zugleich! Konnte ich nicht ein zweites Mal und noch viele Male dieses Glücks teilhaftig werden, ohne das Ende fürchten zu müssen? Vielleicht war es das beste, mit dem Ende beim Anfang oder sogar noch vor dem Anfang zu rechnen. Einmal und nicht wieder! Wenn dies der keuschen Blüte Karla billig war, warum dann nicht mir? Ein einziges Mal eine Frau besitzen, eine unberührte, eine Blüte oder eine, die das Leben schon kannte, eine Schöne, – dann genug! Möglichst ohne Vorwürfe verschwinden, wie die Sonne hinter der Wolke verschwindet, ohne Bitterkeit, ohne Opfer, vielleicht sogar ohne Erinnerung! Meinen Namen nicht nennen, den ihren nicht erfahren wollen! Nicht mehr fordern, als eine hat und gerne gibt. Dann hatte ich weder Eltern noch Brüder oder Gatten zu fürchten, denn dann waren die Frauen auf meiner Seite und verteidigten mich. Wer wollte mich dann verwunden,

wer mich um meine Freiheit bringen, wer mich meinem Lebensziel abwendig machen? Immer wieder Karlas Glück, aber keine zweite Karla mehr.

In diesem zufällig sehr schneereichen Winter nahm ich die Gelegenheit wahr, Ski fahren zu lernen. Wie ich im Sommer oft ins Semmeringgebiet zu Klettertouren fuhr, fuhr ich jetzt in das hügelige, stille, keusche, von hohem unberührtem Schnee bedeckte Gelände bei Mariazell im südöstlichen Vorgebirge der Alpen. An einem Abend, schon gegen Vorfrühling, traf ich in einem verräucherten Dorfwirtshaus inmitten einer ziemlich zahlreichen lärmenden und ausgelassenen Gesellschaft eine sehr schöne, etwas üppige Dame, die sehr umschwärmt war. Ich drängte mich der Gesellschaft nicht auf, ich sandte der Dame keine feurigen Blicke zu, vielleicht empfand ich sogar etwas wie – Mitleid. Trotz ihrem faltenlosen Gesicht, ihrem marmorartigen stolzen Hals, ihrer prachtvollen Büste lag etwas von Bitterkeit in ihr, Angst vor dem Unbekannten; mitten im Lachen etwas zu viel Wissen um die Vergänglichkeit des Irdischen. Man konnte weder ihr Alter noch ihre gesellschaftliche Stellung erraten, sie trug keinen Schmuck, keinen Ehering, das Sportkostüm war sehr einfach und gut.

Nach dem Abendbrot wollte die Gesellschaft, die wie ich am Nachmittag angekommen war, mit Lampions einen Mondscheinspaziergang machen. Ich blieb zurück. Die Dame schien zu schwanken. Man rief nach ihr, aber unter verschiedenen Namen, offenbar kannte man den richtigen nicht. Der Wirt näherte sich mit dem Fremdenbuch erst ihr, dann mir. Sie schrieb sich ein. Ich wartete, eine frische Zigarette zwischen den Lippen. Sie setzte sich jetzt, mit dem Blick nach der Landschaft, etwas blaß und erschöpft, ans Fenster. Ich nahm das Fremdenbuch, schlug aber absichtlich die Seite mit ihrer Eintragung um und kritzelte auf dem nächsten Blatt etwas Unleserliches hin, das meinen Namen usw. bedeuten sollte. Die Rufe der Gesellschaft begannen im Schneegelande zwischen den entlaubten Bäumen in der Dämmerung zu verklingen, wir traten auf den Hof hinaus, wo ein

altmodischer, breiter Schlitten mit großen geschnitzten Kufen, die Sitze mit einer groben Plache überdeckt, dastand. Ich rief den Wirt heraus und fragte ihn, ob er den Schlitten gegen zehn Uhr abends anspannen lassen könne, wenn es einem auf den Preis nicht ankomme. Dem Wirt war alles recht, er versicherte mir, sein Kutscher sei nicht so wie andere, die mit Vorliebe die Schlitten umwürfen oder in ihrem ›Räuscher‹ die Rösser durchgehen ließen, und die Herrschaften würden nicht zu klagen haben. Die Dame drehte sich lächelnd um, einige Mitglieder der Gesellschaft waren atemlos, erstickt lachend, mit ihren geröteten lustigen Gesichtern über ihren gestrickten warmen Jacken zurückgekommen, sie zu holen. Sie ging mit ihnen einen Hohlweg bei der kleinen Kirche hinauf, während ich zu dem Bett eines vereisten Baches hinabstieg, unter dessen Oberfläche aber das Wasser bereits leise rieselte. Kurz vor zehn war ich zurück. Die Gesellschaft mit ihren Lampions wandelte oben auf dem breiten Grate des Hügels, vergebens wartete ich auf die Schöne. Der Schlitten stand noch im Hofe, im Schatten eines Wirtschaftsgebäudes, er war angespannt. Es schneite nicht, nur trieb der Wind etwas Schneestaub von den Dächern herab. Die Laternen waren angezündet und rauchten rötlich golden, der Kutscher, ein älterer runzlicher Mann, saß bereits breit in seiner Lodenpelerine auf dem Bock und hielt die lebhaften kräftigen Pferde zurück. Als die Dorfuhren zehn schlug, wollte ich einsteigen. Ich blickte noch nach dem Hügel mit den vielen Lichtlein, als ich ein leises Lachen hörte, die Dame, bis an die Augen in ihren braunen Pelz gehüllt, schon seit langem im Wagen versteckt, schlug die Wagendecke zurück, ich sprang zu ihr, klingelnd glitt der Schlitten zwischen den Dorfhäusern dahin. Meine Skier hatte der Kutscher auf dem Bock neben sich, sie stachen scharf ab gegen die weißen Bäume, die Dame hatte die ihren im Gasthof gelassen. Der Mond und die Sterne strahlten sanft über den Schnee, es ging lange durch den Wald, von den Zweigen der Tannen rieselte es friedlich zu unseren ersten Küssen. Nach einer Stunde waren wir in Mariazell. Wir sprachen wenig, wir schliefen nicht. Als ich sie früh am Morgen verließ, sah ich Tränen

auf ihren Wangen, die jetzt Falten zeigten, die sie vorher nicht gehabt hatten. Ich will hoffen, es waren Tränen der Müdigkeit. Denn Tränen des Glückes hatte ich nicht verdient und am wenigsten solche des Schmerzes.

Ich kehrte nach Mariazell nicht mehr zurück. Das Wetter wurde wärmer, und meine Arbeit nahm mich stärker in Anspruch als früher. Was hätte auf eine solche Nacht folgen können? Ich war ihr dankbar. Mußte nicht auch sie es mir sein? Hatte sie etwas anderes begehrt, als ich ihr gegeben hatte? Dank. Keine Liebe.

2.

Es war noch nicht Hochsommer, als mir der Zufall ein bezauberndes Geschöpf in den Weg führte, eine kleine blutjunge brünette Schönheit mit ockerfarbenem Teint, gekräuseltem schwarzem Haar und grauen Augen. Ich habe sie nicht öfter als fünf- bis sechsmal getroffen. Sie war Verkäuferin in einem Parfümerieladen nicht weit von meinem Hotel. Ich wunderte mich, daß sie mir noch nie aufgefallen war, wir mußten oft aneinander vorübergegangen sein. Hatte mir erst Karla die Augen geöffnet? Die kleine *Blüte* war von den vornehmen Kunden in dem kleinen Luxusladen verwöhnt, viel zu sehr, und doch noch nicht genug. Weder Geld noch die Aussicht auf ein ruhiges Leben in der Ehe mit einem gesetzten Mann hatten ihr Herz gerührt. Aber hatte sie ein Herz, das zu leiden, zu glühen vermochte? Sicherlich vermochte es zu lachen. Sie war lustig, jeder Tag, das kleinste Ereignis schien ihr ein Anlaß zu Fröhlichkeit zu sein. Warum hätte ich ihr Gefühl für mich für tragische ewige Liebe halten sollen? Sie fragte nicht nach meinem Leben, wollte überhaupt nur von ›Jux‹ reden hören, von ›Gschnas‹, von ›Spasseteln‹. Sie wußte nicht, wie es bei uns enden würde, kannte sie doch überall nur Anfang, alles ging ihr leicht von der Hand, sie wog nicht mehr als vierzig Kilo, wie sie erzählte, das Vergangene wie das Künftige beschäftigten sie nie. Alles liebte sie, und sie freute sich an allem, Berechnung war ihr fremd, wenigstens bei mir. Sie dankte mir für ein Geschenk im Werte von einer Krone ebenso spöttisch und selig wie für einen erlesenen

Gegenstand. Sie ließ sich nicht küssen. Aber sie quälte mich nicht lange, sie quälte sich keinen Augenblick: sie gab sich mir am Abend eines Wochentages hin, weil ihr ›zufällig‹ so himmlisch vergnügt zumute sei, – aber erst dann, als ich, an der Schwelle meines Hauses, ›auf Treue, Ehr und Seligkeit‹ hatte versprechen müssen, es solle nur ein einzigesmal sein und niemals, niemals wieder! Hätten reiner Genuß und unbeschwerte Lust ohne Last mich glücklich machen können, hier bei dieser nach allen Wohlgerüchen Arabiens duftenden und doch in ihrer ganzen Herbheit unberührten Blüte wäre ich es geworden. Leider war ichs nicht. Selbst die reife Dame im Schlitten wog schwerer in meinem Herzen als dies himmlische Stückchen Natur. Ich war entschlossen, sie beim Wort zu nehmen und nach diesem Abend nie mehr etwas zu verlangen von ihr.

Sie schwärmte für mich, und mich entzückte sie. Warum war dies nicht genug? Sie hatte zum Einpacken der Parfümkartons stets Goldfaden und buntes dünnes Seidenband zur Hand. Am Morgen dieses Tages hatte sie sich in der Vorfreude die Halseinfassung ihres Hemdes mit dem Goldfaden durchzogen, und am Abend versuchte sie, mit buntem Faden meine Hände zusammenzubinden. Als ich aber schwieg und die Augen schloß, auf deren Blick sie gewartet hatte, faßte sie sich mutig und preßte die Hand tief an ihr pochendes Herzchen.

Meine Sorge war, ihr den Abschied leicht zu machen. Aber wie? Als wir heimgingen, das heißt, in die Nähe ihrer Wohnung, sah sie mich zuerst mit einer bangen Frage still mit ihrem großen grauen Blick an, dann aber, als ich die erste Träne fürchtete (und wie graute mir davor!) begann sie zu zwitschern, so hell, so leise, so mit ihrem ganzen gewichtlosen Seelchen, daß ihre Kehle zitterte. An einer Ecke machte sie sich los, schüttelte den Kopf und lief mit großer Eile in ein Haus. Ich sah sie nach einer Weile, vorsichtig um sich lugend und ein Taschentuch vor dem Mund, aus dem Haus geschlichen kommen und einen Teil des Weges wieder zurückgehen. Sie hatte sich von mir losgerissen, um sich zu

bezwingen, sie wollte nicht die Frage *liebst du mich denn?*, die sich immer und überall selbst beantwortet, an mich stellen. Sie wollte mich verlassen, um nicht verlassen zu werden. Für alles das wäre ich ihr gern dankbar gewesen. Und so spielte ich an einem der nächsten Tage die Komödie, an ihr vorbeizugehen und mich plötzlich umzuwenden, als wolle ich sie ansprechen. Ich wußte genau, sie war zu stolz, zu federleicht und klug, um mich zurückgewinnen zu wollen, und es tat ihr wohl, grußlos und hochmütig vorbeizugehen an mir.

3.

Wharf war durch den bewußten Minister in ein vornehmes Haus gekommen, das seines Bruders, eines Bankiers, der ebenso wegen seines maßlosen Ehrgeizes als wegen seines großen Reichtums stadtbekannt war. Es hieß, daß er zwei ›berauschend schöne‹ Töchter habe. Dieser Mann war mit Hilfe seines Bruders geadelt worden, der Minister hatte aber (vielleicht um sich von dem Parvenu zu unterscheiden) seinen bürgerlichen Namen beibehalten.

Wharf war auf der Suche nach jungen Herren, die gesellschaftsfähig waren und gut tanzen konnten. Außer mir hatte er einen meiner entfernten Bekannten aufgetrieben, einen Freiwilligen bei den Windischgrätz-Dragonern. Zu dritt kamen wir in die schöne Villa. Da wir alle keineswegs übertrieben gute Gesellschafter waren, (in diesem Punkte war man in Wien sehr verwöhnt), ist es möglich, daß wir ein klein wenig enttäuschten. Aber die ältere Tochter des Hauses enttäuschte auch mich. Ich fand Eugenie's Züge kalt, den Blick abwesend, arrogant, die Bewegungen einstudiert, die Haltung und Kleidung prüde. Tatsächlich wurde sie von der Erzieherin kaum aus den Augen gelassen. Vor mir war Eugenie sicher. Höchstens ihre Unnahbarkeit hätte mich gereizt. Wir wollten uns bald verabschieden, (wohl zu bald?) sie nickte uns zu, oder vielmehr, sie hob etwas den Kopf und sah uns mit einer Art herablassender Güte an, während sie mit ihrer etwas großen, knochigen Hand ihr Haar fester steckte. Ich

hatte dieses Haar bis jetzt nicht gewürdigt, es war herrlich. Blauschwarz, in zwei dichten Flechten um den Kopf gewunden, in natürlichen Wellen erglänzend, die den Haarnadeln sich nur widerwillig fügten. Die Musik setzte ein, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie wenigstens um diesen Tanz zu bitten und es bei dem langsamen Walzer so einzurichten, daß eine ganz kleine, gewichtlose, seidige Haarflechte meine Wange streifte: nur ein einzigesmal, sicherlich gegen ihren Willen. Beim letzten Takt entließ sie mich endgültig ohne Dank und Gruß, sie wandte höchstens den Kopf etwas nach meiner Seite. Ihre Schwester kam gerade hinzu, in bunter Seide, ein blondes, kindliches Geschöpf, sie hatte nur Augen für den Dragoner, der sie sporenklirrend für den nächsten Tanz auffordern mußte, während Wharf und ich die Villa verließen, ohne die Bekanntschaft des Hausherrn zu machen, der erst zum Souper zu der Gesellschaft stoßen wollte.

Als wir die schöne Freitreppe hinabliefen, glücklich, dem Zeremoniell zu entfliehen und entschlossen, den Abend wie in alter Zeit beim Wein in Döbling zu beschließen, dachte ich Eugenie nie wieder zu sehen. Und doch kam es dazu. Es war das erste große gastfreie Haus, das sich uns auftat, und von jetzt an bekamen wir mehr Einladungen, als wir annehmen konnten. Ich blieb diesem Haus durch Monate treu. Ich hatte mich mit der strengen Form, der gemessenen Haltung Eugeniens abgefunden, ich fand sogar, daß man innerhalb dieser Formen viel Genuß finden kann. Ich konnte mit dem jungen Mädchen, das angeblich nur auf Wunsch des Vaters mit einem älteren, sehr vornehmen, reichen Mann verlobt war, sprechen wie mit einem Freund. Sie konnte ohne Verstimmung ertragen, daß man schwieg. Meinen Widerspruch fand sie meist notwendig und anregend. Wenn sie aber etwas nicht verstand, fragte sie. Hatte ich mich in irgend einer Sphäre unwissend gezeigt, belehrte sie mich ohne Dünkel. Sie war Herrin ihrer selbst. Sie gab selten Urteile ab. Tat sie es, mußte man ihr fast immer zustimmen. Sie schwärmte nicht für mich, sie lächelte nur

selten über mich, und sogar dies tat mir wohl. Ich vertraute ihr. Nichts konnte sie den Gesetzen ihrer Erziehung untreu machen. Ihr Vater wollte höher hinaus. Sie mit ihm. Ich hatte immer geglaubt, wohlgezogene Menschen müßten langweilig, öde, lähmend sein. Leider war es nicht so. Bei ihr umgab sich trotz allem die Natur mit einem Geheimnis. Ihre Schönheit wirkte mit jedem Tage stärker auf mich. Ich wußte, daß man diese Blüte nicht einfach pflücken konnte. Ich hätte um sie werben, hätte sie erobern müssen. Ich hätte meine Laufbahn ändern, etwas in der Welt erreichen (und noch größere Hoffnungen in den Augen meines Schwiegervaters erwecken) müssen, um sie zu gewinnen. Gerade das Gehegte, das Unberührte, das Untadelige achtete und liebte und begehrte ich in ihr. Aber ein kurzer Augenblick genügte, alles zu zerstören.

Wir waren niemals allein. Einmal traf ich sie zum Beispiel mit der Schwester und der Gesellschaftsdame. Die Erzieherin stickte, Eugenie und die Schwester spielten Schach. Ich stand ruhig hinter ihr. Ich sah von oben auf ihren schönen Kopf und dann auf das Brett mit den merkwürdig geschnitzten Elfenbein- und Ebenholzfiguren hinab. Sie hatte an diesem Tage das Haar anders geflochten als sonst, nämlich in einem dicken schweren Knoten im Nacken. Warum befand sich nur diese Masse prachtvollen Haars so nah bei meiner Hand? Zuerst berührte ich das Haar nicht, ich umfaßte es nur scheu von außen mit der hohlen Hand. Aber es reizte mich, ich konnte nicht widerstehen, und mit der Spitze des kleinen Fingers lockerte ich die oberste, ganz feine Schicht. Wie zitterte ich, als Eugenie zusammenzuckte. Aber es kam kein Ton aus ihrem Mund, ihre Finger ergriffen ruhig den Königsläufer an seinem runden Kopf und schoben ihn in der Diagonale gegen einen exponierten Bauer. Ich faßte neuen Mut. Ich drang vorsichtig mit dem Zeigefinger zwischen die einzelnen Lagen der Zöpfe, die Haarnadeln sorgsam vermeidend. Immer tiefer nistete ich mich ein in das knisternde, lebende, duftende Gewühl, bis ich an die nackte Haut des Kopfes gelangte, die der Fingernagel gerade noch streifte. Alles, was mir das Mädchen mit dem Goldfaden gegeben

hatte, war nichts im Vergleich mit dieser halben Sekunde. Es hob mich von der Erde. Ich sah und fühlte unter rasendem Herzklopfen, in wütender Glut, nichts als diesen winzigen Punkt, wo mein Nagel ihre Haut berührte, wo meine Hand ringsum bis an die Wurzeln umgeben war von dem warmen Fell ihres Haares. Zum Glück oder Unglück ließ die Schwester eine Figur auf den Teppich fallen. Ich mußte mich danach bücken. So schnell ich mich erhob, – nachher war alles zu Ende. Eugenie verlor die Partie. Sie stand auf in ihrer stolzen dunklen keuschen Schönheit, sie hielt den Blick auf das Brett gesenkt, als studiere sie die letzten Züge noch einmal, um aus ihren Fehlern zu lernen. Dann blickte sie mich mit einem drohenden und doch verlorenen Blick an. Zwischen welchen Empfindungen mochte sie schwanken? Aber jetzt schüttelte sie wie im Zorn den herrlichen Kopf, das Haar löste sich, in gewaltigen, wie Erz glänzenden Schlangenwindungen rollte es ihr an den blutleeren, festen, glatten Wangen hinab über die Schulter, fast bis auf den Boden zu der Asche meiner Zigarette. Die Schwester mit ihren kurzen blonden Zottelhaaren und ihren bunten Kämmen lachte, die Erzieherin entsetzte sich, meinte es aber nicht ernst. Aber Eugeniens bitterer Blick verfolgte mich bis zur Tür. Sie lud mich nicht mehr ein. Auch Wharf und der junge Dragoner besuchten das Haus nicht mehr. Es war ihnen zu förmlich. Die Leute waren ihnen zu reich und zu wohlgesittet, zu ehrgeizig, zu frisch geadelt.

Ich war noch mit vielen Schönen und mit vielen Blüten zusammen. Ich hatte fast nur gute Tage. Ich schwieg bei meinen Freunden, in meinen Briefen an Mutter und Schwester über alles. Denn ich besaß und genoß doppelt, wenn ich alles nur für mich behielt: Schweigen, Lächeln und diskrete Lüge. Und meinen großen Besitz auf der Bank, meine geistige Existenz auf der Universität. Die Schönen und die Blüten wollten mir gefallen. Ich ihnen. Konnte es denn nicht ewig so dauern?

4.

Solange ich genoß glaubte ich diesmal, ewig würde der Genuß dauern. Aber nach einiger Zeit, (viel früher als ich geahnt hatte), kam bei mir ein Verdacht auf, der mir alles zu vergiften drohte: genossen denn die Blüten und die Schönen nicht viel mehr als ich? Ich mußte in eine einzige Stunde alles zusammenpressen, Annäherung, Sieg und Wonne und Abschied zuletzt. Sie konnten noch eine lange Reihe solcher Stunden erhoffen, und was lebt nicht alles von Hoffnung? Vielleicht war an Karla das Schönste die Hoffnung gewesen? Und... bei A. v. W.? Ich schwieg diskret, ich sagte ihnen nicht jedesmal voraus, daß ich das süße Glück nicht wieder zu erneuern gedenke. Wir sollten ja in voller Eintracht ohne Bitterkeit auseinander gehen. Später wurde ich aufrichtiger. Diese Wahrheitsliebe wurde gegen meinen Willen, wenn ich so sagen darf, zu einer Notwendigkeit für mich. Denn wie sollte ich in meiner Berufsarbeit etwas erreichen, wie dem Wesentlichen nahekommen, wie in redlicher Leidenschaft auf dem Wege nach der höchsten erreichbaren Erkenntnis mich abmühen, – (das, und nichts anderes ist Wahrheit!) wenn ich mir das Lügen so angewöhnte, daß es mir zur zweiten Natur wurde, also eigentlich zur ersten? Ich hoffte, meine Liebeserlebnisse würden im Licht meiner grauen und grausamen Aufrichtigkeit sich ändern, ich würde weniger schnell müde werden. Leider blieb es immer das gleiche, so sehr alles zu wechseln schien. Wenn die Blüten stöhnten und ächzten in ihrem körperlichen Leid und zugleich strahlten mit schwimmenden Blicken in ihrer neuen, ungeahnten, berausenden, gewaltigen, glühenden Wonne, ich blieb kalt und arm, denn ich tat das Werk der Liebe ohne Liebe. Wenn ich den Schönen, den wissenden und ach, so dankbaren Herzen den Schmerz antat, ihnen die Wahrheit zu sagen, so glaubten sie, es sei ein Opfer von mir, ich wolle sie nicht in Gefahr bringen, ihre Ehe nicht gefährden, ihrem Gatten nicht die fürsorgende Hausfrau, ihren Kindern nicht die Mutter rauben! Meine Jugend, meine Freundlichkeit sprachen so sehr für mich. Ich war sehr reich, zeigte

es nie und doch ahnten es die meisten, anders als Karla früher. Natürlich war ich nicht bei allen glücklich, sonst wäre ich des ganzen noch früher überdrüssig geworden. Aber oft wurde der Ausdruck der Liebe bei Frauen, besonders bei denen, die in der letzten Blüte und in hohem gesellschaftlichen Ansehen standen, etwas so demütiges, ja kriechendes, daß ich mich vor mir schämte, denn meine Jugend und meine gute Gestalt gaben mir kein Recht darauf. Auf diese Wahrheit aber legten sie so wenig Wert wie auf jedes andere aufrichtige Wort, sie wollten eine schöne Stunde, etwas, das ihnen immer vergebens vorgeschwebt hatte. Oft hatten sie andere Bewerber, tausendmal besser zu ihnen passend, ihnen von Herzen ergeben, denen es ein ungeheures Glück bedeutet hätte, was mich, ach so kalt ließ. Je deutlicher sie ahnten, die Herrlichkeit würde nicht von Dauer sein, desto mehr klammerten sie sich an mich, keine Minute durfte verloren gehen. Ich war ihnen alles. Aber welches Ich? Welches Bild machten sie sich wohl von mir? Nur das eine, das sie brauchten. Ich traf sie nie bei mir, noch bei ihnen im Hause, ich hatte viele Namen, gab ihnen aber fast immer die gleichen Koseworte, die sie entzückten, so trivial sie waren und sein mußten. Mit Geschenken sparte ich nicht, habe aber nie eine nur durch Geschenke gewonnen. Ich habe das alles nie begriffen, sondern nur alles genommen, was sich mir bot. Sie priesen, wie Karla einst, meine Ritterlichkeit, weil ich ihnen weis machte, die ›schöne Stunde‹ dürfe sich nicht wiederholen, weil sie dann profane Gewohnheit würde. Ich könne dann nicht mehr sicher sein, daß die Diskretion gewahrt werde, und das war ein wichtiger Punkt, denn nur selten wollte eine Schöne oder eine Blüte außer ihrer Gegenwart noch die Zukunft opfern, aber sie wollte natürlich geliebt bleiben immerdar, und ihre schönste Stunde sollte die schönste meines Lebens sein. Am besten klang es dann, wenn ich sie meiner ›ewigen‹ Treue versicherte, auch wenn wir uns kaum noch wiedersehen sollten. »Aber wieso denn Treue?« fragten sie. »In allen anderen Frauen«, sagte ich zärtlich unter tausend Liebkosungen, »werde ich immer nur dich lieben, in allen Gesichtern werde ich deine Züge lesen.« »Von welchen anderen

Frauen sprichst du?« fragten sie weiter. »Von meiner Mutter, meiner Schwester«, sagte ich mild, »nach dir kann man nicht mehr lieben. Bitte«, schloß ich, »bleibe mir treu wie ich dir. Unsere Seelen haben Hochzeit gefeiert und haben einander geküßt, das besteht in alle Ewigkeit, und nun, leb wohl, du viel zu sehr geliebtes Wesen!« Nicht eine unter zehn zweifelte daran.

Sie hatten alle mit gewissem Recht Vertrauen in mich. Ich wollte nicht, daß sie jemals das Zusammensein mit mir bereuen und es gar teuer bezahlen sollten. Ich schützte sie. Ich schützte mich. So seltsam es war, eine Art Technik kam in meine Liebe. Für die Blüten und Schönen war es aber niemals Technik, (das hätte ihre Eitelkeit und Selbstliebe niemals zugegeben), sondern das Einmalige, das Wundersame, das, was für das bürgerliche Leben, die bürgerliche Sicherheit zu kostbar ist. Auch für mich gab es dabei etwas Wundersames: wie selbstverständlich, wie schnell und leicht ich von dem schwerfälligen Eroberer einer Karla ein Frauenfreund, ein Genießer geworden war, den oft der Körper einer Schönen, ja vielleicht der Schatten, den ihr Achselhaar auf den Oberarm warf, mehr entzückte als das heißeste Liebesgeständnis, die stürmischeste Umarmung. Aber auch dies wiederholte sich; im Unglück, auf der Suche, in der Einsamkeit war alles einmalig gewesen, jetzt wurde es zur Dutzendware der Natur. Wie selten gab es Kampf und Streit. Meist nur allerhand Tränen, deren Bedeutung niemals zu durchschauen war und denen ich niemals getraut habe. Natürlich erwachte in der einen oder anderen Eifersucht, ich habe eine gekannt, die mir lange aufgelauert hat. Als sie mich mit ihrer Nachfolgerin erblickte, wurde sie grau und grün vor Wut. Als sie mich aber (gegen ihren Willen wohl, aus innerem Zwange ihre Spionage fortsetzend) mit der Nachfolgerin ihrer Nachfolgerin antraf, spielte ein glückliches Lächeln um ihre bereits etwas welken Lippen. Sie war also von ihrer Eifersucht befreit. Ich wünschte mir manchmal etwas von der Eifersucht zurück, die ich noch bei Karla empfunden hatte. Vergeblich. Das Alte kam nicht zurück. Aber immer schneller und

inhaltloser folgten einander die Schönen. Schließlich versuchte ich als letztes Mittel, mich an eine von ihnen »in gewissen Grenzen zu ketten, ihr etwas von meinem wirklichen Leben, von meinen Erinnerungen, Plänen, meinem wahren Wesen preiszugeben, sie glaubte mir nicht! Ich war ein so vollendeter Lügner geworden, daß die Wahrheit in meinem Munde schal wurde, und wenn ich einmal kein Verführer sein wollte, wurde die Blüte meiner bald müde. Vielleicht war es bloß ein unseliger Zufall, denn ich hätte sie vielleicht so geliebt wie eine Karla, wenn auch sicherlich nicht wie die unvergeßliche A. v. W. oder wie meinen Vater. Stand am Ende eines solchen Lebens die asketische Zelle und ein Leben, wie es sich meine schöne Schwester gewünscht hatte? War ich deshalb so arm, weil ich immer noch mehr gab, als ich bekam? Stand ich meinem wahren Glück im Wege mit den Blüten und Schönen? Bestahl ich mich selbst? War ich mir selbst untreu geworden mit meinem »einmal und nicht wieder«?

5.

Vielleicht war ich niemals mehr einer wahren Freundschaft zwischen Männern fähig, als zu dieser Zeit. Aber die alten Freunde waren nicht zufrieden mit mir, und mich enttäuschten sie so, daß ich es ihnen verschwieg. Indessen waren sie genau so, wie sie immer gewesen waren. Wharf war nichts als die verkörperte Neugierde, und doch mußte er im Nebenberufe auch ein Mensch sein. Seine ewige Frage *was Neuen?* konnte ich nicht mehr hören. War er denn neu? Selbst diese grammatikalisch zweifelhafte Verbindung *was Neuen?* war uralte, und vergebens bemühte ich mich, halb scherzhaft, halb ernst, ihn zu einer neuen Fassung seiner alten Zwangsidee zu bewegen. Er schüttelte seine roten Locken, grinste dann mit allen seinen fischgrätenartigen Zähnen und ließ mich allein, eine bessere Gelegenheit abwartend, um aus mir meine Geheimnisse herauszuholen. Karl machte es klüger. Er tat, als wisse er, was mich beschäftigte. Er schwieg sich durch meine schlechte Laune durch und konnte tatsächlich bisweilen eine bessere abwarten. Oft war es uns beiden aber am liebsten,

wenn wir stumm beieinander blieben. Beim Abschied ließ er stets eine mehr oder weniger merkwürdige Wendung fallen. So in dieser Zeit die, daß er mir auf meinen Wegen folge als getreuer Schüler, nur in kleinerem Maßstabe. Ich hielt ihn zurück, ich wollte die Lösung des Rätsels wissen. Er gab sie mir nicht, wohl aber kannte sie der allwissende Wharf, der mir Andeutungen darüber machte, daß Karl sein Augenmerk (aber bisher wirklich nur die Augen) auf ganz unerschlossene, kleine Blüten geworfen hatte. Ich hätte Karl empört zurückweisen können, denn solche Laster mit den Kleinen erschienen mir zu schnöde, zu schauerlich. Er ahnte aber, was ihm bei mir bevorstand, und hielt sich ferne, bis mich viel wichtigere Dinge beschäftigten, und mir seine schmutzigen, gefährlichen Abenteuer gleichgültig geworden waren.

Ich hatte inzwischen durch den jungen Dragoner, der mit uns bei dem Bruder des Ministers gewesen war, die Bekanntschaft eines jungen Offiziers gemacht, des Pionieroberleutnants Maximilian Fürst von V. Seine Truppe, die man auch als Genietruppe bezeichnete, war stets der Sammelplatz guter Köpfe gewesen, begabter Mathematiker, Brückenbauer, Entwerfer von strategischen Straßen usw. Er war vielleicht das alles. Aber nichts von alledem vermochte er ernst zu nehmen. Man hatte ihn, als einzigen unter dreißig Kameraden, aufgefordert, einen Urlaub zu nehmen, um sich für die technische Militärakademie, eine Art technischen Generalstab vorzubereiten. Er nahm den Urlaub an. Mit dem Studium zu beginnen, war ihm aber, als wir einander kennenlernten, noch nicht möglich gewesen, da auch er die Tage mit dem ›holden Mädchenflor‹, die Abende hingegen mit Baccarat, Poker und, in Zeiten der Reue, mit dem sanften Ecarté zubrachte. Er war sehr groß. Schön konnte man ihn nicht nennen, nur die Augen und Hände, die Ohren und die Zähne waren prachtvoll. Seine Geiernase trug er wie ein Raubritter, was sollte er auch dagegen tun? Das überreiche strubblige Haar gedachte er zu zähmen und zwar durch eine Unmenge Brillantine, die nach dem süßen Heliotrop roch, das sich mit dem Tabakaroma und dem

Odem der Kaserne mischte. Morgens wachte er bereits mit der Zigarette im Munde auf, (er rauchte stets die billigste Sorte, Drama genannt). Alkohol in jeder Menge und Qualität erfreute sein frisches, einfaches, gutes Herz. Aber ebenso wenig wie mich konnte ihn Alkohol betäuben. Niemals sah man ihm an, ob er beim Spiel gewonnen oder verloren, ob er viel oder wenig Alkohol zu sich genommen hatte, ob er glücklich in seinen Liebesabenteuern war oder nicht. Er hatte immer eine Masse ›Herzensaffären‹ zu gleicher Zeit, (ich immer nur je eine), aber es war bei ihm vielleicht am ehesten Mitleid und ritterliche Galanterie. Er gefiel nicht trotz, sondern vielleicht wegen seiner Schwächen. Das Noble seiner Natur leuchtete überall durch, am meisten, wenn er errötend bis zu der hohen, durchfurchten Stirn verlegen schwieg, sich im Unrecht fühlend.

Er konnte eben keiner Evastochter widerstehen. Wenn er einer Schönen gefiel, so gefiel sie ihm auch, sofort, blitzartig, aber leider nicht ausschließlich. Er sagte sich, er müsse nun endlich ›aufräumen und beichten‹, das heißt, der Neuen zuliebe den anderen himmlischen Geschöpfen, denen er huldigte und an denen er sich wie ein Kind ausgelassen freute, mitteilen, daß sie ›über ihn ein Kreuz machen‹ müßten, daß er fürderhin der neuen Eroberung einzig und allein dienen und die Treue halten wolle, aber dazu fehlte es ihm immer an Mut. Er, sonst so couragiert, ja tollkühn, – hier zögerte er und war schwach. Ab und zu ließ er eine Freundin einer dieser Schönen in den Klub ›Cercle hippique‹, in dem sich ein großer Teil seines Lebens während des Urlaubs abspielte, kommen, wo ein uralter, prachtvoller, einsamer, weil dem Publikum unzugänglicher Park eine Sehenswürdigkeit war. Er wollte von der Dame erreichen, sie sollte ihn bei ihrer Freundin losbitten, damit er dort in Gnaden entlassen sei. Aber meist trat das Gegenteil ein, er wurde die alte Geliebte nicht los und gewann eine neue hinzu. Als ich ihn kennenlernte, hatte er, von unzähligen Telephonanrufen, Briefen, Besuchen hin- und hergehetzt, keine freie Minute. Als wir einander näher kamen, – sehr schnell, nach

etwa zehn Wochen – hatte er für mich schon etwas mehr Zeit. Er machte mir den Vorschlag, ich solle ihm Lektionen geben in Astronomie und Botanik, die unsinnigerweise zu dem Prüfungsprogramm der Akademie gehörten, und er wollte mir dafür Reitstunden erteilen in dem gedeckten Trainingsschuppen, der sich im Prater befand und dem Cercle gehörte. Aus meinen Lektionen wurde nichts. Man konnte sie nur im Club oder in seiner Wohnung halten, aber hier waren wir nicht sicher vor Besuchen, oder, mag sein, die Gegenstände interessierten ihn zu wenig, oder ich war kein guter Lehrer. Dafür hielt er zu meiner größten Freude die Reitstunden mit militärischer Pünktlichkeit ein. Obwohl ich nicht Mitglied des Cercle war, bekamen wir gute Pferde, um Sattelzeug sollte ich mich am Anfang, so hieß es, nicht kümmern. Übrigens hatte er auch eigene Pferde; natürlich hätte ich als Anfänger kein solches reiten können.

6.

Da ich mich damals von den Frauen etwas zurückgezogen hatte, nicht ganz – und mir vorgenommen hatte, mich täglich von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, mit einer halbstündigen Unterbrechung, mit meiner Arbeit zu beschäftigen, (es ging um die Frage: Gott über der Natur oder Gott in der Natur, Gott als Herr der Zeit oder Gott als Zeit selbst), blieb uns nur der Abend. Aber es war glücklicherweise um diese Zeit, Anfang Juni, noch lange hell. Ich sagte, um Sattelzeug brauchte ich mich nicht zu kümmern, auch nicht um Sporen, Peitsche oder ähnliche Behelfe. Max bedeutete mir am ersten Abend, ich solle es mir bequem machen. Ich sah ihn erstaunt an, wie er dastand, in seiner Wolke von Heliotropbrillantine, Tabak- und Stallduft, in der einen Hand die Handschuhe, an der anderen ein schönes, etwas fettes Pferd an einer Longe aus Hanf haltend. Er rief mir zu, – (das Pferd wieherte gerade in der mächtig tönenden, holzgedeckten Halle), ich solle mich entkleiden und nur das Nötigste anbehalten. Ich folgte seinem Rat. Das Pferd war fast ebenso nackt wie ich. Dann forderte er mich auf, so schnell wie möglich auf das Pferd

hinaufzukommen. Er half mir nicht. Ich klammerte mich an die Mähne und zog mich empor, sehr zum Leidwesen des dicken Gauls, der ausschlug und von sich blies, aber das genügte nicht. Wie leicht wäre es mit Steigbügeln oder mit einem Schemel gewesen! Aber ich wußte, daß alle Bauernjungen, welche die Gäule zur Schwemme reiten, ohne Hilfsmittel sich den Pferden auf den Rücken werfen. Es brauchte eben nur einen Schwung, während man sich mit der linken Hand auf den Widerrist des Pferdes stützt, und diesen fand ich. Welch seltsames Gefühl, auf dem nackten, knisternden tierwarmen Rücken des Gauls zu sitzen, Haut an Haut! Von den Stößen des antrabenden Pferdes emporgeworfen werden und mehr als einmal in die Lohe hinabsausen, mit der die Reitbahn bestreut war! und den Pferdeleib von unten her betrachten. Aber das schreckte mich nicht. Ich lachte nicht und fluchte nicht. Ich verbiß den Schmerz, ich begann von neuem. Immer schneller trabte das Pferd, immer höher schleuderte es mich, aber ich hielt mich mit dem entfalteten Gesäß oben und faßte den gewaltigen, tonnenartigen Pferdeleib zwischen die Knochen der Knie, und lernte an zehn solchen Abenden mehr Sitz und erfaßte mehr vom *Spiel* des Trabes und kurzen Galopps, als wenn ich mit Sattel, Zügel und Bügel, mit Reitstiefeln und Sporen gerüstet, jahrelang den üblichen Weg gegangen wäre.

Das Pferd wechselte oft, im Anfang war es eine behäbige Mähre, später eine unruhige Fuchsstute, dann ritt ich frei von der Longe einen schönen Schimmel, dreijährig, Halbblut, und zuletzt war es Maxis eigenes Pferd. Das heißt, es gehörte dem österreichischen Militär-Ärar. Denn ein Ritter wie Maxi, trotz seinem hochtönenden uradeligen Namen fast vermögenslos geboren, hatte nur Schulden, und ich glaube, das ärarische Pferd, das er in den Urlaub mitgenommen hatte, wurde von den Karten ernährt. Auch wenn er im Spiele verlor, durfte es dem Tier an nichts fehlen, lieber hätte er gehungert. Ich wußte es zu würdigen, daß er mich auf seinem Gaul reiten ließ. Es war die größte Freude, die er mir verschaffen konnte: eine animalische und doch reine

Freude! Wenn wir in einer der Alleen des Praters, die aus dem gepflegten Teil des Parkes auf Buschpfaden in die wilden, weglosen Donauauen führten, hinaustrabten, die Sättel einander ab und zu knirschend streiften, – (Pferde wollen immer möglichst nahe beieinander sein), wenn unter den Hufen meines oder seines Pferdes ein Kiesel hell erklang, wenn die herabhängenden Zweige einer Espe oder großen Weide meinen Hut und seine schwarze Offizierskappe mit den Goldknöpfen und der Rosette streiften, wenn die Hufe Erdkrumen an unseren Knien emporwarfen, wenn die Pferde so leise trabten, daß wir das Rieseln des Stromes vernahmen, der graublau gleitend unweit von unserem Reitpfad dahinzog, wenn sein Pferd, bloß dem Schenkeldruck gehorchend, endlich zu einem kleinen Linksgalopp ansetzte, und wir uns im Takt wiegten, jeder mit seinem braven, flinken, starken, gesunden Roß verwachsen, und wenn wir ebensowenig müde wurden wie die Tiere unter uns, die in ihren herben Geruch gehüllt waren, angefangen von den schwarz glänzenden Nüstern bis zu dem zischenden, breitfächerigen Schweif, wenn Max lächelnd, und immer noch im Galopp, seine schönen, großen Zähne zeigend, schließlich mit seiner starken, braungebrannten Hand seinem Pferde ebenso gut wie dem meinen unter den Sattelgurt fühlte, ob sie nicht zu schwitzen beginnen –, hätte ich nicht jetzt in dieser Minute glücklich und wunschlos, gesättigt vom Leben und meiner Kraft bewußt, mit meinen dreiundzwanzig Jahren zufrieden sein müssen? Jetzt fielen die Gäule in leichten Trab und wir zündeten uns die Zigaretten an und lüfteten die Kopfbedeckung. Glücklich in einer bestimmten Grenze war ich vielleicht, eben in diesem animalischen Glück. Zufrieden nicht. Ich konnte glauben, in Max den Freund gefunden zu haben, den ich seit dem Tode des Teuren, (ohne es stets zu wissen) gesucht hatte. War mir denn nicht jeder Wunsch in Erfüllung gegangen seit jenem Tage?

Warum war mir dies alles, Sport, Sommer, Kraft, Freundschaft hier, Arbeit daheim, – in der Familie Ruhe und Frieden – in meiner Tasche mehr Geld, als ich je verbrauchen

konnte, nicht genug? Warum mußte zu so ungelegener Zeit der Gedanke an das gelähmte Geschöpf kommen, die, obwohl etwas älter als ich, doch eine solche aristokratische Reitlektion im Prater nie genossen hatte? Und doch tat ich gar nichts, um ihr, vielleicht nur *einmal und nicht wieder*, entgegenzutreten.

Maxi war der echte Freund. Er hatte eine Menge Liebe für mich, noch eine Spur mehr Spott für meine törichte Art, die er wohl durchschaute, aber am meisten – Geduld. Er ließ mich meine weiteren Fortschritte im Reiten und Hürdenspringen, (das einzig und allein vom sicheren Sitz abhing, dessen Geheimnisse er mir endlich beigebracht hatte), von nun an allein machen oder mit dem Reit- und Fahrlehrer des Cercle. Er kam dafür mit mir an den Schießstand in den Universitätssportverein, und wir schossen um die Wette nach ruhenden und bewegten Zielen, nach Tontauben, die von einer Maschine abgeschneit, im besten Fall zu unzähligen Scherben zerschellten, – und zu meiner Überraschung schossen wir plötzlich nach einer Krähe, die zu ihrem Unglück in unseren Schußbereich gekommen war. Krähen sind Raubzeug, kein Gegenstand der Jagd. Ein kleiner Tropfen Blut feuchtete glimmernd das schwarze dichte Gefieder auf dem Bauch des toten Vogels.

Max war oft von seinem Großoheim, einem Besitzer unterschiedlicher Großforste und Jagden, (Rehe, Fasanen, Schwarzwild, Hirsche und Gamsen, von Rebhühnern und Hasen ganz abgesehen), zur ›Pürsch‹ eingeladen worden. Nun nahm er mich im Frühherbst 1913 ins ›tote Gebirge‹ in Steiermark zu einer Gamsjagd mit. Die Tage waren bereits kühl, aber die Luft durchsichtig wie Kristall, die silbergrauen Felsen von Kalkgestein nahe wie zum Greifen. Schon am Morgen sahen wir an dem Lopensteiner Gebirgsstock dunkle Punkte, die im Zielfernrohr Maxis sich als Gamsen entpuppten, aber um ihnen nahe zu kommen, brauchte es viele Stunden mühsamen Aufstieges, da wir, dem Rat des vielerfahrenen Försters folgend, alle üblichen Wege und Tritte meiden mußten, da diese den Gamsen wohl bekannt

waren. Und wenn wir zwei, – (der Förster war mittags in einer Hütte zurückgeblieben, weil er nicht mehr daran glaubte, wir würden zu Schuß kommen) fast oben waren, höchstens zweihundert bis dreihundert Meter Höhendistanz von den Gemsen entfernt, so mußte sich dummerweise der Wind drehen, wie oft gegen Abend. Mit dem ersten Windstoß schien jede Aussicht dahin, da die Witterung den alten erfahrenen Gamsbock vergrämen mußte, der für die anderen auf der Wacht war und auf seinem ruffartigen Felsen stillestand, während seine Familie friedlich äste.

Aber in mir hatte sich im Laufe dieses Tages eine heiße Gier, eine stille, glühende Lust am Schuß und am Wild so gesteigert, daß ich nicht daran dachte, die Jagd aufzugeben. Meinem Freund, der mehr als eine Gemse erlegt hatte und eine Menge Gamsbärte in seinem Zimmer im Jagdschloß aufbewahrte, lag nichts an einem neuen Opfer. Ich nahm es also von ihm an, daß er auf mittlerer Höhe zu bleiben versprach, während ich versuchen sollte, das wachsame Leittier im Aufstieg von der Seite her zu überlisten. Er machte es sich bequem, trank etwas Jägerkorn und scherzte über seinen Heliotropduft, der den Gemsen seine Nähe verriete. Ich konnte nicht lachen.

Ich bin an jenem Nachmittag Steilhänge emporgeklettert, bei denen mir früher das Blut in den Adern erstarrt wäre. Beim leisesten Windstoß blieb ich still, oft hing ich über einer tiefen Schrunde im Fels. Max hatte sich inzwischen die bittersten Vorwürfe gemacht, denn er verfolgte durch sein Zielfernrohr meinen tollkühnen, fast unmöglichen Aufstieg. Hätte ich die Hände frei gehabt, wären die Schwierigkeit und Gefahr nicht so groß gewesen. Aber ich hatte das Gewehr zu tragen, es durfte kein Kiesel unter meine Füße rollen, Schaft oder Lauf des Gewehres an keinen Felsen schlagen!

Ich kann es nicht beschreiben, was in mich fuhr, als ich endlich den Bock schußbereit vor mir hatte, den dreieckigen Kopf mit den Ebenholzrüstern und den zierlichen sichelartigen Hörnern

gegen den matt himbeerfarbenen Abendhimmel in tiefster Alpenruhe abgezeichnet. Ich setzte den kühlen Holzschafft der Flinte, das glatte, duftende Holz, an meine rauhe Wange, hielt den Atem an, visierte über das Korn den Hals der Gemse an und zog mit größter Vorsicht ab. Das Tier sprang auf allen vieren hoch. Aber vielleicht war es nur erschreckt durch den Knall und nicht getroffen? Ich hätte tiefer, auf die Brust zuhalten sollen. Schneller und früher! Jetzt stürmte der Bock mit den anderen in mächtigen Sätzen bergab, wobei die vier Läufe bei jedem Absprung zusammenschlugen. Also gefehlt?! Ich lachte, jetzt, nach dem Schuß war alles einerlei, aber mir krampfte sich das Herz vor Wut und Zorn zusammen. Aber um so stärker und stolzer mein Glücksgefühl, als ich den Bock nach den ersten zehn oder zwölf Sprüngen nicht mehr auftauchen sah aus dem rötlich von der Abendsonne beschienenen, perlengrauen Felsgeröll. Ich ihm nach, aber jetzt mit Ruhe, die brave Flinte umgehängt mit dem Schafft nach oben, mit Vorsicht jede Gefahr vermeidend, so daß ich erst nach meinem Freunde bei der zusammengebrochenen Gemse anlangte.

Ich sah ihn nicht gern neben dem Wild knien. Er lächelte mich spöttisch mit seinen schönen Zähnen an und gestand mir, daß er bei seiner ersten Gemse ebenso böse auf den Revierförster gewesen sei, der seiner Gemse den Fangschuß gegeben habe. Bei der meinen aber sei das nicht notwendig gewesen, ich hätte einen Blattschuß getan oder vielmehr der Gott des Jagdglücks durch meine unerfahrene Hand. Ich nickte still, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß er mir den Schuß neidete. Neid hat er nie gekannt! Wir brachen die Krickeln aus und schnitten die Langhaar-Grannen, Gamsbart genannt, ab, und sie zierten am nächsten Tag meinen alten Steierhut. Ich hatte genug von der Jagd, ich wollte zurück. Besseres konnte nicht kommen. Ich war kein guter Kamerad, man brachte kein rechtes Wort aus mir hervor.

Mit Maxi war ich noch herzlicher befreundet als früher, ich war ihm gut, sehr, sehr! Ohne besondere Vorbereitungen

begannen wir uns du zu sagen. Aber ich reiste allein nach Wien zurück, von einer großen Unruhe, einem wütenden inneren Fieber gepackt. Mir tat es leid, daß ich mit allen meinen Blüten und Schönen gebrochen hatte. Und doch, was sollten sie mir? Ich war nicht neugierig auf sie, ich kannte sie! Ich hoffte nicht auf sie, denn ich liebte sie nicht! Hätte ich nie gewußt, was Liebe ist! Aber ich hatte meinen Vater geliebt, ich hatte ein junges, leicht gelähmtes oder verkrüppeltes schönes Mädchen nicht vergessen können bis jetzt. War das alles? Der Vater war tot, er starb auch ab in mir. Die junge A. v. W. lebte. Aber sollte ich es wagen? Konnte ich denn an einem Leben, reich an Genuß, arm an Liebe, nicht Genüge finden? Konnte ich nicht anderen, größeren Idealen dienen? Alles war leer, doch ihr Schatten war noch stark, ich hoffte noch auf sie, wenn ich mich auch bemühte, mich ihr nicht hinzugeben. Sollte ich meine Freiheit opfern? Wußte ich, was mir bevorstand? War sie wertlos, war ich unglücklich, war sie wertvoll und so einzigartig, wie sie mir vorschwebte, war ich ihrer vielleicht nicht wert? Vielleicht hatte ich zu lange gewartet, es war zu spät. Und doch wartete ich noch eine Zeit. Ich wollte mich nicht ausliefern, nicht dem Unbekannten ergeben. Ich wollte nicht. Was half es?

Vergebens vergrub ich mich in meiner Arbeit. Viel Philosophie – aber keine Natur. Nie die letzte Erkenntnis. Nie satt. Wo war der Grund? Hier gab es nichts als Gedanken, auf Gedanken gebaut, Ideen, Logik, bei aller Mühe unfaßbares Geheimnis am Ende, wie bei den Sternen nur im Anfang Schimmer, Sinn und Trost. Dann die würgende Unendlichkeit, das alles auflösende und doch friedlose Nichts. Endete jede große Freiheit im noch größeren Nichts? Nur *ein* Mensch bestand neben diesem Tod. Und dieser Einen mußte ich mich nähern, selbst mit Lebensgefahr – oder untergehen.

7.

Ich mußte also einen Plan entwerfen, der möglicherweise sehr schwierig war. Aber schon bei dem Gedanken an diesen Plan lockerte sich mir der Druck auf der Brust, und alles war heller und froher! Ich mußte handeln. Das Beste war es, wenn ich vor allem

den Doktorgrad erreichte. Damit hatte ich einen Titel, wenn es auch ein nicht ungewöhnlicher war, es war niederer geistiger Adel im besten Falle. Was konnte er ihr sagen? Aber dann bot die Zeremonie der Erteilung der Würde eines Doktors der Philosophie eine Gelegenheit, außer allen meinen Verwandten auch die alten Freunde meines Vaters, zu denen ja auch der Graf v. W. gehörte, einzuladen.

Ich teilte meiner Mutter meine guten Vorsätze mit. Sie antwortete spät, dem Brief war anzusehen, daß sie sehr beschäftigt war. Statt in ihrer geperlten Lehrerinnenhandschrift war er in weiten, kühnen Zügen hingeschwungen, fünf Zeilen auf der Seite, fünf Worte auf der Zeile, dafür aber lag ein großer Aufsatz aus einer Zeitschrift für ›moderne soziale Wege‹ bei. Meine Mutter schrieb hier nichts über die Partei, der sie angehörte und der sie (nach Angaben der sehr nüchtern, aber doch herzlich schreibenden Anna) fast den ganzen Tag und die halbe Nacht widmete, sondern im allgemeinen über die Rolle, die der Sozialismus, als das Ideal und die Urform des Lebens in Gemeinschaft, spielen würde. Ich überflog ihn, gewohnt, ganz konzentrierte Arbeiten zu lesen. Meine Mutter schrieb populär, das heißt für Menschen, die Zeit haben und die Zeit brauchen. In wenigen Worten zusammengefaßt kam es ihr darauf an, daß *sozial* und *sittlich* das gleiche wäre, (oder beinahe das gleiche in einer kommenden idealen Gesellschaftsordnung), und daß vor allem dem Industrieproletarier die Zukunft gehöre, denn er könne nur in Gemeinschaft arbeiten (an der Maschine nämlich), daher nur in Gemeinschaft leben, und so war ihm die Sittlichkeit und damit in den Augen meiner Mutter das wahre Glück gewiß. Entweder ihm allein oder ihm doch weitaus mehr als den höheren Ständen.

Ich dankte meiner Mutter für beides, Brief und Artikel, und änderte meinen Plan etwas ab, denn so, wie sie jetzt lebte und wofür sie jetzt lebte, konnte sie mit einem Grafen von W. und seiner Tochter kaum harmonieren. Mir bedeuteten ihre Ideale und

Lebensziele nichts. Vielleicht war das schade. Es änderte leider nichts.

Ich bestand noch im Hochsommer die nötigen Prüfungen, erhielt die Doktorwürde, – nicht in Gestalt des berühmten Doktorhuts, sondern in Form eines in eine schwarze Pappdeckelrolle eingepackten Pergamentes, dessen Wortlaut lateinisch war. Ich hatte die Mitteilung von dieser Zeremonie lithographieren lassen und sandte sie post festum, also nach der Promotion, an alle Bekannten und vor allem an den Grafen. Als er nicht antwortete, rief ich ihn in seiner kleinen Fabrik in Floridsdorf an, wo er sich mit der Konstruktion seines neuesten Girakters beschäftigte. Er sagte mir in kurzen Worten, er hätte mir bereits geschrieben und für meine Mitteilung gedankt, und er würde sich natürlich freuen, den Sohn seines alten Freundes gelegentlich wiederzusehen. Der auf diese Weise von ihm angekündigte Brief hat mich aber nie erreicht, ich weiß nicht, ob aus Versehen der Post oder weil er nicht geschrieben wurde. Jedenfalls war der erste Knoten geschlungen, ich wartete einige Tage ab, dann fuhr ich in die Fabrik hinaus, wo ich den Grafen, etwas gealtert, aber noch schön in seiner Art, klein, braungebrannt, mit weißem Schnurrbart und buschigem Haupthaar, schlank, sehnig und lebhaft antraf. Er trat zu mir heran, in einen oft gewaschenen, sauberen, hellblauen Kittel gekleidet, irgend einen kleinen kantigen Stahlgegenstand in den Fingern, den er dauernd liebte. Er zeigte mir die bescheidene Fabrik und in einem Schuppen, den er Hangar nannte, führte er mir auch die früheren Modelle seines Flugzeuges vor. Das neueste Modell verbarg er meinen Blicken, er hatte wohl den Aberglauben, daß kein fremder Blick das Wunderwerk der Technik in unfertigem Zustand streifen dürfe.

Was lag mir an dem Girakter? Selbst wenn dieser mich in einem kühnen Flug von dem staubigen, rußigen, lärmenden Floridsdorf zu den unberührten, schneeweißen, schweigenden Felsenwüsteneien des Mondes hätte hinauftragen können, für mich hätte er nicht konstruiert zu werden brauchen. Der Graf

verabschiedete sich dann und war etwas erstaunt, als ich ihn an der Schwelle noch zurückhielt, um nach seiner Tochter zu fragen. »Ach, Alexandra«, sagte er, sich über den Schnurrbart streichend und mit einem blütenweißen Taschentuch seine mahagonifarbene Haut betupfend, »es geht der Komteß wie immer! Wenn Sie einmal Zeit haben, kommen Sie oder, noch besser, geben Sie mir Ihre Adresse, sie kann Ihnen schreiben!« Ich entsann mich des nebelhaften Briefes, den er mir geschrieben haben wollte, und sagte, ich würde ihr telephonieren. »Jaja«, murmelte er, in Gedanken schon bei seiner Arbeit.

Aber im Telephonverzeichnis stand sein Name bloß im Zusammenhang mit der Fabrik. Ich mußte also den ersten Besuch auf eigene Gefahr wagen. Würde ich sie nach sovielen Jahren noch wiedererkennen? Und sie mich? Die Adresse war leicht aus dem Wiener Adreßbuche zu ersehen, denn es gab nicht viele Träger dieses Namens. Ich ging zuerst einmal vormittags an dem Hause vorbei. Ich sah ein in ganz guter Gegend gelegenes, vierstöckiges Gebäude, nicht gerade eine Mietskaserne, aber auch nichts besonders Vornehmes, obgleich es in jeder Etage einen ziemlich breiten Balkon gab. In der Straße stand, das grelle dünne Herbstgrün durch Straßenstaub angesilbert, eine Doppelreihe von Bäumen, Platanen glaube ich, in deren Zweigen eine Unmenge von Spatzen ein gewaltiges Geschrei erhob. Auch schien es mir, als ob die Spatzen besonders oft zu dem Balkon im vierten Stockwerk, der von einer weiß und rosa gestreiften Leinenmarquise überdeckt war, emporflatterten.

Das Herz schlug mir schwer in der Brust bei dem Gedanken an sie. Ich hatte zum erstenmal Angst, ich könne von einem Menschen ungehört und ungesehen zurückgewiesen werden, oder man könne mich mit leeren Augen ansehen. (Wie genau entsann ich mich noch des Blickes, den sie mir zugeworfen hatte, als ich die armseligen Stopfen an den Strümpfen, ohne es zu wollen, entdeckt hatte!) Mußte sie mich nicht schon längst vergessen haben? Was war ich ihr? Wir hatten uns doch nur eine Viertelstunde

lang gesehen. Aber ich faßte bald Mut, ich sagte mir, sie sei immer noch gelähmt, sie sei nicht reich, (kein Telephon in der Wohnung), sie sei unverheiratet, (in den Worten ihres Vaters lag etwas von der Geringschätzung, die jung gebliebene, unverwüstliche Väter für unverheiratete alternde Töchter haben), und ich sei mehr geworden, als ich damals gewesen, sie aber nur dasselbe geblieben: *schön, adelig, gelähmt*.

8.

Die Wohnung des Grafen v. W. befand sich tatsächlich im vierten Stockwerk. Ich kam zum erstenmal an einem Donnerstagabend, Ende September. Geöffnet wurde mir von einem ältlichen, mürrisch aussehenden Mann mit verkniffenem Mund und weißen Bartkoteletten, steifem, etwas vergilbten Stehkragen und mit vielen Messingknöpfen an der schwarz und blau gestreiften Dienerweste. Das große, hohe, mit grünen Tapeten ausgeschlagene Vorzimmer hatte als Einrichtung nur eine kleine Wandgarderobe, an der drei oder vier Damenmäntel hingen, im Schirmständer befanden sich einige Schirme aus Seide mit schön geschnitzten Griffen. Auf dem kleinen rechteckigen Spiegeltischchen, das zur Garderobe gehörte, befand sich eine blank geputzte, aber recht dünne, in Ornamenten gepreßte Silberschale mit zahlreichen Visitenkarten. Die Türen zu allen anliegenden Räumen standen offen, und der Luftzug war so stark, daß ich es vorzog, die Tür hinter mir zu schließen. In einem Nebenraume sah ich eine alte, hochgewachsene Frau mit einem schwarzen Silberkasten beschäftigt, aus dessen zahlreichen Fächern sie, ohne sich um den Gast zu kümmern, Silberlöffel oder dergleichen hervorholte. Auf dem dünnen grünen Läufer des Vorzimmers lagen einige Seidenpapiere von der Art, wie man sie zum Einwickeln von Blumensträußen verwendet. Der Diener, der sie vielleicht erst jetzt bemerkte, bückte sich, die Nase noch mürrischer verziehend, mühsam nach ihnen, ballte sie dann zusammen und steckte sie in die Tasche. Aus den vorderen Räumen der Wohnung drang Gelächter und einige helle Stimmen

klangen lustig durcheinander. Sonderbarerweise war mir eben die Beschließerin beim Silberkasten bekannt vorgekommen, aber ich wußte nicht, wo ich sie hintun sollte. Mein fast unfehlbares Gedächtnis versagte. Ich reichte dem Diener meine Karte, die er, ohne ein Wort zu sagen, in das Nebenzimmer trug, sie der Beschließerin zeigte, um sie dann vorne zu präsentieren.

Sehr bald darauf brach das Lachen und das zwitschernde Geplauder ab, und dafür drang, für einen Augenblick nur, das dumpfe Dröhnen der Straße herauf. Das Haus ging auf die sogenannte ›Lastenstraße‹ hinaus, die dem höchst vornehmen Ring parallel läuft und besonders für die schweren, lärmenden Fuhrwerke bestimmt ist.

Der Diener kam sehr bald zurück, legte die Karte in das Silberschälchen und verbeugte sich vor mir. Hieß das, daß ich gehen sollte? Er lächelte jetzt etwas devot, seine dünnen Lippen auseinanderziehend. Hieß das, ich solle ihm ein Trinkgeld geben? Ich hatte natürlich in Erinnerung, daß Antrittsvisiten in Häusern, die auf Form halten, nicht anders verlaufen und daß man in solchen Fällen den Dienstpersonen kein Trinkgeld verabreicht. Ich nickte ihm also freundlich zu und ging. Die Beschließerin stand jetzt in ihrer Tür, in gemessener, vornehmer Haltung, ohne eine Miene ihres mehr von Sorgen gezeichneten, als abweisenden Gesichtes zu verziehen. Sie lächelte nicht. Ich ging. Auf der Treppe besann ich mich. Ich erkannte die alte Frau wieder. Es war die Gräfin, die ich doch vor Jahren bei meinem Vater gesehen hatte und deren Stimme mir hätte bekannt sein müssen. Warum hatte sie kein Wort gesprochen? Mein Benehmen machte meiner Menschenkenntnis keine Ehre. Ich entschloß mich, sofort umzukehren. Merkwürdigerweise stand das Entrée bereits offen, so daß mir der beschämende Augenblick erspart war, in dem ich nochmals hätte klingeln müssen. Die alte Dame war an ihrer Arbeit. Sie nahm meine Entschuldigung, ohne sich stören zu lassen, mit dem zarten Charme entgegen, den alte, etwas resignierte Menschen von gutem Herzen selten verbergen können. Sie wußte, wer ich war,

und als sie hörte, daß ich schon seit langem in Wien wohnte, gab sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß ich sie noch nicht früher aufgesucht hatte. Sie entsann sich meines Vaters. Sie sprach leise zu mir. Sie forderte mich aber auch jetzt nicht auf zu bleiben, es war ein Festtag, vielleicht der Geburtstag ihrer Tochter. Aber sie ließ mich nicht fortgehen, ohne, mich dringend für bald, für sehr bald einzuladen. Wahrscheinlich hatte ihre Tochter nicht an jedem Tag so viele Menschen um sich. Es schien mir übrigens, als ob auch nicht jeden Nachmittag Schokolade gekocht und Schlagsahne vorbereitet würde, und als ob die goldgeränderten Tassen, die vergoldeten Löffelchen nur an seltenen Festtagen ans Tageslicht kämen.

Ich ließ mit großer, aber doch freudiger Ungeduld noch einige Tage vergehen, es war Montag, als ich das Haus wieder aufsuchte. Der Diener, den die Gräfin Thodór, (mit der Betonung auf der letzten Silbe), gerufen hatte, öffnete mir und führte mich sofort zu der Komtesse. Ich hatte gefürchtet, ihr Anblick würde wie ein Blitz einschlagen in mir, so wie es vor so vielen Jahren der Fall gewesen war. Aber es war nicht so. Ich sah, von schimpfenden und mit den Flügeln schlagenden, staubfarbenen Spatzen umringt, eine etwas üppige, blasse Gestalt, halb sitzend, halb liegend, auf dem Balkon in einem Liegestuhl mit aufgerichteter Lehne aus Rohrgeflecht, den bei aller Mädchenhaftigkeit etwas zu starken Oberkörper in einer schneeweißen Batistbluse, die Hände beschäftigt, die Spatzen abzuwehren, die an ihren bezaubernden, fein zugespitzten rosaroten Fingern pickten, obwohl doch keine Bröselchen von ihnen gehalten wurden. Die Stirn war hoch, das rostfarbene Haar war überreich, war aber mit solcher Kühnheit nach rückwärts gestrichen, daß die kleinen, aber etwas abstehenden Ohren frei blieben. Ihre Taille war ungewöhnlich dünn, ein hoher, hellgrüner Ledergürtel umspannte sie eng wie bei einem halbwüchsigen Mädchen. Alles andere war von einer etwas abgenutzten, schottischen, rosa und chromgelb karierten Reisedecke verhüllt. In den Falten dieser Decke mußten noch

Brotkrümel liegen. Plötzlich zog das adelige Fräulein die Knie mit solchem Schwung an sich, daß die Brotkrümelchen hoch emporsauten, um von den Spatzen, (die dieses Spiel sicherlich kannten), im Fluge aufgefangen zu werden. Jetzt streckte sie sich mit einem trägen Seufzer, den sie vielleicht lieber unterdrückt hätte, wieder aus, mit den Händen den Körper entlang streifend. Sie bot mir einen Stuhl an, sah mir mit ihren sehr großen, eher blauen als grünen, scharfen und klaren Augen, halb fordernd, halb stolz und unnahbar ins Gesicht. Jetzt erst glich sie der Alexandra von einst.

9.

Ich wußte, daß es zu den schwierigsten, (und doch wie nutzlosen) Aufgaben gehört, die unverschämt frechen und zugleich scheuen Spatzen zu zähmen. Welche ungeheure Geduld mußte Alexandra aufgebracht haben! Welchen Wert hatte wohl ihre Zeit?

Ich sah fast nie Bücher oder Handarbeiten, dafür aber immer Zeitungen in ihrer Hand, und ich merkte bald, daß es ihr an einer gewissen, nicht gerade banalen Bildung nicht fehlte. Mühelos beherrschte sie das Französische, das Englische und bis zu einem gewissen Grad das Italienische. Mit dem Diener, der aus dem Elsaß stammte, wo entfernte Verwandte von ihr ausgedehnte Besitzungen hatten, sprach sie französisch. Ich verstand fast nichts davon. Wußte sie es, wußte sie es nicht? War es Absicht, daß sie auch mich an diesem Abend französisch ansprach, und mich zwang, ihr stockend meine Unkenntnis einzugestehen?

Sie war an allem interessiert, aber so gleichmäßig an allem, daß ich bald einsah, sie interessierte sich nicht im geringsten für etwas, das ich und nur ich ihr hätte mitteilen können. Ab und zu traf ich sie mit dem Rosenkranz um das schmale Handgelenk an. Sie trug es wie eine zu lange Perlenhalskette, die man auch als Bracelet benutzt. Sie reichte mir die Hand zum Kuß. Oder den Rosenkranz? Ich wußte nicht, wollte sie, daß ich die nach Ambra

duftenden, etwas matt gewordenen Elfenbeinkugeln küsse statt ihrer Hand? Auch an ihrer herrlichen Brust funkelte ein kleines goldenes Kreuzchen, das ab und zu in dem faltenreichen Jabot verschwand. War sie also sehr fromm? Oder gehörte dies zu der Denkungsweise ihrer Kreise? Vielleicht half es mir, wenn ich dies ergründete, vielleicht kam ich ihr näher, wenn ich hier nachzufolgen versuchte und etwas von meinen glaubenlosen Philosophien opferte oder wenigstens abänderte! Wie gerne hätte ich etwas gemeinsam mit ihr gehabt! Mir blieb nichts als Geduld. Denn bei aller List ließ sie sich nie auf ein ernstes Gespräch über ihren Glauben ein. Nicht mit einem Blick, einem Zittern der Stimme gab sie sich mir hin. Aber deshalb umfaßte ich sie noch sanfter und tiefer mit meinen Gedanken. Zufällig hatte ich sie an einem Sonntag bei der kleinen Kapelle vorfahren gesehen, die in einem der inneren Höfe der ›Burg‹ steht, und wo manchmal von den Hofmusikern und den berühmten Wiener Sängerknaben große Messen mit Chören und vollem Orchester zelebriert werden. Ich sah, wie sie schwerfällig aus einem einspännigen Mietswagen stieg, von ihrer Mutter begleitet. Sie wollte nicht von ihr gestützt werden. Sie ging zum Portale, ich glaube, sie hinkte etwas, nicht viel. Der alte Diener, der mit dem Meßbuch in der Hand vom Bocke herabturnte, hinkte viel mehr als sie, kam es mir vor, als wolle er zeigen, daß ihm der Kirchenbesuch eine Mühe und Plage bedeute.

Ich hütete mich wohl, eine Anspielung auf das Gebrechen zu machen. Ich hatte unendliche Geduld mit dem armen geliebten Geschöpf, und doch war es noch zu wenig Geduld für sie!

Bei Karla hatte ich Geduld gelernt, aber von Karla hatte ich etwas gewollt, ich hatte sie besitzen, genießend mich ihrer bemächtigen wollen auf immer. Bei Alexandra aber wollte ich nur bleiben, ihr etwas hartes, alpengrünes Auge auf mich gerichtet sehen mit träge funkelndem Glanz. Wenn ich kam, hörte ich sie manchmal in dem großen, mit altmodischen und schlecht zueinander passenden Möbelstücken ausgestatteten ›Besuchssalon‹ umherhinken, ich wartete, bis sie sich schön

zurecht gesetzt hatte, ich ließ es mir gefallen, daß sie mich dann ironisch fragte, was ich denn so lange im Vorzimmer, im *Gang* getan habe? Vielleicht hätte ich in der Schale nach neuen Visitenkarten umhergestöbert? Mondäne Neugierde ist niemals meine Schwäche gewesen, und solche Geheimnisse waren die letzten, hinter die ich zu kommen gedachte. Aber ich verstand sie.

Manchmal wünschte ich mir, ich wäre blind. Ich dachte, ich würde sie dann viel mehr lieben, wenn ich ihre Schwächen nicht erkennen müßte. Aber bald unterschied ich das Schwache und das Starke nicht mehr in ihr. Ich sagte mir, ich begehre sie nicht, ich wolle sie als Bruder mit Innigkeit, aber ohne Sinnlichkeit lieben, ohne sie zu stören.

Aber dies war unmöglich, meine Liebe war tätig, auch gegen meine gute Absicht, sie mußte etwas ändern, sie wollte handeln.

Ich konnte mir zum Beispiel nicht vorstellen, daß ihre Apathie ganz echt war. Denn ich konnte ihr erzählen, was ich wollte, ich konnte keine Farbe auf ihre wachsbleichen Wangen zaubern, kein wärmeres Licht in ihr smaragdfarbenes Auge. Und das einzige Mal, wo ich sie weinen gesehen habe oder Tränen vergießen, war, als sie bis zu Tränen gähnte. Ich hatte von der Gefahr kriegerischer Verwicklungen gesprochen, die mir der gute Wharf von Tag zu Tag düsterer an die Wand malte. »Armer, guter Österreich!«

Oft bot ich Alexandra Bücher an, unglücklicherweise kannte sie alle bereits, obgleich sie eben erst die Presse verlassen hatten. (Offenbar genügten ihr die Notizen in der Zeitung. Sie kannte die Werke nicht und wußte doch, wo und wie sehr sie mißlungen waren.) Ich brachte ihr den schönsten, erlesensten Blumenstrauß, in der Hoffnung, sie zu erfreuen. Am nächsten Tage roch es im Salon durchdringend nach Verveine, die Blumen hatten kein Wasser und machten den Eindruck, als habe man sie angebrannt. Alexandra hatte sie mit Parfüm begossen.

Sie sprach bisweilen in wunderbar geformten Sätzen, als hätte sie alles auswendig gelernt. Darin erinnerte sie mich an Karl

oder an meine Mutter. Aber meine Mutter war ja nichts als Güte und Wohlwollen. Alexandra aber konnte von niemandem etwas Gutes berichten hören, man durfte in ihrer Gegenwart an keinem ein gutes Haar lassen. Sie selbst konnte es leider auch nicht, denn sie sagte, sie sei nicht mit Blindheit geschlagen, sondern mit sehenden Augen! Von ihrem Vater wußte sie nur, daß er sich aussichtslosen Experimenten ergeben hatte, welche die letzten Reste des Vermögens verschlungen hatten. Er habe sich sogar an einer Summe vergriffen, die der Exzellenzherr im Elsaß für ihre, Alexandras Spezialbehandlung ausgesetzt habe.

Ich unterbrach Alexandra, (was sie haßte) und fragte aufstehend und hastig zu ihr tretend, das Gesicht von heißer Röte übergossen, ob denn noch jetzt eine besondere Behandlung möglich sei. Sie stieß mich mit beiden Händen zurück, als näherte ich mich ihr mit brennenden Kleidern! Das furchtbare Thema war angeschlagen, ich konnte nichts Besseres tun, als schleunigst zu gehen. Als ich im Vorzimmer war, erhob sich Alexandra und hinkte im Zimmer umher, mit ihren hohen Absätzen absichtlich lärmend; immer je ein lautes Auftreten und ein ganz leises, wie es nur Krüppel, Einbeinige zustande bringen! Und sie tat, als ob sie weine! Wozu? Um sich an mir zu rächen, damit ich mehr mit ihr und an ihr leiden solle!

Aber am nächsten Abend war sie voll unbeschreiblicher Zartheit und Tochterliebe für den alten Vater, der dieses Trostes wohl bedurfte, denn sein Girakter, von dem er sich vermaß, er wolle mit ihm aus einem Lichthof aufsteigen und ebenda auch nach einem großen Flug wieder landen, erfüllte die einfachsten Bedingungen des Aero-Klubs nicht, und eine große Subvention ging dem Erfinder verloren.

An einem der folgenden Besuche begann ich von meinem Vater zu sprechen. Vielleicht hätte ich, ohne ihn, den ich immer noch liebte und immer lieben werde, zu verraten, doch einige seiner winzigen Schwächen preisgegeben, um mich ja nicht über Alexandra als die Tochter eines sicherlich etwas eitlen und

fanatischen, in seiner Erfindertätigkeit skrupellosen Vaters zu erheben. Aber kaum daß ich das erste Wort hatte fallen lassen, als sich das Gesicht der Geliebten in furchtbarer Wut verzerrte. Als ich aber schon eine geraume Zeit erstaunt innehielt, schleuderte sie mir die furchtbaren Worte entgegen: »Schweigen Sie! Ihr Vater? Vor den Leuten hinknien, ihnen die schmutzigen Füße küssen, sie mit Lügen hinhalten – und davon groß leben, schämen Sie sich denn nicht für ihn?« Die alte gute Gräfin erhob sich und winkte mir, ihr zu folgen. Ich erfuhr, daß das Versprechen (?) meines Vaters, er werde Alexandra von ihrem Gebrechen befreien, mit die Ursache ihrer Verbitterung, ihrer Friedlosigkeit, ihrer Einsamkeit, ihres Mißtrauens sei und daher auch die Ursache ihrer Ehelosigkeit. Daran hatte der federleichte Schwärmer mit den begnadeten Händen nicht gedacht! Ich entsann mich bloß, daß er in seiner Güte, weil er eben überall Freude um sich sehen wollte, gesagt hatte, er hoffe, ein zweites Paar Schuhe werde bei der kleinen Komtesse nicht mehr nötig sein, die Zeit könne Wunder wirken.

Es hatte keinen Sinn dies aufzuklären. Ich nahm die Schuld des Unvergeßlichen mit Fassung auf mich. Aber jetzt zeigte sich Alexandra großmütig, sie ließ mich nach ein paar Tagen zu sich bitten und zwar durch Wharf, der manchmal zu ihrem Vater kam. Sie reichte mir zum Empfang beide Hände, sie hatte sogar aufstehen wollen, um mir entgegenzugehen, dann ließ sie mich auf ihr Sofa niedersetzen, streifte mit ihren Knien meine Hüfte und sprach mir etwas wie Trost zu, im Glauben, ich sei viel unglücklicher als sie! Dann stand sie auf, ging mit mir zum Balkon, wo ein paar Spatzen laut schilpernd bettelten, sie wandte ihr Gesicht dem kalten Wind entgegen und den Schneeflocken, die an ihren dünnen, aber herrlich gezeichneten Augenbrauen und den langen, dichten, weidenrutenartig geschwungenen Wimpern schmolzen, sie griff mir mit ihrer kleinen warmen Hand in die Taschen, um von hier Brosamen hervorzuholen, sie wußte, daß ich wie so mancher andere ab und zu ein Stück Brot oder Biskuit in der Tasche trug.

An diesem Abend zeigte sie mir das Buch, in dem sie zu dieser Zeit am meisten las, den Jahresalmanach des Hochadels, die Genealogie der reichsunmittelbaren Häuser. Sie sagte, ich solle sie nicht für hochmütig halten, aber sie habe die Pflicht, das an adeliger Tradition weiterzugeben, was sie von ihren Ahnen empfangen habe. Dreißig Generationen stolzer, sich und andere beherrschender Menschen gingen nicht spurlos vorbei an einem Menschen. Ich sei vielleicht etwas geworden, und ich würde noch viel höher steigen, (Wharf hatte ihrem Vater gegenüber übertrieben viel Lob gesungen von meinen kleinen Arbeiten und Plänen), aber sie wollte nur bleiben was sie sei. (Also niemals die Meine.) Sie zählte auf, was ihr versagt sei, leichter Sinn, Geld, Glück! (Und eben erst war sie die Glückliche, ich der Unglückliche gewesen.) Sie könne bettelarm leben, auch in der Ehe, aber sie werde niemals unter ihrem Stande heiraten. Sie zeigte mir ihre schönen Hände, die nicht einen einzigen Ring trugen. Ich wußte, sie liebte schöne Steine, besonders Diamanten, aber ich konnte ihr keinen schenken, sie konnte nichts derart von mir annehmen. »Aber das ist es nicht allein«, sagte sie, sich unmerklich an mich schmiegend, (es war kalt, und sie konnte sich doch nicht trennen von dem unzufriedenen, flügelschlagenden, schnabelaufsperrenden, fast menschlich jammernden Getier, das recht sehr hungerte in diesem schneereichen Winter), »ich habe noch einen anderen Adel, der kommt von oben und heißt Leiden. Verstehst du das?« Ich antwortete nicht, zog sie in das Zimmer zurück und ging. Es war das erste Du zwischen uns und zugleich das letzte auf lange Zeit.

10.

Obwohl doch alles anders geworden war, als ich geglaubt hatte, war es immer noch besser als zur Zeit der Blüten und der Schönen, denn ich wußte, für wen ich lebte. Es hätte immer so bleiben können, wollte ich doch nicht anders als wie ein Bruder für sie sein. Sie erschlaffte zwar bald wieder, ihre Gleichgültigkeit war zu tief eingefressen, ihr Anteil an allem Freien, Frohen und

Kommenden war eben leider zu klein, aber ich fügte mich in alles und hätte mich in noch ganz andere Dinge gefügt. Schwer war mir, eine gewisse Schadenfreude an ihr zu ertragen. Ich habe diese Empfindung zuerst an ihr gesehen, ich kannte sie früher nicht. Wie höhnisch und selbstzufrieden konnte sie lachen, wenn ich zufällig einmal stolperte! Das war die Folge ihres unverdienten Leides. Ich mußte sie entschuldigen, und doch tat gerade das mir sehr weh.

11.

Im Anfang erschien mir so manches an ihr wie pure Trägheit, Indolenz, nachher enthüllte es sich als Bitterkeit. Ich sah sie jetzt sehr oft und aus nächster Nähe an und begriff, daß sie sich im Grunde nicht verändert hatte seit dem Tage, wo sie mir diesen merkwürdigen, düster flammenden Blick im Atelier meines Vaters zugeworfen hatte, und doch, was hatte sich inzwischen mit uns beiden ereignet! Sie hatte ihre Erziehung standesgemäß im sacré cœur erhalten. Kam ihre Frömmigkeit von dieser geistlichen und zugleich aristokratischen Atmosphäre, wie sie in diesem exklusiven Institut herrschen sollte? Noch jetzt hielt sie alle Fasttage, freitags gab es im Hause kein Fleisch, jeden Monat fastete sie vor dem Empfang der hl. Sakramente, und der Beichtvater schien der einzige, der sich ihres und ihrer Mutter völligen Vertrauens rühmen konnte. Ich konnte doch nicht eifersüchtig sein auf den Himmel, den sie, nur hierin demütig, anbetete, und auf den Priester, der ihr die bittere Last auf ihrer Seele zu erleichtern hatte, und doch empörte mich ihr angeblich so inniger und seligmachender Glaube! Ich sprach einmal von der Absurdität des Menschen, der dem Himmel für die Leiden dankt, die dieser auf uns arme schwache Kreatur ›nach unerforschlichem Ratschluß‹ heraufbeschworen hat. Sie antwortete nicht oder nur durch ein eisiges ironisches Lächeln des Hochmutes und traf mich damit tiefer, als sie es durch eine wütende Entgegnung vermocht hätte.

Ich ließ natürlich von solchen Reden ab, und zwar auf immer. Mochte sie ihr geistiges Heil finden, wo immer. Aber ihr leibliches? Die matte Alabasterfarbe ihres Gesichtes, die vorzeitige Üppigkeit

ihres Körpers waren nur die Folgen ihrer verkehrten Lebensweise. Sie hätte auch ohne den Ruf eines Heilands: Lazarus, stehe auf und wandle! sich erheben und aus ihrer von Spatzen, Zeitungen und Frömmerei belebten Existenz im vierten Stock eines Zinshauses der Lastenstraße in die leibhaftige und trotz allem schöne und lebenswerte Welt von 1913 hinausfinden können. Warum hätte sie nicht, mit dem notwendigen kunstvollen Schuhwerk versehen, Spaziergänge machen, einen leichten Beruf ausüben, ins Theater und ins Konzert gehen, vielleicht sogar etwas Sport treiben können? Sie weigerte sich, solche Schuhe zu tragen. Sie sagte, sie seien zu teuer. Die Mutter aber sandte mir einen Blick: dies war nicht wahr. Jedenfalls waren die von der Hand meines Vaters die letzten gewesen. Lieber stille liegen und sich in Langeweile und ironischer Verzweiflung, immer allein mit sich, verzehren als auffallen und sich dem Spott der blöden Masse aussetzen. Was sollte später aus ihr werden? Sah denn ihre Mutter nicht, welches tristes Alter ihrer armen, schönen, gegen sich selbst wütenden Tochter bevorstand? Einmal saßen wir zu dritt, umringt von den Spatzen, an die ich mich endlich auch gewöhnt hatte (und sie an mich), auf dem Balkon. Ich weiß nicht, war es die Mutter, war es die Tochter, (in solchen Augenblicken ähnelten sich ihre Stimmen!), es kam die Rede auf die Zukunft, und mit ruhigem Zynismus sagte eine von beiden: »Wenn Papa stirbt«, (auch die Gräfin nannte ihren Mann Papa), »gehen wir in einen kleinen adeligen Retiro, für alles ist gesorgt! Man bringt ihn uns sicherlich einmal mit gebrochenem Genick durch die Rettungsgesellschaft, er kommt lang und breit als verkanntes Genie in die Zeitung. Er läßt uns als Bettler zurück, aber unsere Zukunft ist gesichert ohne ihn!« Später deutete mir Alexandra etwas von ihren Familienverhältnissen an. Der Vater hatte keinen Sinn für Geld, oder vielmehr, er hatte in seinem technischen Fanatismus, seinem Erfindungswahn nur seine Maschine im Auge, in welcher seine Angehörigen nichts als ein raffiniertes Selbstmordinstrument sahen; es könne nur den Aufstieg in den Himmel bewerkstelligen, höhnten sie beide. Die Mutter hatte daher rechtzeitig Geld beiseite

gelegt, Krone auf Krone, eine mäßige Summe, um sich nach dem Heimgang des Gatten mit ihrer Tochter ein standesgemäßes Leben und Sterben zu sichern.

Aber war denn der Vater, dieser etwas zum Lügen und Flunkern geneigte, aber charmante, joviale, phantasievolle, im Technischen geniale und auch sonst noch begabte Kavalier die Ursache all des trägen Jammers? Nein, die Mutter war es. Sie stammte aus einer zwar reichsunmittelbaren, aber stark degenerierten Familie, in welcher solche Lähmungen wie die der Tochter häufig waren. Alexandras Großmutter hatte sie gehabt und andere Verwandte auch. Trotzdem die Gräfin dies wußte, hatte sie in einer unbezähmbaren Leidenschaft den Grafen geheiratet. Das Glück muß aber kurz, die Reue lang gewesen sein. Deshalb war Alexandra das einzige Kind geblieben. Deshalb suchte der Graf seine Freuden und Leiden in seiner Fabrik, nicht daheim. Was hätte ich dazu sagen können? Ich schwieg, ich wurde nicht ritterlicher und zärtlicher als bisher, ich wollte auch nicht den leisesten Anschein des Mitleidens erwecken und so gewann ich, vielleicht als erster Mensch außer der Mutter und dem Priester, ihr Vertrauen.

Ja, sie gestand mir sogar manches, was sie beiden verschwie, zum Beispiel, daß der Balkon nicht nur der Spatzenwelt wegen ihr Lieblingsaufenthalt sei, er locke sie viel stärker noch durch seine Höhe, durch den Abgrund vor ihr, es reize sie oft bis zur Atemlosigkeit, zu wütendem aber süßem Herzklopfen, sich mit geschlossenen Augen hinabzustürzen, aber so, daß sie zwar tot, aber nicht verstümmelt unten anlange. Sie beschrieb mir mit unnatürlicher Ruhe, wie sie sich alles ausgedacht hatte, (Schutz des Gesichtes durch Tücher usw.). Sie hatte probeweise Zeitungen hinabgeworfen, ausgebreitete Blätter und zusammengeballte. Es durchlief mich mit furchtbarem Schauer. Ich zeigte aber nichts davon, sondern tat, als verstände ich das, was ich doch nie und nimmer verstehen konnte!

Ich brachte in unsere Unterhaltung einige ganz feine Schlingen an, nicht um Alexandra zu fangen, sondern um sie zu befreien, auch von sich, um sie zu lösen! Ich sprach von dem Hofball, den sie besuchen könne. Entsprechend ihrer Ahnenzahl würde sie gleich nach den Adelstöchtern der mediatisierten Häuser figurieren, und ihre Freundinnen würden sich blau und grün ärgern, weil sie, Alexandra, lange vor ihnen in der Reihe den Hofknicks absolvieren würde, vor unserem Monarchen und der Erzherzogin, welche die Stelle der verstorbenen Kaiserin vertrat. Alexandra strahlte. Ich sprach von weiten Reisen, ich deutete an, ich könne vielleicht viel Geld erwerben, ich sprach von gefährlichen Jagden auf Großwild in fremden Ländern, in den Tropen, denn ich wußte, Alexandra hatte Mut, Durst nach Reisen, Abenteuern, Sensationen. Ich ließ uns als Bruder und Schwester, beide von oben bis unten in Khaki gekleidet, von einer gewaltigen Horde schweißtriefender Schwarzer begleitet, Expeditionen ins Innere Afrikas unternehmen, an den schilfigen Ufern noch unentdeckter Seen auf seltenes Sumpfflügel jagen, mit schweren Gewehren, die sonst nur Männer handhaben konnten, auf Nilpferde und andere gigantische Bestien schießen. »Aber ich hinke doch!« warf sie ein, nach langem Schweigen, während dessen alle möglichen Gefühle auf ihrem Gesicht gegeistert hatten. Ich schüttelte lächelnd den Kopf.

Ich war glücklich, wiederhole ich, mitten in ihrem und meinem Unglück, (denn ich teilte bereits ihr Leben wie nie das eines Menschen vorher), denn ich sah, daß sie den Namen ihres Gebrechens endlich aussprechen konnte, daß sie ihm in ihrem Geist herzhaft gegenüberstand, daß sie sich nicht mehr vor ihm versteckte in Hohn, Ironie, Schadenfreude und Neid. Sie begann sich etwas zu verändern, sie nahm ab, ihre blendende Schönheit vertiefte sich, das berauschend Weibliche trat etwas zurück, und ein Mensch mit seinen Leiden, seinen Leidenschaften, seinem Widerspruch trat scheu hervor. Begann sie zu leben – mit mir?

12.

Maxi war nicht in Wien und fehlte mir. Die Briefe von meinen Lieben las und beantwortete ich mit größerem Eifer als früher. Die Briefe stammten zum größten Teil von Anninka, die sich jetzt nur noch als *Schwester Anna* unterzeichnete. Meine Mutter schrieb kurz und klar, Marthy einmal lang, einmal knapp, aber immer unklar, die Worte wiederholten sich in Sätzen ohne Anfang und Ende, und die Zahl der Buchstaben in den Worten stimmte nie. Postillion schrieb nicht, aber er zeichnete mit bunten Stiften kühne, aber nicht immer einfach zu deutende Pastelle auf die Briefbogen. Er war bezaubernd schelmisch wie immer, hieß es bei Anna, er war recht hübsch, wenn auch nicht schön, und vor allem prachtvoll gerade gewachsen. (Ich entsann mich lächelnd der Bemühungen Marthys, die ihm die Gliedmaßen unter Ach und Weh gerade gezogen hatte.) Er schien über sein Alter klug, war aber natürlich nicht immer leicht zu erziehen. Fehlte ihm der Vater? Aber eine Anna konnte sicherlich selbst einen Vater wie den unseren fast ersetzen. Auch Marthy war als Erzieherin in praktischen Dingen nicht schlecht, und meine Mutter war unzweifelhaft immer die herrlichste Erzieherin gewesen.

Und doch zeigte das kleine Menschenkind seltsame Eigenschaften. Postillion hatte sich mit den Besuchern des Mittagstisches abgefunden, das heißt, er hatte sich an sie gewöhnt. Er durfte nicht ins Speisezimmer, solange ein Gast da war, es war nicht gut für ein Kind, wenn es von Hand zu Hand ging, wenn jeder ihm schmeichelte und Leckerbissen reichte. Aber wie kam es, daß er sich an den im Korridor aufgehängten Sachen der Gäste zu schaffen machte, der kleine Hallodri? Er brachte es auf mehr oder weniger raffinierte Weise zustande, – (im Anfang riß er die Mäntel herab, später nicht mehr), sich etwas anzueignen, das ihn reizte, zum Beispiel die Knöpfe. Er hatte keine Schere, sie abzuschneiden. Erfinderisch drehte er so lange an ihnen, bis sie abgingen. Erst als fast allen Gästen das gleiche Mißgeschick widerfahren war, kam man darauf. Die Knöpfe waren nicht

aufzufinden. Er war also noch raffinierter, als Anna geglaubt hatte, denn er verstand es, seine Beute so trefflich zu verstecken, daß die Erwachsenen sie nicht finden konnten. Die vielen Großen imponierten ihm offenbar nicht. Er konnte ihnen alles abschmeicheln, was er wollte. Wenn Marthy ihm mit Schlägen drohte, (meine Mutter hatte gesagt, *ich* hätte sie dazu gebracht, niemals ein Kind zu strafen!), sagte er, die Händchen hinter dem Rücken verschränkend und das Kinn emporreckend: »Rührt ihn ja nicht an, er beißt!« Oder er seufzte: »Ach Gott, ach Gott, was tun?« Aber bereitwillig versprach er Besserung und wiederholte nach einer gewissen Zeit den alten Fehler nicht, nur kam er leider auf neue Streiche. So trieb er sich in der Küche umher und half der Köchin, nämlich Anna. Sie ließ sich von ihm ab und zu etwas reichen. Als sie aber bemerkte, daß er aus eigenem mitkochte, ein Händchen Salz ins Kompott, eine kleine Menge Zucker in die Suppe warf, vertrieb sie ihn aus dem Paradies, – und plötzlich war der kleine Knirps trotzdem da, scheinheilig mit einem alten Geduldspiel beschäftigt. Er hatte eine Vorliebe für Feuer wie fast alle Kinder, und sein Hauptspaß war es, den Gästen im Vorzimmer mit einem brennenden Hölzchen für die Zigarette aufzuwarten. Als ihn Mutter, Anna und Marthy im Verein abmahnten und ihm drohten, sagte er, den Kopf schüttelnd, so daß die Locken flogen: »Sagt mir nichts, Kinder! Ich vergesse ja doch alles!«

Spärlich waren die Nachrichten über meine Mutter. Ich hatte fast den Eindruck, daß die Briefschreiber überein gekommen waren, daß ich möglichst viel über Postillion und möglichst wenig über meine Mutter erfahren sollte. Ich fragte sie. Sie antwortete endlich, etwas zärtlicher als sonst, daß sie ihren Frieden gefunden habe in einer schweren sozialen Arbeit, die der Welt vonnöten sei; sie sei trotz aller Mühe gesund und werde mir bald ›so Gott will‹ neue und gute Nachrichten zu senden haben. Ich erwartete also einen langen Brief von ihr, aber er ließ auf sich warten.

Um diese Zeit besann ich mich, daß einer der Lehrer meines Vaters, der Professor der orthopädischen Chirurgie, Hermann

Laibacher, in Wien lebte und lehrte. Ich erinnerte mich auch der Andeutung Alexandras von einer ›Spezialbehandlung‹. Vielleicht sollten wir beide nicht verzweifeln an einem guten Ausgang, bevor nicht alles versucht worden war. Ich konnte handeln, mich hatte das Leben nicht gebrochen, nicht verbittert, ich konnte etwas Kühnes wagen, mein bißchen Energie und meinen praktischen Sinn, mein Lebenstalent und Geld anwenden. Ich schrieb an den Professor. Als er nicht antwortete, rief ich an, bekam ihn aber nie an den Apparat. Ich setzte mich mit dem Oberarzt in Verbindung. Ohne Erfolg. Ich ließ der altjüngferlichen Dienstpersion, die den Dienst des Sprechzimmers zu versehen hatte, ein großes Geldgeschenk und ein schüchternes Lächeln zukommen. Endlich stand ich vor dem alten, sehr zarten, knabenhaft schlanken Mann. Er sagte, er hätte nie einen Brief von meiner Hand erhalten. Meines Vaters, dessen ich sodann Erwähnung tat, entsann er sich sofort. Für Alexandras Fall, den ich nur laienhaft schildern konnte, (daß er auf ein Erbübel zurückgehe, hatte er aber sofort erraten), interessierte er sich sehr und hielt ihn nicht für aussichtslos. Er gab mir eine Nummer der *Wiener Medizinischen Wochenschrift*, worin eine ausführliche Arbeit über solche Fälle stand. Er brauchte die Nummer sofort, das heißt am nächsten Tag. Ich verbrachte die Nacht damit, sie wortwörtlich abzuschreiben. Die Zeitschrift gab ich um sieben Uhr bei Laibacher ab, bevor dieser in die Klinik ging, wo er zu operieren pflegte. Ich eilte zu Alexandra. Sie bereitete sich für die Kommunion vor, war nicht zu sprechen. Ich ließ die Abschrift zurück in den Händen des alten Dieners, der mir jetzt besser gesonnen war als am Anfang. Mit der größten Überwindung hielt ich mich ab, noch an diesem oder am nächsten Tage hinzugehen. Nach vier Tagen erschien ich. Alexandra war wie immer. Von dem Aufsatz kein Wort. Ich sah, wie sie die Stirn runzelte bei der ersten Anspielung. Aber ich sagte mir, es müsse sein. Sie ließ mich ausreden, dann zog sie mich wie oft, wenn sie sich durch die Mutter beobachtet fühlte, in das kahle, fast nur mit altem Gerumpel (Reitsätteln, Maschinenmodellen, Papiere über Papiere) möblierte Arbeitskabinett des Grafen und sagte mir,

meinen Blick vermeidend und mit übertriebenem Hinken im Zimmer umhergehend, sie habe mit ihrer Mutter und Hochwürden alles besprochen. Die Operation sei gefährlich. Es sei Jesu Wille nicht, daß man die Last abschüttle, womit er eine elende sündige Kreatur gesegnet. Nicht bei den Wundertaten habe Christus so sehr seine Göttlichkeit bewährt, als vielmehr am Kreuz, in Demut bestehe die Nachfolge Christi, aber nicht in Rückenmarksoperationen. Ich hielt alles, was sie jetzt sagte und tat, für Theater und Verstellung, sagte aber nichts davon. Sie tat dann, als wolle sie mich trösten! Sie riet mir, ich solle meinem guten Stern folgen, aber sie ihrem Schicksal überlassen. Meine Brüderlichkeit rührte sie bis zu Tränen. (Es war aber eher etwas Teuflisches in ihrem gar zu durchsichtigen grünblauen Blick!) Wenn sie einen Menschen lieben könnte, sagte sie stehenbleibend, ganz nahe an mir, so daß ihr Atem meinen Hals streifte, – (ich war viel größer als sie), dann würde sie sich diesem irdischen Bräutigam opfern, sich ihm zuliebe, um ihm eine christliche Gattin zu sein, auf die chirurgische Schlachtbank schleifen lassen – mit Lebensgefahr! (Einer von den vierunddreißig Fällen, die angeführt waren, hatte die Operation nicht überstanden.) Ich konnte dies nicht mehr ertragen. Ich zwang mich zu einem höflichen Abschied von ihr und ihrer Mutter. Glücklicherweise war Max an diesem Tage gekommen.

13.

Wir trafen uns in meinem Hotelzimmer. Das alte mir vertraute Kabinett im Arbeiterviertel hatte ich vor kurzem gekündigt. Ich hatte den Eindruck, das würde Alexandra recht sein, es hatte aber wie alles, was mich persönlich betraf, nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht. Meine Wirtsleute hatten meinen Entschluß bedauert. Ein neuer Mieter war nicht schwer zu finden, aber sie hatten sich an mich gewöhnt wie ich mich an sie. Noch am letzten Abend hatten sie mich zu einer ›Weinreise‹ eingeladen, d. h. zum Erproben des heurigen Weines. Wir hatten auch von meiner Heimatstadt gesprochen, es sollten wilde Streiks

dort ausgebrochen sein, die von den gemäßigten Gewerkschaften nicht gebilligt und von den staatlichen Gewalten mit allen Mitteln, nämlich mit berittenen Gendarmen oder Kavalleristen bekämpft wurden. War es, daß mich schon damals Alexandra viel zu sehr gefangen hielt, sei es, daß mich das Volk denkmüde machte, mich hatten die lang ausgesponnenen Erzählungen etwas gelangweilt. Was waren mir Streiks, Gendarmen, Gewerkschaften und Unternehmer?

Mit großem Kummer aber (und doch, ich gestehe es, auch mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung, ich weiß nicht warum), erfuhr ich von Maxi, daß er einen Fehlschlag erlitten habe, indem er nicht zum Hauptmann befördert worden war. Das angenehme für mich war, daß ich ihn zu trösten vermochte, wo ich doch eigentlich erwartet und gefürchtet hatte, getröstet zu werden. Aber Max war zu sehr ein Mensch der Wirklichkeit, als daß er tief gelitten hätte unter etwas, das er nur zu gut begriff. Er lud mich ganz wie die Leute aus dem Volk gestern zu einer kleinen Weinreise ein, und er begann schon im Wagen, der uns in ein Weinlokal im schneeverwehten Grinzing bringen sollte, mir klarzulegen, wie es stand. Sein Oberst hatte offenbar, obwohl sich Maxi immer in Zivil an den Spieltisch setzte und kein eingeschriebenes Mitglied des Cercle hippique war, erfahren, daß er viel und hoch spiele. Das, und nicht mangelnde berufliche Fähigkeit, war der Grund seines Mißgeschicks. »Aber was soll unsereiner tun?« fragte er mich, als hätte ich die Weisheit Salomos im Kopfe und die Güte eines Menschenfreundes im Herzen, – nein, ich liebte ihn, war ihm gut Freund und wohlgesinnt, vielleicht ihm mehr als sonst jemandem auf der Welt seit *seinem* Tode! –, was er beginnen solle. Er wolle und könne mit seinem Namen, seiner Erziehung, seiner Natur nicht in der bürgerlichen Treitmühle arbeiten und schufteten, um das zu erraffen, um dessentwegen sich die übergroße Mehrzahl der Menschen »abrottete«, nämlich um Geld und »Maderln« (Geld war die Macht, die Maderln waren der Genuß, und von der Freiheit sprach er nicht, da sie ihm damals

selbstverständlich war). Sondern er spielte mit dem Geld und mit den Maderln. Er sagte, arbeiten will und kann ich nicht, ich bin Soldat und Fürst und Habenichts, warum soll man sich etwas ›Herziges‹ entgehen lassen in dieser so schnell galoppierenden Welt? (Die ersten noch ganz seltenen grauen Haare riß er seit seinem letzten Geburtstage aus seinem Schläfenhaar und sammelte sie in seiner Brieftasche in rosa Seidenpapier.) »Aber dienen will ich. Dienen für Ehre könnte ich, das ja. Gediect haben meine Ahnen, und wenn ich Kinder habe, sozusagen, dann sollen sie auch dienen. Na, da schau einmal her«, sagte er, mehr zu sich als zu mir, während wir durch die langweilige Häuserzeile der Währinger- und Billrothstraße fuhren, »wem aber soll nun heutigentags gedient sein? Wo ist für einen aktiven Offizier die Ehre? Soll ich der alternden Doppelmonarchie dienen, 36 Nationen, groß und klein, eine gegen die andere erbot und eifersüchtig? Dienen einer Autorität, die selbender bedenklich kracht in allen Fugen? Wie soll ich dienen als Soldat und Pionier, und es kommt nachher doch kein Krieg, wo ich mich auszeichnen kann? Brücken schlagen auf dem Papier, Pontons legen auf der versumpften alten Donau im Manöver?« Ich sah im Wagen, daß er trotz der Kälte draußen Schweißperlen an seiner hohen Stirn hatte, nahm ihm die Kappe ab und legte sie auf meinen Schoß. »Was machst du da?« fragte er, »wo fährst du mich denn eigentlich hin? Ja, zum Wolf, zum Wolf, das ist ganz richtig, ja.« (Wolf war eine damals berühmte Weinschenke.) »Max, kannst du das Hazardspiel lassen?« fragte ich. »Ja, natürlich! Sehr gern, versteht sich, mit Vergnügen. Aber wozu? Warum denn? Alles ist egal!« sagte er, »gib mir meine Kappe retour, wir fahren lieber noch einmal ins Hotel zu dir, was sollen wir beim Wolf, entweder ist nicht richtig anständig geheizt in dem Extrastübel, und man kann dort rein erfrieren, oder es wird dort ein Haufen Volk ...« Ersetzte nicht fort, sein Gesicht verfiel, ich ließ wenden, und wir stiegen wieder in mein Zimmer hinauf. Ich bewohnte jetzt ein sehr schönes geräumiges Zimmer im zweiten Stock. »Schau«, sagte er, »die Leute haben mir erzählt, du bist mit der Komteß von W. verlobt, aber ich kanns nicht glauben, du

hättest es mir doch sicher gesagt?! Laß dich ansehen! Na, aber wirklich! Gefällst mir nicht, Kamerad, aber auch gar nicht!« Er fragte nicht weiter, sondern plötzlich ernüchtert starrte er mich so an, wie er das Wild visierte, das er genau über Strich und Korn haben wollte, nämlich nur mit dem rechten Auge. Ich hielt aber seinem scharfen Blick stand, obgleich er mir nicht angenehm war. Ich log nicht. »Ich seh, ja, da sieht man, was man sieht«, sagte er endlich, »da möcht ma wanen als wia a klans Kind!« »Von der Verlobung ist nichts wahr«, sagte ich. »Nein, o nein, wenigstens das auf keinen Fall«, sagte er und stand auf, schüttete den Cognac aus dem Glas wieder in die Flasche, denn er war ganz anderswo in seinen Gedanken, »das lassen wir sein! Laß! Bitt schön, nichts von Liebe mit großem L. Liebe ist gut für die, die kein Glück haben bei den Mäderln!« »Das ist nicht dein Ernst«, sagte ich, »wenn du mir raten willst, sprich nicht solchen Unsinn!« »Ja, natürlich, fängst schon an zu schimpfen«, sagte er zerstreut, schenkte sich den Cognac definitiv ein und trank ihn, »ich kann dir da nur eines sagen, machs wie Napoleon. Du liebst, du hast sie gern? Also dann! Lauf! Auf und davon und niemals wieder gesehen! Kannst du es noch? Ist euch doch nichts passiert? Nimm dich zusammen, tue es mir zuliebe.« »Gut«, sagte ich, trotz allem froh im Herzen, »dann aber verzichte du mir zuliebe auf den Cercle hippique.« »Aber Kinder!«, sagte er lachend mit sonderbar verzerrtem Gesicht, »warum denn, wieso denn? Was hättest du davon? Rein aus Tugend? Was bleibt mir denn? Am besten, du fahrst heim, a Mutter ist im Notfall immer a Mutter; sie wird sich ungeheuer freuen mit dir!« sagte er und schlug mir leicht auf die Schulter, ganz so, wie er es einmal getan hatte.

14.

Ich ging also noch am gleichen Abend zu einem Nachtpostamt, um dort auf einer von zahllosen Skripturen befleckten Schreibunterlage eine Karte an meine Mutter zu schreiben, in welcher ich einen längeren Aufenthalt ankündigte. Maxi hatte mich an diesem Abend sehr getröstet; erstens dadurch,

daß auch ihm nicht alles gelang und dann, weil er mir den einzig möglichen Weg gewiesen hatte, und letztens, weil ich sah, daß er immer noch an mir hing und ich hoffen konnte, ihn eines Tages von seinen kleinen Schwächen zu befreien. Wir würden uns bald wiedersehen und dann wieder Zusammensein wie in früherer Zeit. Vielleicht konnte mein vieles Geld uns dienen, das bis jetzt träg in der Bank lag und zinste.

Vor dem Antritt der kleinen Reise freute ich mich auf meine Heimatstadt, auf die Meinen, auf das krachende Bett, in dem ich als junger Mensch geschlafen, auf das dünne, silberne Besteck, mit dem ich unter *seinen* Augen gegessen. Aber war das Bett noch meines? Sicherlich schlief jetzt der Postillion darin, und mir wäre nur seine letzte Lagerstatt, die seit Jahr und Tag auseinandergenommen auf dem Boden lag, eingeräumt worden, mein Eßbesteck diene wahrscheinlich den Besuchern des Mittagstisches. Aber ich wollte eben nur Erfreuliches von daheim erwarten, ich wollte, wenn auch nur für kurze Zeit, in den Kreis der Familie (oder der Gesellschaft nach den alten Worten meiner Mutter) zurückkehren.

Niemand hatte mich bei der Ankunft an der Bahn erwartet, Postillion stürzte mir aber daheim jubelnd entgegen und warf sich mir an den Hals, sich mit der einen Hand in meiner Krawatte festkrallend, mit der anderen Halt in meinem Westenausschnitt suchend, denn ich hatte noch nicht gelernt, daß man, um den Kleinen bei einem solchen Wiedersehen Freude zu machen, sich selbst klein machen und in die Kniebeuge begeben muß. Anna war freundlich und schöner denn je. Sie trug ihr Haar nach rückwärts wie Alexandra, und auch ihre Ohren lagen frei in dem matten Glanz ihrer rosafarbenen und wie mit einem Reif bedeckten Windungen. Es durchzuckte mich mit einem unerwartet heftigen Schmerz, wenn ich daran dachte, daß die andere abstehende Ohren habe. Was nützte einem von der Welt abgewandten Mädchen wie Anna ihre Schönheit? Marthy küßte mir weinend mit feuchten Lippen die Hand, mir den Handrücken mit ihren Tränen befeuchtend, sie roch

nach dem Schnaps Slivovitz und der alten Familienzahntinktur zugleich, meine Schwester flüsterte mir zu, ich solle das alles nicht ernst nehmen, die alte Magd weinte jetzt bei allen Gelegenheiten, aus Trauer, Freude, beim Kaffee wie bei der Suppe, es bedeutete nichts. Sie war niemals richtig berauscht, aber immer in besonders gehobener oder gedrückter Stimmung. Sie brauchte viel Nachsicht. Anna hatte daran gedacht, sie in einem katholischen Altersstift auf dem Lande unterzubringen, es scheiterte daran, daß Marthy bettelarm zu sein vorgab, während das Stift die Summe von tausend Kronen beim Eintritt forderte. (Es war ja nur die Hälfte ihres alten Schatzes, aber ich schwieg.) Mich durchzuckte es zum zweitenmal mit dem jetzt schon wohl vertrauten, schneidend süßen Schmerz, denn ich dachte an Alexandra und die Gräfin, die ihre alten Tage ebenfalls in einem Stift (wenn auch sehr vornehmer Art) zu beschließen gedachten. Kreisten also alle meine Gedanken um die Verlorene, war ich nur hierhergekommen, um ihr noch näher zu sein als in ihrem Besuchssalon mit den verblichenen Seidenmöbeln, welche knackten, wenn man sich zu unvorsichtig auf sie setzte? Aber unsere Einrichtung, erst durch uns Kinder und jetzt durch die Besucher des Mittagstisches abgenützt, war auch nicht mehr die beste. Ich fragte nach meiner Mutter. Sie hatte sich entschuldigen lassen, es war ein wichtiger Tag, ein Glückstag, an dem ich gekommen war, denn gerade heute sollte sie die große Rede bei einer Versammlung ihres Arbeitervereins halten. Was mir meine Wirtsleute in Wien von dem Streik erzählt hatten, war leider richtig, auch daß ein oder zwei Arbeiter ihr Leben gelassen hatten, ich verstand nicht, ob auf Seiten der arbeitswilligen Gelben oder auf Seite der streikenden Roten. Die Partei meiner Mutter war nicht das eine noch das andere, deshalb hatte ihr die Behörde die Rede erlaubt, aber äußerste Zurückhaltung zur Bedingung gemacht, als ob dies nicht selbstverständlich war bei einer Frau wie ihr!

Meine Mutter kam erst nach den Abendgästen, umarmte mich glücklich, dabei oft und stark mit den kurzsichtigen Augen

zinkernd, die noch von der Kälte tränkten, und befahl Marthy, ihr schnell das Kleid zu bringen, das sie anziehen wollte. Marthy ließ sich vernehmen, meine Mutter sollte vor allem etwas Warmes essen, sich stärken. Meine Mutter zitterte vor Ungeduld. Marthy schützte andere Arbeiten vor, sie vergoß in ihre saubere, frisch geplättete Schürze einige ihrer billigen Tränen, aber das Kleid kam nicht. Endlich holte Anna mit Postillion das Kleid aus der Küche, wo es auf dem Bügelbrett ausgebreitet gelegen hatte. Aber eine Stelle auf dem plissierten Brustteil war mit einem Zeitungsblatt verdeckt gewesen, sie fiel jetzt bei der ersten Berührung wie Zunder auseinander, denn sie war durch das zu lange liegen gebliebene Plätteisen versengt. Meine Mutter, eben noch so gefaßt und lebensfroh, wurde weiß vor Wut. Sie warf das Kleid nach der furchtsam zurückweichenden Magd. »Was soll ich jetzt tun?« Ihr Vorrat an passenden Kleidern war von jeher gering. »Hol mir das Trauerkleid!« herrschte sie die tränenselige Magd an, »es soll deine Schande sein, wenn ich so in die Versammlung gehe!«

15.

Auf dem Wege zu der Versammlung schwieg sie, ihre dünnen Lippen bewegten sich, vielleicht repetierte sie im stillen ihre Rede. Wir hätten einen Wagen nehmen können, ich bot es ihr an, denn das Wetter war schlecht, meine Mutter war in den letzten Jahren so zart geworden! Nur ihr starker Wille schien sie vor dem Zusammenbruch zu schützen. Das Trauerkleid, ich hatte es wohl bemerkt, schlotterte geradezu um ihre ausgemergelte Gestalt, und meine Mutter war doch auch damals, als sie es nach seinem Ableben bestellt hatte, schon sehr abgemagert. Aber was konnte ich tun? Sie beklagte sich nicht, im Gegenteil, sie schien in ihrer Art jetzt wieder fröhlich und mutig. Als wir in die Nähe des Versammlungslokals kamen – (es lag in der armseligen Friedhofsgegend, unweit des ›Güldnen Pferdes‹), erkannten sie die Arbeiter und Arbeiterinnen, die vor dem Eingang umherstanden. Sie machten ihr Platz und flüsterten einander ihren Namen zu. Auch die Polizisten, welche in Bereitschaft waren – drei oder vier –

sahen sie aufmerksam an. Vor dem Abschied steckte mir meine Mutter etwas Hartes, Rundes in die Hand, zu spät erkannte ich, was es war, nämlich eine Zwanzig-Hellermünze, das Eintrittsgeld, das alle Besucher zahlen mußten, um die Kosten der Saalmiete zu decken. Mir ein solches Geschenk! Ich schämte mich, aber sie raunte mir noch schnell zu, während bereits ein Funktionär ihrer Partei mit der Armbinde sie ehrfurchtsvoll begrüßte: »Nimm nur, du bist unser Gast!«

Ich hatte erwartet, sie würde mir raten, in der Nähe der Tribüne zu bleiben, aber daran dachte sie nicht. Die ersten Reihen waren übrigens dicht besetzt, viele Arbeiterinnen saßen da, stumpf und vergrämt, alte und junge, manche im bunten Kopftuch, wie sie die Landbevölkerung trägt, die aus der Umgebung der Stadt in die Fabriken gezogen ist. Die Versammlung hatte bereits begonnen. Ein Redner im Sonntagsgewand leierte, mit mechanischen Gesten seine Ansprache begleitend, etwas von einem Zettel ab, was er und sicher auch manche Zuhörer längst kannten.

Auf der einen Seite der Rednertribüne befand sich das Präsidium, zwei Männer aus dem gehobenen Arbeiterstande, Werkführer wohl oder Vorarbeiter, zwischen denen meine Mutter Platz nahm; auf der anderen Seite auf einer etwas höheren Estrade sah ich die Regierungsvertreter, einen jungen, aber schon kahlköpfigen, rosigen Polizeikommissar in seiner grünblauen Uniform und neben ihm, mit der Protokollführung beauftragt, – (er nahm sie aber nicht ernst und gähnte nach Herzenslust), einen Konzeptbeamten in meinem Alter, der im Gymnasium mein Studienkollege gewesen war, – ja er hatte dort zu den Trabanten gehört, die mir immer gefolgt waren. Er erkannte mich und lachte mir, als wäre er eben aus seiner Langeweile erwacht, mit allen seinen weißen gesunden Zähnen aus seinen glänzenden, blauen, jungenhaften Augen zu.

Meine Mutter, die Arme auf den wackligen, mit grünem Tuch bespannten Tisch gestützt, sah in den Schoß. Ihre Füße staken in hohen Knöpfelstiefeln, die ihr etwas zu weit geworden waren. Sie

wußte nicht, daß man dies von unten sehen konnte, aber ich bemerkte, wie ungeduldig sie mit ihren Absätzen auf den Holzboden schlug, während in ihrem wohlbeherrschten Gesicht sich keine Faser regte. Wir, ich und sie, mußten nämlich eine ziemlich lange Reihe von Rednern anhören, die aber fast alle das gleiche sagten. Sie waren gegen die Unternehmer, welche die Arbeiter zu sehr ausnützten, aber auch in gewissem Sinne gegen die Arbeiter, die nicht begriffen, wo ihr wahrer Vorteil lag, und die falschen Propheten folgten. Endlich kam meine Mutter als letzte. Die Zuhörer waren bereits etwas müde geworden. Im Saal war es kalt, viele Männer hatten die Rockkragen aufgestülpt, einige husteten, und ich fürchtete, meine Mutter würde sich mit ihrer schwachen Stimme nicht durchsetzen können. Seltsamerweise konnte sie es aber, und zwar vom ersten Wort angefangen. Sie sprach sehr ruhig, sehr langsam, ohne Vorlage, die Augen immer bei einer Gruppe, einmal hier, einmal dort. Oft hätte ich sie antreiben wollen, ich hungerte bald wie die meisten ihrer Zuhörer nach ihren Worten, und doch stand auch jetzt, an diesem ungewohnten Orte, das Bild der fernen unglücklichen Alexandra vor meinen Augen. Das Volk war mir fremd und die Masse blieb mir fremd. Ich versuchte mir vorzustellen, was diese zwei Frauen zueinander sagen würden. In einer Illusion, die nur zu rasch verflog, sah ich sie bereits zu gleicher Zeit, Mutter und Frau, alt und jung, neben mir, uneinig in allem, einig nur in ihrer Liebe für mich. Leider ging aber in diesem Augenblick die Liebe meiner Mutter zu mir nicht so weit, daß sie mich angeblickt oder auch nur gesucht hätte, und doch wußte ich, daß sie trotz ihrer Kurzsichtigkeit ahnte, an welcher Stelle des Saales ich war. Aber ihr Interesse galt jetzt einer kleinen Gruppe von Arbeitern und Arbeiterinnen, die in der linken Ecke aufrecht standen, – (fast alle anderen saßen auf langen Bänken), und die ihr ab und zu Zwischenrufe zusandten, die ich nicht immer verstehen konnte, die sie aber sofort aufgriff und in ihrer Rede zurückschoß. Nach einer Viertelstunde hatte sie die Zuhörer ausnahmslos so gefangen, daß niemand hustete, der Schriftführer nicht mehr gähnte, der

Kommissar sie mit seinen blöden Glotzaugen verschlang, weniger als bekehrter Ungläubiger der Arbeiterbewegung, als vielmehr mit einem Ausdruck der Befürchtung! Ich wußte ja, daß sie ›oben‹ das Versprechen abgegeben hatte, sich zu mäßigen und vor allem der zwei Opfer des Streiks nicht Erwähnung zu tun. Meine Mutter aber bekannte sich mit höchstem Stolz zum Proletariat, sie erzählte, wie es ihr erst in der Mitte ihres Lebens aufgegangen sei, was Proletarier sein bedeute, wie sie sich ihm mit jedem Tag mehr genähert habe, zuerst habe sie das Volk des Elends an den kleinen Kindern des Hortes lieben gelernt, die sie, so gut es die schwachen Kräfte vermocht, betreut hätte, dann aus den Besuchen in den Elendswohnungen und endlich in den Versammlungen, – sie könne sich in aller Bescheidenheit rühmen, daß sie keine Versammlung seit der Parteigründung verabsäumt habe. Sie habe gelernt, daß eine unüberbrückbare Kluft bestehe zwischen der Bourgeoisie und der wirklich werktätigen Klasse. Zuerst habe sie geglaubt, man könne diesen Abgrund ausfüllen mit Liebe, mit Hort- und Wohnungsfürsorge und Mutterschutz. »Heute gehe ich nicht mehr in den Hort«, sagte sie, sich hoch aufrichtend, »ich bin bereit zu kämpfen, denn ich bin bereit, das zu hassen, was nicht mehr lebensfähig ist. Keine Liebe, keine Gnade, kein Almosen, nur Gerechtigkeit. Klarheit und Wahrheit. Warum es also verschweigen, was aber alle wissen, woran alle denken, auch die oben! es ist Blut geflossen, und dieses Blut schreit zum Himmel! Soll es vergebens vergossen sein? Sollen vergebens zwei Witwen und soviel unmündige Waisen ihre Ernährer beweinen? Ich selbst bin Witwe, meine Kinder sind Waisen, ich trage Trauer, aber Trauer trage ich nicht um meinen Mann, ich erhebe meine Stimme nicht um meiner Kinder willen, Trauer trage ich um die auf dem Altar einer entarteten selbstsüchtigen Gesellschaftsordnung hingeopferten Menschen, die ersten nicht, die letzten nicht, die auf Befehl der Machthaber des Kapitalismus hingemeuchelt sind durch Organe von oben, durch Schergen und Henker des Staates, der nicht mehr über den kämpfenden Parteien steht, sondern bei einer von ihnen, ich sage nicht bei welcher! Muß es denn sein? Muß

es sein, daß auf einer Seite Österreicher stehen, Ungarn, Tschechen und Slowenen, und auf der anderen Seite – der Prolet? Denn der Prolet hat keine Nation. Er ist, was er ist. Auf der einen Seite Juden und Christen – auf der anderen der Prolet? Was soll ihm die Kirche oder die Moschee? Er muß sich selbst helfen. Hier Vater, Mutter, Bruder und Schwester – und auf der anderen Seite der Prolet allein, der namenlose Sohn des heroisch um ein menschenwürdiges Dasein kämpfenden Volkes? Ich sage, der Prolet ist das soziale Senfkorn, er wird, das sage ich euch allen voraus, denen oben wie denen hier unten, er wird noch leben, wenn alles andere dahin ist. Ich war und bin eine gute Christin, ich habe die religiösen Pflichten stets erfüllt, ich war eine brave Staatsbeamtin. Aber hat sich die Kirche erhoben, wenn es den Kampf galt zwischen den reichen Kirchenstiftern, den frommen Millionären, und zwischen den armen Sündern, welche so herzlich gern in die Kirche gehen möchten, wenn sie es könnten? Weiß das der Klerus nicht? Aber der Arbeiter, der zwölf und vierzehn Stunden schuftet, der als zehner- oder gar schon als sechsjähriges Kind angefangen hat, in die Fabrik zu gehen, Sonntag schläft er bis Mittag wie tot, das ist seine Messe. Er kann nicht für Kirchenbau spenden, er kann nicht in der Prozession an Fronleichnam mit einherhumpeln«, – der Polizeikommissar schwang seine Glocke, er stand auf, und sein Säbel rasselte laut gegen die Beine des Holztisches, der Vorsitzende winkte meiner Mutter, sie solle enden, aber sie konnte oder wollte nicht, und in ganz langsamen, zusammengehämmerten, einsilbigen Lauten kam es weiter aus ihrem Munde: »Geduld! Geduld! Ich will sofort aufhören zu sprechen, ja, ich will mein Lebtag nimmer mehr auf die Tribüne steigen, um den heute noch blinden und schwachen, ihrer ungeheuren Kraft noch nicht bewußten Arbeitern zuzuschreien das Wort der Internationale: *Wacht auf, Verdammte dieser Erde!* Hören Sie wohl, Herr Regierungskommissar, ich sage nur, daß ich diesen Ruf nicht herausschleudern will, so wahr mir Gott helfe, der wacht über die Gerechten und die Ungerechten dieser Erde, nur eine Bedingung stelle ich euch hoch oben: Laßt die zwei armen

Teufel, die um einer erbärmlichen Kruste Brot ihr Leben den großprotzigen Fabrikherren geopfert haben, der eine als Streikposten und der andere als Streikbrecher, laßt die zwei Genossen, die seit heute morgen einträchtig in der kühlen Proletariergrube ruhen, die unten in der Erde oder oben im Himmel gut untergebracht sind, ohne Miete zu zahlen, laßt sie auferstehen, aber vor dem Jüngsten Tag, dem Tag der Abrechnung! Aber bis dahin? Laßt uns zufrieden und stillvergnügt weiter den Moloch mit der dicken goldenen Rüstung und den gelben Hängewangen anbeten und über die armen Teufel die Achseln zucken: es mußte so kommen, Leuteln, Leuteln, seids gescheit! mit den Millionären ist nicht gut Kirschen essen, gearbeitet und geschafft muß halt werden, ohne Schweiß kein Preis! Und wir anderen, laßt uns demütig und wehmütig weiterdienen, vierzehn Stunden, die Stunde mit einem elenden Schinderlohn bezahlt, und das Maul halten! Ein christliches Begräbnis haben die zwei armen Teufel ja erhalten. Was will man mehr? Und die Schlote rauchen und die Räder rollen wieder und die Arbeiter drängen sich fromm beim Fabrikseingang! Aber Christus hat das nicht gewollt. Die Kavallerie hat aus Karabinern geschossen! Scharf! Scharf! Salven auf Salven, ja oder nein? Der Kaiser hat das nicht gewollt! Ein paar unverschämte Millionäre befehlen, und seiner Majestät kaiserliche Dragoner reiten auf und rufen: Weg frei! Und wehe dem, der murrte und sich widersetzt! Und vom Steuergeld der Proleten sind die Gewehre gekauft, und Proleten in Uniform sind es ...« Ein gewaltiger Tumult hatte sich erhoben, die Arbeiter stürzten einige Bänke um, drängten nach vorn zu der Tribüne, ich wußte nicht warum. Plötzlich wurde es aber sehr still. Der Kommissar hatte sich meiner Mutter genähert, legte ihr die rosige fette Hand auf das schwarze Schulterteil des Trauerkleides und sagte: »Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet!« Meine Mutter begann kalt und hochmütig zu lächeln. Es war eine Art Stolz, mit der sie die Hand des Kommissars abschüttelte. Sie winkte den Arbeitern, welche die Tribüne stürmen wollten, sie sollten unten bleiben, alles ihr überlassen. Sie rief mit ihrer unverändert schneidenden

Stimme, man werde sie nicht auf lange einkerkern. Der Vorsitzende, der gehobene Arbeiter, rang die Hände. Ein Parteisekretär versuchte, den jungen, dicklichen Kommissar zur Seite zu ziehen, aber dieser hatte nur Augen für meine Mutter, die mit drei Schritt Distanz vor ihm den Saal verließ. Ich dachte, die Menge würde nachstürmen. Nichts derartiges geschah. Die Weiber zogen die Kopftücher tiefer, bereit, in die Kälte hinauszugehen, die Männer zündeten sich Zigaretten und Pfeifen an, die Pfeifenköpfe zuerst ausklopfend, sie dann aus Lederbeutelchen stopfend, einander die angebrannten Zündhölzer leihend ... Ich versuchte den Ausgang zu gewinnen, die träge Masse hinderte mich. Als ich endlich draußen ankam, rollte der Wagen mit dem Kommissar und meiner Mutter fort. Der Schriftführer war noch geblieben, er drückte mir seelenruhig die Hand, auch er hatte eine Zigarette im Munde, und sagte: »Eine Hitzen war das in dem Stall«, in einem Tone, als mache er die Hitze, (die gar nicht bestanden hatte) verantwortlich für das Unglück, das uns betroffen hatte. Ich fragte ihn. Er legte mir die juristische oder vielmehr politische Sachlage klar, so gut er konnte. Er sagte nicht nein, als ich ihn fragte, ob ich ihn morgen aufsuchen könnte. Wir hatten das Gespräch im Sie-Ton begonnen, zum Schluß sagte er mir jovial: »Nur ruhig Blut, Freunderl! Morgen sieht das alles nicht mehr so dramatisch aus, weißt du, aber meiner Seel, Hand aufs Herz: Achtung, allerhand Hochachtung für die gnädige Frau! *Das* Talent! Das ist nämlich ein Talent, Brüderl, so etwas hörst du ja nicht jeden Tag, und ich hör doch solches Geschwafel genug, Gott seis geklagt! Wert hats keinen, nicht so, nicht so! Na, also gut. Also komm morgen ins Präsidium, mach' ein Buckerl (eine Verbeugung), aber nicht vor zehn Uhr, der Hofrat T., der Großmächtige ist niemals früher da. Also alles Gute! Großartig! Alle Hochachtung! Ganz großartig gesprochen für eine Dame, und zum erstenmal!«

Konnte ich noch etwas verhindern? Das einzige, was mir zu tun blieb, war heimzufahren, Anna und Marthy zu benachrichtigen, und die Papiere meiner Mutter durchzusehen, denn es war

möglich, daß man eine Haussuchung vornahm. Marthy war fassungslos, aber ihr Geschrei und Geweine hatten keinen Zweck, ich bedeutete ihr energisch, uns zu verlassen. Ich besprach mit Anna das Nötige. Mein kleiner Bruder, schluchzte sie, dem man sehr oft mit den *Gendarmen* als dem Schrecken aller Schrecken gedroht hatte, müßte fortgebracht werden. Aber wohin? Es war immer noch das beste, man schaffte ihn zu den Portiersleuten hinab. Die Sache konnte nicht geheimgehalten werden. Wir sagten allen, die es wissen wollten, wie es stand. Anna trug den fest schlafenden Jungen hinunter. Sie kam zurück, um mir bei der Sichtung der Papiere zu helfen. Jeder nahm ein Bündel zur Hand und las es durch. Das, was irgend belastend sein konnte, verbrannten wir, immer nach der Tür lauschend, ob die Polizei schon käme. Es war viel Arbeit.

Die Nacht war klar und reich an Sternen. Gegen Morgen trat ich an das Fenster, wo ich neben *ihm* so oft gestanden war. Einen Stern hatte ich ihm, einen anderen meiner Geliebten gewidmet. Meine Schwester mit ihrem Lächeln, das kälter war als der Glanz der Sterne, – (aber ebenso schön!) pochte mir auf die Schulter, sie hatte endlich das Konzept der Rede gefunden. Ich las es und war beruhigt, fast gegen meinen Willen. Es war klarer, aber weniger aufrüttelnd als das, was meine Mutter wirklich ausgesprochen hatte. Im Schlußteil hatte sie die zwei Opfer, die zwei Söhne des Proletariats, Streikbrecher und Streikposten, miteinander versöhnt! Warum konnte ich nicht folgen? Es tat mir wohl, es zu lesen, sage ich, überzeugt hat es mich nicht. Ihre Ideale waren für mich Idole. Wahrscheinlich waren meine Ideale auch nichts Besseres für sie. Ich aber konnte sie verstehen. Ich fürchte, sie konnte mich seit *seinem* Tode nicht mehr verstehen, am wenigsten jetzt. Aber wer sollte ihr helfen, wenn nicht ich? Ich war einem guten Stern gefolgt, als ich Alexandra verlassen hatte und heimgekehrt war.

Die Polizei kam erst gegen neun Uhr morgens, begleitet von dem lustig kreischenden Postillion, der sich nach Kinderart unten in

der Portiersstube mit den Herren von der politischen Polizei angefreundet hatte. Die Haussuchung dauerte bis elf Uhr. Sie nahmen eine Menge Papiere mit. Mit ihren Aussagen waren sie sparsam. Ich hatte das Gefühl, sie waren ihrer Sache nicht ganz sicher.

16.

Ich hatte erwartet, daß ein Abgesandter der sozialen Partei, für die sich die Arme doch geopfert hatte, kommen würde, um sich mit mir über die beste Methode zu beraten, meiner Mutter beizustehen. Doch niemand kam. Es lag nun an mir, allein zu handeln und zu retten, was noch zu retten war. Ich bereute, gestern abend meinem Bekannten nicht einen Wink gegeben zu haben, er möchte in seinem Protokoll das eine oder andere Wort mildern. Aber damit hätte ich unter Umständen meiner Mutter mehr geschadet als genützt. Ich war reich, aber in unserem Falle vermochte das Geld nichts, wenigstens ahnte ich noch nicht, wie ich dieses mächtigste Werkzeug menschlichen Willens ansetzen sollte.

Ich hatte die Bankabrechnung bei mir und mein Scheckbuch, ich hätte Anna für den Haushalt Geld geben können. Aber sie lehnte es ab. Seit langem hatte sie die Abrechnungen ganz allein übernommen, sie waren gestern wie heute in Ordnung, und es schien, daß sie sogar eine kleine Reserve besaß.

Ich eilte nun zu unserem alten Advokaten, der nach dem Tode unseres Vaters die schwierige Hinterlassenschaft redlich abgewickelt hatte.

Er empfing mich sofort, obwohl andere Klienten bei ihm waren, die er hinausschicken mußte, aber er sagte, wenn er uns auch wie immer seinen bescheidenen Rat und seine Hilfe als Gesetzeskundiger zur Verfügung stellen wolle, so sei er hier nicht am Platze, seine Stärke sei das Civil-, nicht das Strafrecht, und innerhalb des Strafrechtes seien ihm die politischen Delikte ganz besonders ein Buch mit sieben Siegeln. Ich hatte aber zu ihm

Vertrauen. Er schüttelte den Kopf und zeigte mit dem Finger auf die Tür, hinter welcher die anderen Klienten verschwunden waren, und lächelte. Es war freilich anzunehmen, daß diesen braven Schächern gewisse andere Vergehen, nämlich Betrug, Wechselreiterei, böswillige Crida, Wucher usw. näher lagen als Aufwiegelei, Majestätsbeleidigung, Aufreizung zum Klassenhaß, zum sozialen Aufruhr, zur Rebellion, was alles als Anklagepunkt gelten konnte, wie er fürchtete. Er wollte mir gern die Adresse eines Anwalts geben, der sich mit der Verteidigung politischer Delinquenten befaßte, riet mir aber vor allem, genau wie mein alter Bekannter, in das politische Departement des Polizeipräsidiums zu gehen, mich an den Hofrat T. zu wenden und zu versuchen, ob ich sofort Sprecherlaubnis bei ihr erhalten könne. Meine Mutter sei sicherlich sehr bedrückt und verzweifelt, in Sorge ›um uns Kinder‹, ich solle ihr Mut zusprechen, die Frage des Verteidigers mit ihr durchgehen – und sie auch von ihm grüßen. Ich nahm einen Wagen und ließ mich zum Präsidium bringen. Aber es war nach zwölf Uhr, niemand war in den Amtsstuben, weder der Großmächtige noch mein Kamerad.

Ich kam auf den Gedanken, mich dem Kaiserlichen Rat, Karls Vater, anzuvertrauen, weil er Verbindungen bis in die höchsten Kreise hatte. Ich fuhr zu ihm, er empfing mich, ließ mich aber nicht zu Worte kommen, mit diabolischer Geschicklichkeit wußte er mich daran zu hindern, ihn um seine Hilfe, seinen Einfluß, seine Protektion zu bitten, ja auch nur ein Wort von unserer Lage zu sprechen. Wenn ich von dem Anwalt mit einer gewissen Zuversicht geschieden war, so fühlte ich etwas Sumpffartiges, Unheimliches, als ich den überhöflichen Rat verließ. Ich eilte heim. Marthy empfing mich mit so gemächlichem Gehaben, so ruhig mit meinem Bruder plaudernd, daß ich aufatmete; ich glaubte, daß meine Mutter bereits freigelassen war. Dies hätte unsere Lage auch dann sehr erleichtert, wenn man sie früher oder später unter Anklage gestellt hätte, denn ihre Sache war stark und edel. Aber dem war nicht so. Das leere Lächeln auf dem schlaffen Gesicht mit den

fahlen Hängewangen hatte bei einer Marthy heute mittag ebensowenig Bedeutung wie gestern abend die Tränen und das zittrige Theater ihrer falschen Rührung. Ich konnte nicht essen. Nachmittags fuhr ich ein zweitesmal zur Polizei. Endlich sah ich meinen Bekannten wieder. Er war sehr wortkarg, ich sah, daß sich gegen gestern abend etwas geändert hatte, und glaubte, der Hofrat T., ein kleines, spindeldürrs Männchen, bei dem er mich eingeführt hatte, würde mir Schwierigkeiten machen, wenn ich meine Mutter sehen wollte. Hier irrte ich mich. Er antwortete mir zwar auf meine Bitte weder mit Ja noch mit Nein, drückte aber brummend auf einen der vielen Knöpfe auf seiner Signaltafel und sagte dem eintretenden Justizbeamten, man solle mich zu meiner Mutter führen.

Ich sah meine Mutter wieder. Sie lag mit etwas erhöhtem Oberkörper auf einer hölzernen Pritsche, die Hände unter ihrem Haarknoten gefaltet, – (auch Alexandra hatte ich manchmal im Sommer auf ihrem Balkon so liegen gesehen, von ihren Spatzen umflogen, die ihr die Brosamen vom Munde nahmen), aber sie rührte sich bei meinem Eintritt nicht. Ich trat zu ihr. Neben der Pritsche stand ein kleines Tischchen, mit einer blauen Serviette gedeckt, wie sie die billigen Wirtshäuser haben und auf dieser befanden sich einige Teller und Gläser: Suppe, auf der bereits das Fett erstarrt war, gekochtes Fleisch mit kleinen Gurken, zum Teil schon in Stücke geschnitten, etwas Kompott, ein mit Wein bis zum Rande gefülltes, ziemlich großes Glas, dazu ein paar trockene Kuchen und eine Kanne mit Kaffee. Die Bestecke und Teller waren blank. Nichts war berührt. Am Fenster war ein dickes Weib postiert, in einer Art Uniform aus grobem dunklem Stoff, einen großen Schlüsselbund am Gürtel, die Profossin. Sie kam herzu und ordnete die Speisen anders, mit Sorgfalt, ja mit einer Art Liebe, dabei mit der Zunge schnalzend, um anzudeuten, wie herrlich das alles schmecken müsse. Meine Mutter bewegte kaum ihre dünnen, sehr gefalteten Augenlider, sie schwieg und atmete schnell und flüchtig, die Jettperlen auf dem unseligen Trauerkleide

schimmerten im Dämmerlicht, denn die Sonne war bald am Untergehen. Meine Mutter, das begriff ich sofort, weigerte sich, auch nur den kleinsten Bissen zu essen. Das war das Mittel, von dem sie gestern bei der Verhaftung in einer Art Triumph gesprochen hatte, das sie vor der Gefangenschaft, vor dem Kerker bewahren sollte. Daher die Bereitwilligkeit des listenreichen ›Großmächtigen‹, mich zu ihr zu lassen. Er glaubte, es würde dem Sohn gelingen, was der Behörde bis jetzt, fast vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung nicht gelungen war: den Hungerstreik der Untersuchungsgefangenen zu brechen. Dies war auch mein Wunsch, mein Vorsatz und Wille. Aber ich sah noch nicht die Methode. Ich setzte mich zu ihr, (ich war denn auch etwas müde) und nahm die Zeitungen vor, die in einem ziemlich großen Haufen aufeinandergeschichtet lagen. Meine Mutter tat immer noch, als schliefe sie. Ich faßte leicht nach ihrer mageren, kühlen, schönen Hand, sie ließ sie mir. Sie sprach immer noch nicht. Auch ich nicht. Ich blätterte in den Zeitungen umher mit der freien Hand, als dies sich aber als zu umständlich erwies, machte ich auch die andere Hand frei und las die Zeitungen eine nach der andern, die Nachrichten verfolgend, die meine Mutter betrafen. Die Zeitungen der rechtsstehenden Parteien brachten nur kleingedruckte Notizen, die der liberalen Partei etwas größere, die größten die Arbeiterblätter, die aber keineswegs einig waren in ihren Ansichten, während das kleine katholische Blatt die ganze Angelegenheit totschwieg. Schließlich konnte meine arme Mutter das monotone Umblättern der Journale nicht ertragen. Sie setzte sich mühsam auf, schob die Zeitungen mit einer ziemlich energischen Handbewegung von meinem Schoß zu Boden und fragte mich mit leiser Stimme nach dem, was daheim vorging. Ich hatte zwei Möglichkeiten: entweder übertreiben und dadurch meine Mutter in Angst und Schrecken versetzen, oder alles abschwächen, dämpfen, beschwichtigen, ihr sogar recht geben und sie so aus ihrer unnatürlichen Starre herauszuführen.

Ich wußte, ihr Herz war empfindlich, ihr elender Körperzustand war offenbar, sie hatte viel gelitten, viel gearbeitet, man mußte alles versuchen, um sie zum Essen zu zwingen. Aber wie? Über die häuslichen Angelegenheiten ging ich also einfach mit wenigen Worten hinweg. Meine Mutter bestand nämlich nicht darauf, genau zu wissen, was Anna oder der Junge gesagt und getan hatten.

Ich wollte sie füttern, als wäre sie mein Kind. Etwas wie ein Lächeln spielte jetzt um ihre bläulich blassen Lippen. Ich versuchte es zuerst mit dem Kaffee, den ich stark gezuckert hatte. Ich wußte, daß meine Mutter ihn so liebte, ich wollte ihr nur ganz wenig, nicht mehr als einen Löffel einflößen. Sie wandte plötzlich mit einer Art Grauen jäh ihren Kopf ab. Leider kam mir auch jetzt Alexandra in den Sinn. War es mir denn immer bestimmt, den Menschen zu ihrem Glück, hier der Mutter zum Essen, dort der Geliebten zu der aussichtsreichen Operation zuzureden und immer nur dieses jähe, abwehrende *Nein!* zu empfangen? Warum ging mir dies so tief, daß mir das Herz in der Brust schwoll, daß meine Stimme zitterte und vielleicht sogar das Auge feucht wurde? Aber gerade das konnte meine Mutter heute nicht ertragen. Sie streckte beide Hände aus, wie um sich zu schützen vor mir. »Schone mich! Ich kann jetzt nicht. Ich will nicht! Bitte! Schone mich!« murmelte sie. Die törichte Profossin eilte hinzu, als wolle sie meine Mutter verteidigen. Aber ich ließ mich nicht fortdrängen, auch bei mir ging meine Leidenschaft durch, ich flehte sie an, meinen Kopf an ihre mageren Knie schmiegend, sich für uns Kinder zu erhalten, sie zerstöre auf lange Zeit ihre Gesundheit, – (eine schwerere Drohung wagte ich selbst jetzt nicht auszusprechen), sie vernichte mir meine Zukunft, ich könne niemals in den Staatsdienst treten, wenn sie gerichtlich bestraft würde. Mit einer Stimme, die lauter und klarer war, als ich geglaubt hatte, daß sie sie herausbringen könnte, antwortete sie mir, sie höre es zum erstenmal, daß ich den staatlichen Lehrberuf ergreifen wolle, und nicht an ihr, sondern an denen oben liege es, was aus uns allen werde. Als ich nicht aufhörte in sie zu dringen,

überzeugt, sie könne mir nicht widerstehen, sagte sie, es sei besser für mich, wenn sie hier im Kerker sterbe als Opfer der kapitalistischen Willkür, als wenn sie Schande über uns alle bringe, indem sie die gute Sache verrate. Denn ein Opfer sei vonnöten, um die Lauen und Liberalen aufzupeitschen. »Sind wir denn nichts mehr?« rief ich, »für wen bringst du denn das Opfer? Von deiner Partei war niemand da, sie überlassen dich deinem Schicksal, und wir ... Du weißt, wie Anna und der Postillion auf dich warten, du hast nicht das Recht zu dem, was du tust!« »Und was tue ich?« sagte sie, sich steil aufrichtend in ihrem unseligen Trauerkleid, »was tue ich, was *ihr* mir verbietet? Was wißt ihr denn von mir?« »Nicht wir verbieten dir etwas, sondern du selbst hast dir zeit deines Lebens das verboten, was du jetzt tust!« »So, was tue ich denn?« wiederholte sie, »willst *du* mein Richter sein, ein Mensch, der so lebt wie du? Hindere ich dich in deinem Treiben? Laß mich leben und sterben wie ich will!« »Gehen Sie, lieber Herr, bitte machens schnell, gehen Sie«, drängte mich die Profossin. Ich ließ mich aber nicht fortdrängen. »Du säest Wind, wundere dich nicht, wenn du Sturm erntest. Ich habe heute nacht den Schluß deiner Rede gelesen, bevor ich sie vernichtet habe!« »Schreie nur noch lauter! belaste mich vor Gerichtspersonen in Gegenwart von Häschern und Spitzeln!« Die Gefängnisbeamtin nahm diese kaum berechnete Anklage auf sich und zuckte nur die schweren Achseln. Ich sah, meine Mutter hatte sie ganz in ihren Bann geschlagen. »Du willst etwas für die Letzten tun?« fragte ich an der Tür, »dann versuche nicht, die Erste zu sein unter diesen Letzten.« Meine Mutter sank tief aufseufzend zurück. Der Gefängnisarzt trat ein, ich verließ das Untersuchungsgefängnis.

17.

Ich kehrte sehr bedrückt heim. Alles war fehlgeschlagen. Ich war müde, legte mich in den Kleidern aufs Bett und schlief einen bleiernem Schlaf. Ich erwachte aber kurz darauf, von der hellen, lustigen Stimme meines kleinen Bruders, der mich am Arm rüttelte. Er, der echte Postillion, hatte einen Brief in der Hand. Ich war so

schlaftrunken, daß ich zuerst glaubte, der Brief stamme von meiner Mutter, – (es war halbdunkel im Zimmer, und die Schrift ähnelte etwas der ihren), und sie schrieb mir, daß sie sich eines Besseren besonnen habe, sie erhalte sich uns und bitte mich zu kommen. Es war aber ein Brief von Alexandra, der mir von Wien nachgeschickt worden war. Im Anfang war ich enttäuscht, die Sorge um meine Mutter lastete so schwer auf mir, daß ich glaubte, nichts anderes könne mich im Augenblick bewegen. Aber je länger ich las, desto tiefer fühlte ich meine Verzweiflung wachsen, sie lähmte mich so sehr, daß ich beinahe die Hilfe meines kleinen Bruders brauchte, um mich zu erheben.

Alexandra schrieb, sie wolle mir vor allem danken. Seitdem sie mich kenne, habe sie ein zweites Leben begonnen. Sie hätte niemals geglaubt, daß etwas anderes als eine große Liebe sie aus ihrer Lähmung aufrütteln könne, bis ich erschienen sei, aber sei Freundschaft nicht auch Liebe? Es sei ihr nie gegeben gewesen, jemanden glücklich zu machen, deshalb sei sie von niemand geliebt worden, für ihren Vater sei sie ein unnützes Ding, da sie sich von seinen technischen Narreteien nicht verführen lasse, für ihre Mutter sei sie der ewige Anlaß zu sinnlosen Gewissensbissen, und es sei furchtbar für sie, ihre Mutter trösten zu müssen, die nur ihr eigenes verlorenes Leben beweine, wo sie doch selbst Trost brauche, mehr als das tägliche Brot! Aber sie ertrage auch Frohsinn, Jugend und Schönheit nicht leicht neben sich, ich sei der erste, der sie nicht verbittere, zu mir habe sie Vertrauen, meinetwegen sei der erste große Streit zwischen ihr und ihrer Mutter ausgebrochen, denn sie habe gesagt, wenn sie einen Bruder gehabt hätte wie ich, so wäre es niemals so weit gekommen mit ihr. Ich solle nicht glauben, daß ich sie jemals gelangweilt habe, sie habe nur gegähnt in meiner Gegenwart aus Scham, um mir nicht zu zeigen, daß sie den ganzen Nachmittag mit der Uhr in der Hand auf mich gewartet habe, die Blumen hätte sie nur deshalb so schlecht behandelt, weil ich der erste gewesen sei, der ihr Blumen gebracht. (Hierbei vergaß sie in der Erregung die

Freundinnen, die ihr zum Geburtstag Blumen geschenkt hatten, ich hatte ja das Seidenpapier im Korridor gesehen!) Sie liebe mich nicht, aber sie könne mir nicht widerstehen, das heißt, meiner Klugheit, Ritterlichkeit und Jugendfrische, meinem Willen zum Leben, und sie richte jetzt ihre erste Bitte an mich, ohne zu wissen, ob ich ihr die häßlichen Worte vom letzten Male verziehen habe. Sie wolle sich operieren lassen. Das Geld dafür hätte sie von ihrer Mutter erzwungen, sie setze eben alles aufs Spiel, und doch habe sie ein schweres Vorgefühl, ja sie habe furchtbare Angst! Angst vor den fremden Menschen, die ihren Körper ohne Kleider sehen und in ihm mit ihren schauerlichen Marterwerkzeugen umherarbeiten würden, Angst vor Schmerzen, die sie niemals habe ertragen können, vor dem Tode, sie sei ja noch so jung, vor dem Fegefeuer, denn sie sei voller Sünden trotz der Kirchenbesuche und der vielen Beichten, ich sei der einzige, der sie in ihrer Sündhaftigkeit durchschaue. Jetzt solle sie ihr Leben aufs Spiel setzen und habe noch nicht gelebt! Sie habe Angst vor der ersten Nacht ›dort‹, sie werde, aus der Narkose erwacht, auf einen Klingelknopf drücken und die Pflegerin rufen wollen, diese aber würde schnarchen und sie verdursten lassen. Ihre Mutter aber könne sie nicht pflegen, sie sei so aufgereggt und zerfahren, daß ihr schon jetzt die Hände zitterten und sie alles fallen lasse. Ihr Vater würde vielleicht der beste sein, denn er sei ein praktisches Genie, aber sie sei ihm nichts, er habe ihr alles überlassen und sich nur gekränkt, daß man das teure Geld nicht für einen Motor aus England ausgeben wollte und alles andere der Zeit überlasse, die schon mehr als einen Krüppel geheilt habe. Sie wolle aber keiner sein, lieber sterben. Sie werde am Mittwoch operiert, (heute war Mittwoch), sie habe Auftrag gegeben, man solle mich zu ihr lassen, wenn die Operation vorbei sei, ich solle dann etwas Geduld haben mit ihr. Wenn ich ihr nur nicht die Zeitschrift gegeben hätte! Vielleicht solle sie das nicht sagen, was folge, aber es quäle sie zu sehr, nämlich der Gedanke, sie könne bei der Operation bleiben ebenso wie der Unglücksvogel, von dem geschrieben sei: Schwächezustand, Exitus. Sie und er allein würden die Operation mit dem Leben

bezahlen, aber alle anderen dreiunddreißig und alle kommenden würden lebend und geheilt das Krankenhaus verlassen! Sie wolle ja nicht leiden, sie habe in ihrem Stolz – das müsse ich verstehen, da ich ja auch stolz sei – gesagt, Gott habe sie geadelt mit dem Leiden, aber sie habe gewußt, ich glaube ihr nicht. Ich kenne sie, ich sei ihr gut, und selbst wenn sie sterben sollte, dann sollte ich mir keine Vorwürfe machen, denn ein Leben wie das ihre mit der Aussicht auf die Lastenstraße und als Besitzerin einer Spatzenpension wäre kein Leben ... Es kam noch eine durchgestrichene unleserliche Zeile und die Unterschrift.

Ich hatte den Brief noch einmal gelesen. Meine Schwester war eingetreten und hatte Kaffee und schönes Gebäck gebracht. Sie sah den Brief in meinen Händen, und sicherlich sah sie mit ihren klaren großen Augen auch mein verstörtes Gesicht.

Ich mußte bleiben. Ich mußte mich für meine Mutter einsetzen und sie, koste es, was es wolle, von ihrer wahnsinnigen Absicht abbringen, schlimmstenfalls auch gegen ihren Willen. Nämlich gegen den überhitzten Willen zum Opfer. Wenn eine Natur wie meine Mutter, wenig begabt zum Glück, glücklich werden konnte, dann nur im Opfer, in der Selbstlosigkeit. Aber was sollte ein Opfer für die Proletariermasse, zu der sie doch nur herabstieg, mit der sie niemals eins werden konnte? Ich konnte an ihre Liebe zu den Ärmsten der Armen nicht glauben, ich glaubte, zufrieden könne sie nur werden durch ein Opfer und Verzichten *uns* zuliebe, für die *ihren*. Ich mußte sie zurückbringen zu sich, zu *ihrer* innersten Natur und Bestimmung! Das konnte niemand tun, glaubte ich, außer mir. Und es mußte schnell geschehen, in ein paar Stunden spätestens.

Bei Alexandra war das Entscheidende bereits erfolgt, die Operation war vorüber. Ich hatte mein erstes Ziel erreicht, ich hatte das für sie getan (und für mich, der mehr denn je im tiefsten Innern verbunden und vereint war mit ihr, der Armen), was niemand anderer für sie tun konnte. Ich fuhr am Hauptamt vorbei,

von wo ich Wien hätte anrufen können, in das Präsidium, um meiner Mutter beizustehen.

18.

Diesmal mußte ich lange warten. Mein Bekannter näherte sich mir unbefangen. Es hieß, daß unter den Arbeitern große Unruhe herrsche, daß sie einen Demonstrationszug zum Präsidium planten. Der Großmächtige war noch in seinem Dienstzimmer, obgleich es acht Uhr abends war, während er sonst um sieben seine Arbeit zu beenden pflegte. Er ließ mir sagen, ich solle doch um jeden Preis meine Mutter von ihrem pathetischen Theater abbringen. Übrigens war der Vorsitzende ihrer Partei dagewesen mit dem Anwalt, der die Partei vor Gericht vertrat. Man hatte die beiden nicht zu meiner Mutter gelassen. Dafür hatte man meiner Schwester und der alten Magd den Zutritt erlaubt, diese wären aber nur fünf bis zehn Minuten bei ihr geblieben, um sie nicht zu ermüden.

Während ich durch die muffigen und zugleich eisigen Korridore ging, die zu dem Trakt führten, wo meine Mutter war, kam mir plötzlich das Ende meines Vaters in den Sinn. War es im Grunde nicht das gleiche wie jetzt? Er hätte, wenigstens um unsretwillen, ja wenigstens um seines noch ungeborenen Kindes willen, das er zur Waise machte, bevor es den ersten Atemzug tat, sich erhalten können. Mag sein, es wäre ihm nicht gelungen, seine Kräfte waren durch sein zerrissenes Leben, durch seine schwere Krankheit zu sehr erschöpft. Mag immerhin sein! Aber er hatte ja den Tod geradezu herbeigewünscht, weil er als häßlicher, entstellter Mensch nicht weiterleben wollte. Und hier? Wiederholte also das Schicksal seine teuflischen Streiche, traf es mich zum zweiten Male an derselben Stelle und damit um so tiefer? Ich zitterte so, daß ich nicht weitergehen konnte. Der begleitende Justizsoldat meinte, ich zittere vor Kälte, und fügte hinzu, in den dicken steinernen Wänden sitze eben der Frost, aber man habe meiner Mutter warme Kleidungsstücke gebracht für die Nacht.

Ich tat die letzten Schritte vor der Zelle langsamer, ich wollte mich sammeln, bevor ich ihr entgegentrat. Ich dachte sogar an meine wissenschaftliche Arbeit, die ich Tag für Tag trotz der Aufregung um A. v. W. weitergeführt hatte, – bis zu meiner Ankunft hier. Ich hatte darin nachgedacht über die Natur und das Wunder. Das Wunder versuchte ich nicht zu erklären, sondern es logisch und magisch zugleich einzufügen in den Lauf der unendlichen Natur. Geschah einmal ein Wunder – Magie –, so war es damit automatisch zur Natur geworden – Empirie –, und nur ein neues Wunder konnte sodann den bisher bekannten, nur zu winzigen Kreis unseres Wissens um die Natur durchbrechen. Die Natur selbst konnte ein zweites Wunder ebensowenig wie das erste durchbrechen. Auch Gott konnte es nicht. Er war in der Natur selbst, er war nicht unterschieden von der wunderbaren Natur, er war magisch und logisch zugleich. Er konnte nicht verstanden werden. Religion war ein Magnetpol, kein Fundament. Das Fundament, winzig, erbärmlich, zerklüftet, mitten im Sturm, aber trotz allem Fundament, war ich. Gott war keine Individualität. Aber der Mensch war eine. Gott war das All und die Ewigkeit. Ich war das Individuum. In mir war die Zeit, der Wille, vielleicht auch der Widerspruch, aber die heiße Lebensquelle, die ihn überwand! Ich hatte als einzig bekanntes Wesen unter allen Erscheinungen des Kosmos die Kraft und Fähigkeit, mich zu entscheiden. Wirken, Wissen, Genießen, wo man kann. Leiden, wo man muß. Darin lag meine Moral. Ich war weder der Unendlichkeit einverleibt, noch der Ewigkeit einvergeistet. Ich lebte von einem Tage auf den anderen. Ich hielt zu mir. Ich war ein Teil meines eigenen Schicksals.

So hatte ich es bis jetzt unbewußt gelebt. Jetzt, als ich ohne Hoffnung auf ein Wunder die Zelle meiner armen Mutter betrat, waren in mir die Lehre und das Leben eins geworden. Nur so konnte ich versuchen, endlich den Weg zu finden, der meine Mutter, mich, meine Angehörigen und meine Geliebte retten sollte. Ich mußte solange ruhig scheinen, bis ich es war.

Meine Mutter saß jetzt aufrecht auf ihrer Pritsche. Sie hatte ihren alten, grauen, mit unzähligen Tupfen dicht bei dicht gesprenkelten Schlafrock über das Trauerkleid gezogen, das an den Vorderarmen und am Halse durchschimmerte mit seinen schwarzen Jettperlen. Den Schlafrock hatten wir Kinder immer den Marienkäfermantel genannt, weil die Tupfen etwas an Marienkäfer in ihren scharlachroten Flügeldecken erinnerten. Und gar jetzt! Unterhalb der Flügeldecken befinden sich bei dem niedlichen Insekt schwarze, glitzernde Flügel.

Meine Mutter sah etwas anders aus als am Nachmittag, vergeistigter, verklärter. Ihre Augen leuchteten. Hatte sie keine Schmerzen? Oder waren diese ihr eine Freude? War dieser kalte Feuerblick ein Zeichen der Stärke, des Widerstandes gegen die zunehmende Schwäche? Ich fühlte nach dem Puls, er ging so schnell, daß von Zählen keine Rede war. Die Stirn, die ich streichelte unter dem zerrauten, schon recht ergrauten Haar, war von kaltem Schweiß bedeckt, ihre Zähne schlugen fast unhörbar gegeneinander. Fast unhörbar sage ich, weil sie mit aller Willenskraft verhindern wollte, daß sie zusammenschlugen. Auf dem Tischchen waren nicht mehr die minderen Nahrungsmittel von vorhin, die man aus der Polizeikantine geholt hatte, sondern ein großes prachtvolles, von Fett strotzendes Huhn, daneben ein Kompottglas, gefüllt mit faustgroßen eingemachten Pfirsichen, mit geschälten Mandeln statt der Kerne, eine Flasche französischen Weins, alles auf einer blütenweißen Damastserviette. Ich breitete aber die Serviette über alle diese Herrlichkeiten, ich wußte, meine Mutter würde jetzt auch die Früchte des Paradieses nicht mehr berühren, aber der gar zu leckere Anblick mußte ihr das Fasten noch schwerer machen. Sie glaubte, daß die Augen vieler Menschen auf sie gerichtet seien, und sie handelte so, als wäre die große Masse anwesend in der engen Zelle. Sie hatte Fieber, es war wahrscheinlich Hungerfieber, wie es bei nervösen Menschen häufig ist. Ich brachte sie dazu, sich hinzulegen. Die Profossin half mir, sie richtig zu betten und vor allem ihr die hohen

Knöpfelschuhe auszuziehen. Die Knöchel schienen mir etwas geschwollen. Meine Mutter hatte früher öfters darüber geklagt, wenn sie sich überanstrengt hatte. Ich veranlaßte die Profossin, das Licht klein zu drehen. Dies tat meiner Mutter sehr wohl. Warum hatte sie nicht selbst darum gebeten, wenn es auch gegen die Gefängnisvorschrift war und der Profossin einen ›Ausputzer‹ eintragen konnte? Ich sah ein, es war das beste, nicht mehr in die arme Frau zu dringen. Ich ging und schloß leise die schwere Tür. Der Justizsoldat wartete auf mich und führte mich zu dem Großmächtigen. Auf dem Wege dorthin sprachen mich ein paar Herren an; es waren Journalisten. Ich sagte ihnen das, was sie auch durch jeden anderen erfahren konnten und sie dankten mir sehr höflich.

Der Hofrat empfing mich recht ungnädig. Er ließ mich anfangs so wenig zu Worte kommen wie heute morgen der Kaiserliche Rat. (Wie unendlich lang erschien mir jetzt die Zwischenzeit, und doch waren es noch nicht zwölf Stunden!) Er sprach, seine Worte wie Pfeile auf mich abschießend, von wohleinstudierter Komödie, von gleißnerischer Menschenliebe, hinter der sich nichts als reinste Anarchie verberge, und noch dazu in frömmlicherischem katholischem Gewande. Er persönlich könne jede Gesinnung verstehen, alle Gesinnungen seien behördlich zugelassen in unserem alten, nur zu liberalen Kaiserstaate, solange man sie für sich behalte, statt die törichten Massen aufzuhetzen. Aber noch sei nicht das letzte Wort gesprochen. Man werde meine Mutter mit Gewalt am Leben erhalten, um sie der gerechten Sühne zuzuführen, man werde sie disziplinariter bestrafen, zum Beispiel durch Entziehung der warmen Decke, oder, besser noch, durch Unterbringung in einer Gemeinschaftszelle mit verlausten und angesteckten Vagabundinnen und Dirnen.

Inzwischen kamen viele Telephonanrufe. Ich hatte den Eindruck, daß er sich fortlaufend Bericht erstatten ließ über meine Mutter hier und die Streikbewegung dort in der Vorstadt, und daß die Nachrichten – ich weiß nicht, ob der Kommissar oder die

Profossin die Rapporte erstattete – immer schlechter lauteten. Ich hörte daher seiner Strafpredigt gar nicht mehr zu, sie hatte keinen Wert, da sie an mich als ganz unschuldigen Menschen gerichtet war. Nun hatte ich, noch in der Zelle, sogar daran gedacht, meiner Mutter meinen (für unsere Verhältnisse ungeheuren) Reichtum einzugestehen, ihr die 360 000 Kronen, die ich besaß, anzubieten für soziale Zwecke, wenn sie von dem Hungerstreik abließ und zur Vernunft kam. Aber mein Blick auf die gerade in ihrem Lächeln und in ihrer stoischen Ruhe so unmenschlichen, wie aus kaltem, hartem Wachs gebildeten Züge, (die denen auf ihrer Photographie mit Postillion glichen!) hatte mich davon abstehen lassen. Bei ihr war alles vergebens, denn sie hatte sich entschieden.

Absolut sicher wußte ich durch meinen Bekannten, dann durch den Kaiserlichen Rat und vor allem durch die Zeitungen, daß der Regierung nichts daran liegen konnte, wenn jetzt in unserer Stadt neue Arbeiterunruhen ausbrächen oder gar, wenn sich die Unruhen von einfachen Lohnkämpfen zu Machtkämpfen zwischen der Arbeiterklasse und der Regierung, die man übergroßer Nachsicht gegenüber den Unternehmern bezichtigte, auswachsen würden. »Wenn meine Mutter im Untersuchungsgefängnis hier stirbt«, sagte ich endlich mit so eisiger Ruhe, daß der Großmächtige den Mund aufsperrte und die Zigarre ausgehen ließ und mich anlotzte, »wenn sie heute nacht oder morgen oder sagen wir selbst übermorgen stirbt, ohne daß die Staatsanwaltschaft eine klare Anklage erhoben hat und Fluchtverdacht vorliegt, dann fällt die Verantwortung für diese treffliche Polizeimaßnahme der Regierung zu. Die politisch bis jetzt noch lauwarmen Teile der Arbeiterschaft organisieren sich, sie gehen scharf links. Vorausgesetzt, daß sie nicht vorher einen kleinen Bastillensturm unternehmen gegen das Präsidium. Tun sie dies als die urteilslose, aufgehetzte, als die wir sie ja leider Gottes kennen, eben als unzurechnungsfähige Masse, dann nochmals Kavallerie her! Oder besser Artillerie und ...«

»Nun«, sagte ich nach einer längeren Pause, um ihm die Sache nicht zu leicht zu machen, »die Würfel sind gefallen. Man hat meine Mutter ohne Wissen der Staatsanwaltschaft verhaftet in der Hitze des Gefechtes, ein unerfahrener, allzu eifriger, subalternen Beamter hat mit seiner Schneidigkeit der guten Sache zu nützen geglaubt, und Sie sollten ihn unverzüglich wegen seines politischen Fingerspitzengeföhls befördern zum Oberkommissar. Fiat justitia pereat mundus. Denn wenn man meine Mutter hätte ruhig ihren Applaus einheimsen und nach Hause gehen lassen, um sie tags darauf, also heute zu verhaften, einzusperren usw., dann hätte sich alles ruhig abgespielt und ...« »Das geht den jungen Herrn einen großen Dreck an!« sagte der Großmächtige, im Augenblick recht klein, »was wollen Sie eigentlich hier?« »Ich? Nichts. Ich wollte Ihnen höchstens danken, daß Sie mir und meiner Schwester humanerweise gestattet haben ...« »Ach was«, sagte er, »ich pfeife, vornehm gesagt, auf alle Humanität und im speziellen auf Ihren Dank.« »Dann bleibt mir nur übrig, mich zu verabschieden, Herr Hofrat.« »Aber Sie können doch nicht so ohne weiteres Ihre mißgeleitete, in politischen Dingen absolut unerfahrene Mutter ihrem Schicksal überlassen? Sie verhungert! Welch ein Geheul in der liberalen Presse!« »Was kann ich tun«, fragte ich, »die Behörde tat was ihres Amtes war!« – »Ich will Ihnen offen sagen, ich pfeife auch darauf. Kommen Sie näher, rauchen Sie? Ich hörte von K. (meinem Bekannten), Sie sind Doktor. Wir als Akademiker sollten keinen Ausweg finden? Das werden Sie mir doch nicht einreden wollen?« »Nun«, sagte ich, »übernehmen Sie denn die Verantwortung? ...« »Welche Verantwortung denn? Können Sie sich nicht deutlich ausdrücken?« »Ich möchte es von Herzen gern«, sagte ich, »aber weiß ich denn, ob alles zwischen uns bleibt?« »Das gleiche könnte ich Ihnen entgegnen«, antwortete er. »Und ob wir hier unbelauscht sind?« Er stand auf, knurrend, die kalte Zigarre im Munde, und öffnete die Türen, hinter denen niemand lauschte, aus denen aber kalte, abgenutzte Luft kam. Wir schlossen sie also schnell wieder.

»Nun gut«, sagte ich, »wir wollen also in aller Ruhe die politische Laufbahn meiner Mutter so abschneiden wie das da!« Ich nahm die Schere und schnitt den schwarzgelben ziemlich dicken Faden durch, der das Dossier meiner Mutter solid zusammenheftete. »Ums Himmels willen, was tun Sie, es ist doch amtlich gesiegelt«, schrie der alte Bürokrat. »Und Herr Hofrat haben Angst um ein gebrochenes Siegel? Muß ich Courage haben für uns beide? Gut! Hier steht, von Ihnen mit Blaustift angekreidet und mit einem Strafrechtsparagrafen daneben, eine der aufreizenden Stellen der Rede, die von den unverschämten Millionären. Aber haben Herr Hofrat nicht auch schon verschämte Millionäre gekannt? Sehen Sie, was ich heute zufällig aus Wien nachgeschickt erhalten habe, meine Bankabrechnung. Ich habe ein Konto bei der Commerzialbank, Julirente als guter Österreicher, nicht ganz eine halbe Million. Hier ist mein Scheckbuch.« »Das hilft uns jetzt einen Sch...«, sagte er grob. »Sie werden doch nicht glauben, daß die politische Polizei ein Verfahren niederschlagen kann, wenn sich die schuldige Partei mit einer Geldsumme loskauft? Viel ist ja möglich in unserem alten Österreich, Herr Doktor, aber so etwas doch nicht.« »Aber mein lieber Herr«, sagte ich, ihm bewußt seinen Titel vorenthaltend, nachdem er mir den meinen gegeben, um ihn auf die Probe zu stellen, ob er bereits mürbe genug sei, »mein guter Herr, Sie mißverstehen mich. Ich bin kein Jurist. Das sind Sie. Ich bin ein Philosoph, ich habe mich um die Gründe und Hintergründe und Untergründe zu kümmern.« »Der Teixel in eigener Person soll Sie und euch alle in der Luft b...«, fluchte der Hofrat, bot mir aber Feuer für meine Zigarette an. »Aber wer wird denn so fluchen«, sagte ich, »das wäre doch nicht fromm! Eine fromme Tat wollen wir aber unternehmen. Nun hören Sie genau zu! Die lokalen Blätter haben ganz brav und bieder über die Sache berichtet. Nur eine kleine katholische Zeitung nicht. Haben Sie einen gewissen Einfluß dort, können Sie einen Artikel dort unterbringen, so wie ich ihn jetzt konzipieren will? Und kann er von dort weitergehen, nach Wien, nach oben?« »Ja gewiß, das wäre das wenigste, aber Honorar gibts keines.« Ich lächelte und

bat ihn, er solle jetzt das notieren, was in diesem Artikel zu stehen habe. »Aber was kann uns ein Zeitungsartikel in einem Käseblatt helfen, wie werden wir Ihre Mutter mit ihrem blöden Hungerstreik los?« »Wie? Indem Sie sie unverzüglich aus der Untersuchungshaft entlassen! Der Artikel wird uns in der öffentlichen Meinung decken. Er wird eine idealistische Blödheit als das zeigen, was sie ist.« Er antwortete darauf nicht mehr, sondern begann unverzüglich zu schreiben.

19.

Ich diktierte ihm einen Artikel folgenden Inhalts: Das Blatt habe absichtlich gestern nichts unmittelbar nach der Verhaftung gebracht, weil es genaue Informationen einholen wollte, und jetzt sei es in der glücklichen Lage, solche dem geschätzten Leserkreis aus einer absolut sicheren Quelle zu bringen. 1. Meine Mutter sei die Witwe eines großzügigen Grundstücksspekulanten, dem die Kommune der Stadt die Parzellierung des umfangreichen Geländes auf dem aufgelassenen Friedhof zu St. Georg verdanke. 2. Meine Mutter sei eine frühere Lehrerin, die durch ihre Schönheit aufgefallen sei, mehr aber noch durch ihre philanthropische Veranlagung. Aber sie habe immer gepredigt, eine brave Frau gehöre ins Haus, an den Herd. Sie sei, obgleich nach dem Tode des heißgeliebten Gatten in völlig geordneten Verhältnissen zurückgelassen, Hortnerin geworden, habe die Hütten der unverdient ins Elend Gekommenen aufgesucht, die Tränen der Witwen und Waisen getrocknet. Es sei ein Zeichen, daß man an unserer viel verleumdeten Zeit nicht verzweifeln dürfe, wenn eine Millionärin ihr Leben einsetzt für die Ärmsten der Armen. So sei sie, am Dienstagabend nach einer formvollendeten Rede verhaftet, in den Hungerstreik getreten, hätte ein Märtyrerlos auf sich genommen, wissend, daß nicht irdische Ehren und politische Erfolge, sondern das beruhigte soziale Gewissen und die Belohnung im Jenseits ihr frei gewähltes Schicksal sein werden. 3. Ihre Tochter, die von ihr Schönheit und Herzengüte übernommen, sei in einem geistlichen Stifte in Vorarlberg katholisch erzogen. Der

Sohn sei vor kurzem zum Doktor der Philosophie an der Wiener Universität promoviert worden, er sei mit Leib und Seele an den menschenfreundlichen Bestrebungen seiner Mutter beteiligt und wolle sein ungeheures Privatvermögen opfern. Er sei ein bekannter Sportsmann, ein in Fachkreisen berühmter Bergsteiger, der in aufopferndem Heroismus, der würdige Sohn seiner großherzigen Mutter, einen seiner Freunde bei einer schwierigen Bergbesteigung gerettet habe und dessen Bild vor einigen Jahren in allen illustrierten Blättern gestanden habe. 4. Man könne zu der Frage der öffentlichen Betätigung einer politisch ungeschulten und von Demagogen mißbrauchten edlen Frauenseele stehen wie immer, man müsse aber jene bösen, gottlosen, teuflischen Stimmen aufs heftigste verurteilen, die bei einer derartigen selbstlosen Idealistin aus dem gehobenen Bürgerstande von Provokation zu reden wagen. Gewiß sei die Dame gegen das allgemeine Wahlrecht, besonders gegen das Frauenwahlrecht. Gewiß habe sie in ihrer heißblütigen, von Tränen der Menschenliebe getränkten Rede sowohl den auf dem Felde der Arbeit gefallenen Lohnarbeiter wie den unglückseligerweise durch tragisches Geschick zugrunde gegangenen Streikbrecher, beide rhetorisch geehrt und ihnen beiden die Versöhnung im Schöße des gütigen Himmels, zu Füßen des Heilands in so poetischer Weise versprochen. Sie sei eben nicht für den Klassenkampf, die Menschlichkeit stehe ihr über den Parteien. Aber dafür setze sie sich voll und ganz ein! Sei sie nicht selbst bereit, als das dritte Opfer der durch bloße Mißverständnisse zwischen *gutwilligen* Arbeitgebern und *gutwilligen* Arbeitnehmern entstandenen Konflikte zu sterben? Schon plane man, wie zu einer Heiligen zu ihr zu wallfahren, vor ihrem Gefängnis patrouillierten von morgens bis abends zehn bis zwölf Arbeiter, Tränen in den Augen, und weil sie fühlten, daß ihretwegen eine Mutter leide und sterbe. Alle Kreise der Gesellschaft nähmen Anteil an ihrer Aufopferung. In den Salons spräche man von nichts anderem. Und brächte nicht eben manch armes Weib aus der Hefe des Volkes trotz ihrer Not kleine Geschenke, Hühner, Wein und einen warmen Mantel ...

Ich hatte mir mit dem Stil Mühe gegeben und hoffte, der Ton würde nicht auffallen, im Gegenteil! Der Hofrat sah mich treuherzig an. »So loben wir sie in aller Gemütlichkeit zu Tode, das ist fein!« sagte er, »ich bin dafür! Morgen erscheint es, und ich lasse Ihre Mutter provisorisch frei, wenn der Minister nicht expreß dagegen ist. Ob und wie Anklage erhoben wird, hängt nicht von uns beiden ab! Und damit, junger Herr und alter Jesuit, Gott befohlen«, schloß er mit der falschen Jovialität alter Beamter.

Den Journalisten, die noch gerne mehr Details gehabt hätten, entrann ich nicht. »Es geht besser«, sagte ich ihnen, »und man hofft, daß es bald ganz gut gehen wird.« Die Journalisten verstanden mich nicht ganz.

20.

Ich mußte mich jetzt mit Wien in Verbindung setzen. Wen sollte ich zuerst anrufen? Den Professor Laibacher? Das Sanatorium? Vielleicht gar Karla, deren Namen als verheiratete Frau ich kannte und die mir einen letzten Liebesdienst vielleicht nicht abschlagen würde? Aber wozu das Vergangene noch einmal aufrühren?

Ich hatte Freunde in Wien, einen ganzen und zwei halbe, nämlich Maxi, Karl und Wharf. An Maxi denken, hieß sich für ihn entscheiden. Er war derjenige Mensch, der mir am meisten vertraute und dem ich am meisten vertraute. Er wußte alles von mir (meine Vermögensverhältnisse ausgenommen), er war frei von unnützer Neugierde (Wharf), frei von trüben Leidenschaften und Instinkten (Karl), er hatte mir bis jetzt nichts als Gutes und vor allem nur Angenehmes erwiesen. Im letzten Augenblick, als ich dem Beamten am Schalter schon die Nummer des Cercle hippique geben wollte, wo um diese Zeit Maxi fast immer zu treffen war, (es war noch nicht zehn Uhr abends), stieg doch etwas Mißtrauen in mir auf. Sah ich den lieben braungebrannten Jungen mit der wüsten Habichtsnase in der Berglandschaft des toten Gebirges,

wie er vor der von mir geschossenen Gemse kniete, als wäre es die seine?

Ich schämte mich. Ich sage offen, meines gelungenen Feldzuges gegen meine Mutter als Volksrednerin und Hungerkünstlerin schämte ich mich so wenig, wie sich ein Chirurg, ein Laibacher, der Wunde schämt, die er in einem kranken Körper gesetzt hat, um ihn zu retten. Es mußte sein. Das Leben stand auf dem Spiel. Die Einwilligung meiner Mutter zu einer gütlichen Lösung des Konfliktes, in welchen sie alle möglichen Umstände hineingeführt hatten, war nicht zu erreichen. Mochten andere über mich aburteilen, ich fiel mir nicht in den Rücken. Ich traute mir, ich sagte Ja und Amen zu mir. Aber warum schämte ich mich des Mißtrauens meinem besten Freunde gegenüber? Regte sich, meinem Willen und Entschluß zu Trotz, eine Besitzgier im Blute, wie ich sie auf dem von der Abendsonne erhitzten Kalkgestein des toten Gebirges angesichts des noch zuckenden, fleischwarmen Wildes empfunden hatte?

Ich trat zum Schalter zurück und gab die Nummer des Clubs an. Man meldete sich dort innerhalb weniger Minuten, ich ließ Maxi an den Apparat rufen, sagte ihm ganz kurz, was hier vorgefallen war, und dankte ihm, daß er mich zu der Reise bestimmt hatte. Als er mir antworten wollte, (wahrscheinlich, um mir Glück zu wünschen, daß ich dadurch auch Alexandra entgangen war), fiel ich ihm ins Wort und bat ihn um einen großen Freundesdienst. Er solle ohne Zögern in das Sanatorium fahren, sich erkundigen, wie die Operation ausgefallen war. Er solle mit Geld dem Pflegepersonal gegenüber nicht sparen, aber kein Geld für Blumen ausgeben, da Alexandra sie nicht liebte. Falls Alexandra noch nicht schläft, die Mutter heraufrufen lassen und sie fragen, ob Alexandra ihn als meinen Freund empfangen könne auf einen Augenblick. Wenn sie schläft oder sehr leidet, (wie krampfte sich mir das Herz zusammen bei diesem Gedanken!), sollte er aber morgen so früh wie möglich wiederkommen. Wenn irgend möglich, sich persönlich sofort davon überzeugen, ob die Klingel in

ihrem Zimmer funktioniert und ob die wachhaltende Schwester beim ersten Signal zu ihr kommt. Auf jeden Fall mir spätestens morgen früh telegraphisch Nachricht geben. Sollte Gefahr im Verzuge sein, aber noch heute nacht.

Er hörte geduldig alles an, ließ sich den Namen wiederholen, und sogar vorbuchstabieren, indem er über die Möglichkeit einer Verwechslung scherzte. Wenn ein anderer, und sei es selbst meine Mutter, sich in diesem Augenblick solch einen unschuldigen Scherz erlaubt hätte, wäre ich vor Wut krank geworden. Meinem Freunde sah ich es nach, ja ich fand, es sei ein gutes Vorzeichen, daß er an keinen tristen Ausgang dachte. Ich kehrte heim. Von Schlaf war in dieser Nacht so wenig die Rede wie in der letzten, aber ich hatte doch das Gefühl, das Schwerste sei vorüber.

Am nächsten Tage erwartete ich meine Mutter schon am Morgen zurück. Sie kam nicht. Im Hause herrschte beklommene Stille. Mein kleiner Bruder, der doch entfernt nicht alles von dem verstand, was vorgefallen war, bot mir mit trübseligem Gesicht eine kleine Schachtel an mit der Bitte, ich solle sie der Mutter ins Gefängnis bringen. Es waren die den Mittagstischbesuchern geraubten Knöpfe. Ich sagte zu.

Ich ging zum Präsidium, wagte aber nicht, meine Mutter zu besuchen. Ich erfuhr durch meinen Bekannten, daß ein sensationeller Bericht in dem katholischen Blatt erschienen sei. Die sozialistischen Blätter hätten davon Nachricht erhalten, man wisse nicht wie, aber es schien, als ob die Erregung unter der Arbeiterschaft abflauge. Der Hofrat hätte dem Ministerium in Wien die provisorische Freilassung meiner Mutter vorgeschlagen, aber es sei noch keine Antwort aus Wien gekommen.

Ich hätte jetzt um alles in der Welt daheim sein wollen, um das Telegramm Maxis zu bekommen, und meine Pläne dementsprechend einzurichten, ich mußte aber das Befreiungswerk beenden. Hier konnte mir sicherlich der brave Wharf nützen. Ich fuhr zum Hauptpostamt, rief ihn an, gab ihm

großmütig alle Einzelheiten, deren Verbreitung ohnedies nicht aufzuhalten war, und bat ihn, unverzüglich beim Minister zu intervenieren. Dann kehrte ich in das Präsidium zurück, der Arzt mußte inzwischen dagewesen sein. Ich erfuhr, daß man ihr Kampferinjektionen (unseligen Angedenkens von meinem Vater her!) gemacht hatte, daß ihre Schwäche zunehme, aber nicht in bedrohlicher Weise. Sie liege da, Schmerzen scheine sie nicht zu empfinden, Anteil an der Umgebung nähme sie nicht, gewaltsame Versuche, sie zu ernähren, hätten kein Ergebnis gehabt, und man unterlasse sie, um sie nicht noch mehr zu schwächen. Ich hatte auf der Zunge zu fragen, ob sie die Blätter schon gelesen habe. Aber ich bezwang mich. Es änderte nichts. Die Schachtel mit Postillions Knöpfen warf ich fort. Auch dies hätte sie nicht wankend gemacht. Wie immer es kam, ich hatte etwas Widerwärtiges, Grausames, aber Notwendiges getan.

21.

Daheim war noch kein Telegramm angekommen. Der Mittag ging vorüber. Ich hörte das Tellerklappern, der Geruch der Speisen zog durch die Türritzen, ich hätte keinen Bissen berühren können. Auch ich hatte seit der Versammlung kaum etwas zu mir genommen, aber ich war jung, ich konnte noch sehr lange fasten, ohne zugrunde zu gehen. Freilich quälte mich der Hunger, besonders da er mit einem furchtbaren Widerwillen gegen Speise und Trank verbunden war. Endlich kam eine Depesche, sie stammte von Maxi und besagte, daß alles gut ginge, die Operation glänzend verlaufen sei, obwohl sie drei Stunden gedauert, daß er ein paar Blumen gekauft und sie zu ihr hineingeschickt habe, er werde noch einmal aufwarten, nachmittags oder abends, wie es ihm der Dienst gestatte, und mir sofort rapportieren. Sorgen dürfe ich mich nicht. Ich las das ziemlich umfangreiche Telegramm drei- oder viermal; als ich es endlich auswendig kannte, ertappte ich mich dabei, daß ich von den Speisen, die Anna auf der Nachttischplatte schon vor Stunden für mich aufgebaut hatte, bereits seit einer geraumen Zeit aß. Kurz darauf kam die Depesche

von Wharf. Auch sie war tröstlich, der Minister hätte ihm alles zugesagt, die Sache sei bereits erledigt. Ich ging schnell vor unser Haus, um meine Mutter zu erwarten. Aber es wurde Abend, bevor sie kam. Man brachte sie in einem Krankenwagen, der Arzt saß neben ihr, zwei Justizsoldaten trugen sie auf einer Bahre vorsichtig die Treppe empor. Ihr Gesicht war mit einem großen Tuche bedeckt, aber ich sah, daß es sich bewegte. Oben betteten wir sie sofort und flößten ihr Cognac in warmem Wasser löffelweise ein. Sie nahm das Getränk am liebsten von mir. Der Arzt versicherte, es bestehe keine Gefahr. Man solle sie nicht zum Essen zwingen, die Flüssigkeitszufuhr sei das Nötigste. Alles, was sie trinke, solle sehr gezuckert sein. Am nächsten Tage ging es meiner Mutter wieder viel besser, und die brave Marthy weinte wieder.

Ich und meine Mutter vermieden, auf die ganze Angelegenheit zurückzukommen. Einmal, als ich eine Anspielung auf die Liebesgabe machte, die der treuherzige Postillion in Gestalt seines kleinen Schatzes, nämlich der Winterrockknöpfe, ihr zgedacht hatte, verzog sich ihr Mund so bitter, daß ich fürchtete, sie würde zu weinen beginnen. Seitdem hüllte ich mich in Schweigen. Sie war unterlegen; es wäre nicht ritterlich gewesen, es sie merken zu lassen. Sie wußte es, sie wußte es nicht. Wahrscheinlich war sie nur unterlegen, weil sie sich zu schnell und zu kühn vorgewagt hatte, und für die fernere Zukunft konnte man keine Vorhersagungen machen. Ich wollte nicht abreisen, bevor sie nicht aufgestanden war. Nun schien es aber, daß sie nicht früher aufstehen wollte, bevor sie nicht eine Deputation von Arbeitern und Arbeiterinnen empfangen hatte, von der schon im Gefängnis die Rede gewesen war. Ich ahnte zwar, die Deputation würde weder heute noch morgen kommen, also wahrscheinlich nie, aber ich überließ es den harten Tatsachen, meine Mutter zu erziehen, wie sie mich erzogen hatten. Endlich entschloß sie sich zum Aufstehen.

Bevor ich wieder nach Wien abreiste, hatte ich ihr versprechen müssen, ich werde in Kürze die Lehramtsprüfungen

nachholen. Es war dies aus vielen Gründen »vonnöten«. Schon um vor ihr zu bestehen. Obwohl wir oft allein waren und Zeit genug gehabt hätten, stritten wir nie. Sie machte niemals Anspielungen auf mein *Treiben*, von dem sie im Gefängnis gesprochen und ebensowenig fragte sie mich, ob es wahr sei, daß ich große Reichtümer hätte, wie es das kleine Blatt behauptet hatte. Hätte ich davon beginnen sollen? Es lag mir der Kampf mit meiner Mutter oder meinem Vater von Natur fern, und jetzt ganz besonders, da sie der Schonung bedurfte und ich mit dem Herzen schon in Wien war.

In Wien begab ich mich von der Bahn zu Alexandra. Ich konnte Wien jetzt als meine Heimat betrachten. Alexandra war der wichtigste Teil meiner Familie, nämlich das, was mir einst mein Vater gewesen war. Ich freute mich auf sie, ich vertraute ihr, sie und ich waren eins. Welche Gefühle, als ich die Treppe des Sanatoriums emporsprang, als ich die Zettel an den weißlackierten Türen mit den Namen der Kranken las, als ich das Wimmern der Kranken hörte, den schweren Chloroformgeruch einatmete und doch nichts sah, hörte und wußte als das eine, daß ich zurückkehrte zu ihr.

Auch sie war ganz froh, mich zu sehen. Sie war noch sehr blaß, aber ihr Auge und der merkwürdige Zug um den vollen Mund (eigentlich war nur die Oberlippe voll, die Unterlippe war streng und kalt!) gaben mir noch mehr Rätsel auf als sonst. Über mich vermochte sie mit ihrer noch schwachen und zittrigen Stimme etwas zu spotten: sie habe gefürchtet, ich würde wieder elf Jahre brauchen, – (elf Jahre hatten zwischen unserem ersten Zusammensein bei meinem Vater und dem ersten in Wien in der Lastenstraße gelegen), bis ich sie aufsuchen würde. Von Maxi schwieg sie. Blumen fand ich nicht. Die Mutter war fast noch froher als die Tochter, daß ich da war. Sie konnte mir jetzt manches von der anstrengenden Pflege anvertrauen. Vertrauen setzte sie ja in uneingeschränktem Maße in mich. Sie hätte sich scheinbar nicht vorstellen können, daß ich etwas anderes sei als ein alter

Jugendfreund, der Kamerad, der Berater, der brüderliche! Ihre Tochter durfte das Sanatorium noch nicht so bald verlassen, sie mußte den neuen Gebrauch der Muskeln lernen.

22.

Es mag sein, daß es schon zu dieser Zeit hin und wieder Gelegenheit gegeben hätte, Maxi zu sehen, aber es bestanden bei mir immer Hindernisse, und komischerweise war es auch bei ihm nicht viel anders, wenn ich gerade einmal eine freie Minute hatte. Da aber zwischen uns keine Zerwürfnisse bestanden und nichts zwischen uns sich einmengen konnte, wartete ich ruhigere Zeiten ab. Er wohl auch. Ich lebte damals in einem Zustand furchtbarer und doch unbeschreiblich glücklicher Spannung. Ich war, wenn man das begreifen kann, ein wenig glücklich, aber gar nicht zufrieden. Aber war ich denn noch das von seinem Willen fest umpanzerte Ich, war denn nicht mein Wesen jetzt nur ein Teil Alexandras, wie es einst ein kleiner Teil des *Unvergeßlichen* gewesen war? Mein Glück hing oft nur von ihrer Laune, ihrem guten Willen, vom lieben Himmel ab. Aber konnte ich denn von einem zarten, empfindlichen Geschöpf, das soviel zu leiden hatte, verlangen, sie solle beherrscht sein in ihren Schmerzen, geduldig in ihren schlaflosen Nächten? Sie hatte über die Menschen – fast alle – zu klagen. Entweder waren sie zudringlich und lästig, oder sie fand sie falsch und kalt. Der Ton der Briefe, die sie bekam, war entweder zu sehr mitleidig und beschämte sie, oder zu arrogant und verletzte ihr gerechtes Selbstgefühl. Sie sah mich an. Ich verstand sie immer. Das Wetter quälte sie, indem es mit jeder Änderung wilde Schmerzen in der sehr langsam vernarbenden Wunde verursachte. Ich wußte voraus, wenn das Barometer fiel, daß es böse Tage für uns geben werde, denn dann konnte sie bis zur verbissenen Wut verzweifeln, ja bis zu einer Art Raserei! Wenn das Wetter zum Bessern umschlug, war alles wieder gut, sie betete und dankte der Jungfrau Maria, und dann nahm sie auch meine Hand, und fast hätte sie mir sie einmal geküßt, so dankbar war sie mir. Wofür? Der Arzt bat sie um die Erlaubnis, ihren Krankheitsfall

(zu den anderen vierunddreißig) veröffentlichen zu dürfen. Er hätte gern ein Bild, das heißt eine Photographie von ihr gehabt (mit einer Gesichtsmaske natürlich). Sie geriet in einen Wutanfall, vor dem selbst der tapfere Chirurg flüchtete. Ich beruhigte sie sofort, ich versprach ihr, sie durch einen Bekannten in all ihrer Schönheit malen zu lassen. Leider ist es nie dazu gekommen.

Sie begann zu gehen. Ich half ihr, ich lehrte es sie mit großer Geduld, denn anfangs ging sie schlechter als vor der Operation. Vielleicht kann nur eine junge Mutter diese unsägliche Freude empfinden, wenn sie ihr kleines Kind unter den Achseln umfaßt und es mehr trägt, als sie es über den Teppich des Kinderzimmers führt! Sie sagte manchmal nachher, mir in die Arme sinkend, sie könne nicht mehr, das Herz versage ihr. Aber wenn ich in den Korridor hinausgegangen war, um mit Laibacher zwei oder drei Worte zu wechseln, hörte ich, wie sie einen Stuhl vor sich herschob, marschierte und im Takte sang. Ich kam sofort zurück, um ihr behilflich zu sein, aber sie war dann bereits in ihr Bett geschlüpft.

Vielleicht wäre jetzt der Augenblick gewesen, mich diskret (mit einer diskreten Lüge wie einst bei den Blüten und Schönen) zurückzuziehen, mich auf mich selbst zu besinnen und mich von nun an nur von dem abhängig zu machen, was ausschließlich in *meiner* Macht stand. Ich konnte aber nicht mehr – lügen. Ganz als spräche ich mich mit mir selbst aus, sprach ich mit ihr. Ohne daß ich und sie es merkten, verstrickten sich einmal gegen Abend in dem stillen lauwarmen Zimmer unsere Finger ineinander, als wäre es *ein* Fleisch und Blut.

Aber an dem Zittern, das mich durchlief, als ich es merkte, sah ich, daß ich ihre Nähe meiden müßte. Nicht um meinetwegen! Einzig um ihretwillen. Durfte ich ihr das sagen? Sicherlich war es eine Torheit, aber das Herz saß mir auf der Zunge, und ich ertrug lieber ihren Zorn und ihren bösen Blick, als daß ich alles gut und kalt verschlossen hätte in mich. Der Panzer war eben durchbrochen, aber zum Glück, denn trotz allem atmete ich auf.

Ich verdanke ihr die größte Freiheit, nämlich die, mich ohne Rückhalt noch einmal in meinem Leben einem Menschen ganz hingeben zu haben. Und so durfte ich von jetzt an mehr in ihr leben als in mir selbst.

Seltsamerweise litt meine wissenschaftliche Arbeit nicht darunter, daß sie Alexandra wie einst Karla verabscheute. Sie schmähte sie sogar an einem Tage als gottlos, arrogant und hochmütig, und am nächsten Tage verspottete sie sie, weil sie an der Philosophie nur eine plebejische Arbeit sah für Bettler und ›Zugereiste‹, (Menschen, die aus der Provinz stammten und nach Wien kamen, um es zu erobern und auszusaugen). Zum Schluß verachtete sie, die doch auf Geld nie übergroßen Wert gelegt hatte, die nutzlosen und unpraktischen Theorien und zählte an den Fingern her, daß man von der Philosophie niemals leben könne! Platonius und Sofoklius, wie sie sie nannte, – (ich weiß nicht, ob aus Unwissenheit oder aus Ironie) seien Hungers gestorben, den Heiden Sokrates aber habe man durchgeprügelt und aufgehängt. In den Kreisen des Adels galt übrigens Unwissenheit als charmant, übergroße Bildung dagegen als aufdringlich und ›extrem‹.

Ich kam damals in Versuchung, nicht meine Arbeit aufzugeben, aber ihr das zu verraten, was ich bis jetzt nur dem Großmächtigen in dem Augenblick höchster Gefahr anvertraut hatte, nämlich meine Vermögensverhältnisse. Aber ich schwieg, ich wollte ihre treue schwesterliche Zuneigung nur mir selbst, aber nicht meinem Reichtum verdanken. So töricht, so blind war ich! So schwer machte ich es mir und ihr! Sie konnte keine Spezialpflegerin bezahlen, nachts vermochte sie nicht zu schlafen, oft hielt sie mich bis Mitternacht zurück. Ich saß bei ihr, ich redete ihr gut zu, blätterte in meinen Papieren, legte sie auf die Bettdecke, und sie ordnete sie mit ihren schönen Händen, als wären sie etwas Kostbares, und während noch ihre Finger sich bewegten, schlief sie aufseufzend ein.

Wie sollte ich sie verstehen? Ich erfuhr, daß man nur klar lesen kann in Menschen, die man nicht liebt. Nur dann beherrscht

man sie. Jeder Mensch, den man liebt, ist ein Abgrund. Aber lockte es uns beide nicht dem Abgrunde zu? Sie hatte mir ja gestanden, daß sie früher der Abgrund vor ihrem Balkon magnetisch angezogen hatte. – Endlich wurde es wärmer, die Tage wurden länger, sie sollte eines Tages (von ihrer Mutter begleitet) das Sanatorium verlassen. Sie lud mich am letzten Sanatoriumstage nicht ein, sie nachher zu besuchen. Fand sie es selbstverständlich, daß ich auch nachher kam, oder war es selbstverständlich, daß ich nicht mehr kam, da meine Mission eigentlich erfüllt war und ein neues Leben in ihren Adelskreisen begann für sie? Es berührte mich seltsam, daß sie mich, als ich an der Schwelle des mir vertraut gewordenen, blitzend sauberen, hellen und luftigen Sanatoriumszimmers stand, fragte, was denn aus meinem Fürsten geworden sei. Sie meinte Maxi und verbesserte sich: »Ich meine den herzigen Oberleutnant von V.« Ich sagte, ich hätte ihn noch nicht wiedergesehen. »Und Ihr gelehrter Freund Wharf?« Ich schwieg bekümmert. Wharf hatte mich in letzter Zeit oft angerufen, ich war ihm Dank schuldig für die Dienste, die er meiner Mutter erwiesen hatte. Ich hatte immer noch zu wenig Zeit. Ich wußte, er kam zu Alexandra ins Sanatorium. Wir hätten einander hier treffen können, ja müssen, wenn nicht ein unglückseliger Zufall es stets verhindert hätte. Im Grunde wußte ich, sie wollte es nicht, daß ich an ihrem Leidenslager mit Wharf oder einer ihrer wenigen Freundinnen zusammentraf. Aber warum sagte sie es nicht? Warum nie eine Silbe über den Brief, den sie mir in einer Aufwallung von Vertrauen oder Verzweiflung geschickt hatte? Aber auch niemals ein Wort des Vorwurfs über mein Fernbleiben, ja auch nur eine Anspielung, eine Frage nach den Gründen, nach meiner Mutter. Sie wußte ja alles aus den Zeitungen. – Auch jetzt schien sie zu warten, daß ich frage, ob ich sie besuchen dürfe.

Ich wollte aber nicht ihr Trabant sein. Ich wollte nicht mit mir spielen lassen. Schweigend verbeugte ich mich, sie errötete jäh und zuckte die Achseln. Ich schloß so leise die Tür, ich horchte so fein auf jedes Geräusch aus dem Krankenzimmer, daß ich auf den

zartesten Ruf zurückgekommen wäre zu ihr. Ich wäre glücklich damit gewesen. Und sie wußte es. Aber sie schwieg, ich hörte sie so grob aufseufzen, daß es einem Knurren glich, und dann kam das Rascheln mit den großen Zeitungsblättern, die wie immer ihre liebste Lektüre waren.

Durch Zufall begegnete ich Anfang Februar auf der Freyung ihrer Mutter, sie schien froh, daß sie mich getroffen hatte, sie sagte, mein Fernbleiben kränke ihre Tochter tief, ich solle das arme Wesen schonen. Am besten sei es, ich käme sogleich mit ihr. Ich kam. Alexandra empfing mich nicht. Aber sie ließ mir sagen, ich solle bald wiederkommen. Ich tat es. Ich liebte sie.

In diesem Jahre setzte der Frühling ziemlich früh ein. Mitte März durfte meine Alexandra zum erstenmal das Haus verlassen. Das heißt, sie verließ es nicht. Unser erster Spaziergang bestand darin, daß sie an meinem Arm die vier Treppen herabstieg und dann wieder hinauf. Die unteren Treppen hatten rote Plüschläufer, die oberen waren bloß und kalt und glatt. Als wäre das ganz geliebte Geschöpf mein Werk und der erste verfehlte Schritt könne mir alles vernichten, zitterte ich während der Dreiviertelstunde, welche dieser kühne Abstieg und Aufstieg dauerte. Wie glücklich lachten wir einander oben an, als wir wieder vor der Eingangstür standen und dreimal schellen mußten, bevor der alte schwerhörige Theodór uns öffnete.

Am nächsten Tage begannen wir kleine Spaziergänge, endlich konnte sie zu Fuß ins Sanatorium und brauchte keinen Wagen. Im Sanatorium massierte man sie mehr mit den Fäusten als mit den Fingerspitzen, man quälte sie mit elektrischen Strömen, man zwang sie zu Turnübungen, die viel zu schwer waren. Schließlich überließ man die völlige Heilung der gütigen Natur.

Im Vorübergehen sah sie sich oft gespiegelt in den großen Schaufenstern der Läden. Sie fand, daß sie furchtbar plump geworden sei. Von einem Gemälde wollte sie nicht mehr reden hören. Mag ja sein, daß sie nicht mehr die zerbrechliche

Blütenanmut der gelähmten Alexandra hatte. Aber für mich hätte sie robust wie eine Bäuerin sein können, wenn sie nur gesund und glücklich war. Ich lebte jetzt nur in ihrem Willen. Hätte ich nur gewußt, was sie wollte!

Ich richtete ungefragt das Wort nicht mehr oft an sie. Niemals mehr berührte mein Arm den ihren, wenn sie nicht darum bat. Niemals streifte ein heißer Blick ihre volle kühne Brust. Und doch war sie trüb, voll verhaltenen Zorns, der Schlaf wurde nicht besser, die Nächte verbrachte sie auf dem Balkon, in das alte schottische Plaid gehüllt. Oft klagte sie, ihre schönen schlanken Beine jäh bis zum Knie entblößend, über reißende Schmerzen in dem oder jenem Muskel. Ich fragte den Oberarzt, er grinste nichtssagend, ich fragte (nach Überwindung welcher Schwierigkeit!) den vielbeschäftigten Chirurgen in eigener Person, er lachte gerade aus und meinte, dort wo ein Mensch keine Nerven mehr habe, könne er auch keine Schmerzen empfinden. Ich verschwieg Alexandra diese Antwort. Ich erhoffte viel vom Frühling, von der freien Natur.

Mit ihr wie einst mit meinem Vater durch die Wälder streifen, mit ihr auf den herrlichen, wild umbuschten Nebenkanälen der alten Donau zu rudern, zu baden, eine kleine Bergtour im Hochsommer, eine erste vorsichtige Skitour im Winter und abends in ihrer Nähe, aber nicht zu nahe, auf dem Balkon sitzen, und auf die Baumkronen mit den Spatzennestern herabblicken, – das, aber nicht mehr, hätte ich gebraucht, um glücklicher zu sein als ich es je gewesen war, ja glücklicher, ich gestehe es, als ich es verdient habe!

Endlich konnten wir die ersten größeren Spaziergänge ins Freie unternehmen. Die Luft war recht herb und rein, von Gras und Blüten war noch nicht viel zu sehen. Aber die dünnen, gedrungenen Stämme der Kirschbäume, die harschige Rinde bis zum Ansatz der Äste weiß gekalkt, an denen eben die ersten Knospen sich ankündigten, in kleinen Sträußchen gesammelt am Ende der wie Pech glänzenden, sich im Märzwinde wiegenden

Zweige, – die dünnen, in sich verkrümmten, sehnigen Weinstöcke, von blaugrünem Kupfervitriol getränkt gegen die Phylloxera, – die kleine Höhe bei Neuwaldegg mit den jungen Buchen und alten Eichen über der gewundenen, etwas feuchten Straße, wo ich seit Karla nie mehr gewesen war. Aber keine zweite Karla mehr! Keine Verführung mehr!

Eines Abends sagte sie mir das, worauf ich gar nicht mehr gerechnet hatte, sie danke mir innig für alles! Sie wolle immer für mich da sein – wie eine kleine törichte Schwester. Sie werde mir mit jedem Tage mehr vertrauen. Sie wisse, ich liebe sie nicht. (Warum sagte sie dies, während sie an meinem Arme hing?) Sie sagte, sie liebe mich nicht. (Weshalb sagte sie das, während sie sich abwandte, um von einer Weide ein graugrünes, rauh behaartes Kätzchen abzureißen, das sie dann erstaunt betrachtete, als frage sie es: »was willst du denn von mir?«) Sie wartete vielleicht, ich würde etwas Unerwartetes sagen.

Ich hätte viel darum gegeben, wenn sie jetzt geschwiegen hätte. Aber sie merkte dies nicht und sagte, sie werde bald einmal ›rein‹ praktisch daran denken müssen, ihren Eltern nicht mehr zur Last zu fallen. Von dem geistlichen Stift würde sie, da nun das Geld für die furchtbar teure Operation ›geopfert‹ sei, niemals ohne Geld und Aussteuer aufgenommen werden. Auf dem Balkon unter den Spatzen wolle sie nicht ihr bißchen junges Leben vertrauern. Die Erzherzoginnen hätten sechsendreißig mediatisierte Familien, die standesgemäß seien und mit denen sie sich verbinden dürften, kraft des Hausstatuts, glücklicherweise habe sie einige Familien mehr zur Verfügung, so zum Beispiel die der Fürsten von V.

Sie sah mich an mit einem Blick, der mich durchstach, und doch leuchtete er nicht.

Ich wußte, sie würde noch einmal auf das Thema Maxi zurückkommen; ich schämte mich aber für sie, daß sie diesen Vermittlungsdienst ausdrücklich verlangen mußte von mir, daß sie sich in ihrer trüben Lage demütigte. Ich begann also jetzt von Maxi

das zu erzählen, was ich gelegentlich erfahren hatte, nämlich, daß er nicht mehr so oft im Cercle erscheine, daß er nur wenig mehr spiele, daß er sehr ruhig und eingezogen lebe und daß er sich für die Militärakademie vorbereite. Ich hätte (und damit log ich zum erstenmal seit langer Zeit) ihm seit einigen Tagen meinen Besuch für heute abend zugesagt. Ich zitterte in meinem Innern, aber meine Stimme zitterte nicht, und in meinem Gesicht konnte sie in der Dämmerung noch weniger lesen als sonst. Aber auch sie beherrschte ihre Züge gut.

23.

Während bei Alexandra die Schlaflosigkeit allmählich nachließ, lernte ich sie kennen. Ich machte mir die wütendsten Vorwürfe, daß ich Maxi von mir und ihr fernhalte, daß ich ihn also eines Verrates an mir für fähig halte. »Du hast keine Rechte«, hämmerte ich mir ein, »und je mehr du sie verhinderst, einander vielleicht nur rein gesellschaftlich nahezukommen, desto mehr schadest du dir selbst! Du treibst sie zueinander!« »Darf ich das nicht?« antwortete mir eine andere Stimme meines *Ich*. (Denn zum erstenmal seit erdenklichen Zeiten war ich zwiespältig, zu Reue und Selbstvorwürfen geneigt, und selbst meine Schlaflosigkeit ging darauf zurück, daß das eine *Ich* schlafen wollte und konnte, – aber vom anderen *Ich* gehindert wurde.) »Ich bin doch nur der brüderliche Freund für sie, sie liebt mich nicht, sie hat es selbst ausgesprochen.« »Aber«, ließ sich die andere Stimme vernehmen, und obwohl ich mir die Ohren zuhielt, hörte ich mich sprechen mit dem Tonfall, den ich bei den Blüten und Schönen gehabt hatte, »hat sie nicht noch in der gleichen Stunde gesagt, ich liebe sie nicht? Würde sich nicht alles ändern, wenn ich ihr sage, wie es um mich steht, wenn ich, da ich nun nicht mehr lügen kann, auch mit dem Schweigen breche und mich ihr ganz anvertraue, wie ein Demütiger sich Gott anvertraut, den er nie erfaßt, nie versteht?« Die Gegenstimme zögerte nicht. Kein Argument, das sie nicht entkräftet hätte. Aber das andere *Ich* ließ auch kein Argument schlummern, vielleicht waren es Vernunft und Leidenschaft, die

sich nicht vertragen konnten, oder das Blut meines Vaters, das sich mit dem Blut meiner Mutter nicht mischte! Zum Schluß befahl ich beiden Ruhe und mir einen Entschluß. Die Ruhe ließ sich nicht kommandieren, der Entschluß war aber leicht zu fassen: Weder Maxi wiedersehen noch auch Alexandra! Aber ich konnte diesen Entschluß nur fassen in blutleerer Theorie, als Philosoph des *du sollst!* Mit welchen Qualen habe ich ihn durchzuführen versucht, bis ich ihn schließlich doppelt brach, ich kehrte nach zehn unseligen Tagen zu ihr zurück, suchte dann Maxi auf, lud ihn in Alexandras Namen ein und war bei seinem ersten Besuche zugegen.

Nachher gingen wir natürlich auch gemeinsam fort. Ich fand Maxi etwas blässer und ernster als sonst. Warum schwieg er nicht? Weshalb suchte er mich von der Reinheit seiner Absichten dadurch zu überzeugen, daß er, der nie ein hartes Wort über seinen ›Damenflor‹ gefunden hatte, jetzt manche von Alexandras Eigenschaften bespöttelte, zum Beispiel ihre unweibliche Härte bei jedem Urteil, ihren bornierten Hochmut, ihren veralteten Adelsstolz. Von ihrer Schönheit aber kein Wort! Ich konnte ihm nicht recht geben, ich hatte mich so in ihre Art verwoben, daß mir ihre Schwächen natürlich erschienen. Ja, ich liebte sie so, daß ich sie an ihren Schwächen faßte, sie wurde mir leibhaftig und greifbar und lieb und tröstlich mit ihnen und herzensnäher. Ich hätte am liebsten nur eines gehört aus seinem Munde, nämlich, er käme nicht wieder. Ich fragte ihn in versteckten Worten, er antwortete mir offen, das hänge von mir ab. Daß ich sie liebte, wußte er. Es konnte sich also nur darum handeln, ob ich sicher war, daß sie mich nicht liebte. Dann hatte er alles frei. In einer Aufwallung von Großmut, die ich sofort nachher bereute, sagte ich ihm, nicht von mir solle die Rede sein, sondern nur von ihr. Und von ihm! Ich hatte mir diese Worte nur mit Mühe abgerungen, aber er nahm sie hin, als wären sie mir leicht gefallen.

Ich kam also jetzt seltener zu ihr. Ich hoffte, daß ich dann mit mehr Freude empfangen würde. Ich hatte doch etwas geopfert,

schwer genug! Aber sie wurde nicht froher, ja sie sah mich oft so düster an wie vor der Operation! Nach dem Schlaf durfte ich nicht fragen, und doch war er schon fast gut gewesen. Ich fragte natürlich nicht, ob sie meinen Freund inzwischen wiedergesehen hatte. Da sie so trist war, glaubte ich, es sei nicht der Fall, ich wollte eben nichts sehen, ich war wie alle in solcher Lage.

Eines Tages überraschte sie mich mit der Frage, ob es mir mit meiner Brüderlichkeit und Treue ernst gewesen sei, sie müsse sich entscheiden. Sie stehe vor einem wichtigen Entschluß, ihre Mutter sage zu allem Ja und Amen, ihr Vater höre nicht hin, ihre Freundinnen hätten den bekannten ›Wiener Komtesserverstand‹ und dächten nur an Konditorei, Jux, Theater, Flirt und Tanz, ich sei ein Mann und solle ihr raten und helfen. Aber aus freien Stücken, nicht gezwungen und ganz offen. Es liege an mir. Sie faßte meine Hände, zog sie, die Augen schließend und ironisch aufseufzend an ihre Stirn, an ihre Ohren, an ihre kalten, festen Wangen. Ich machte mich sanft frei und sagte mit ruhiger Stimme, ja, sie könne mir vertrauen. »Ich habe«, sagte sie heiser, »Ihnen vor der blöden Operation gesagt, ich würde mich leichter zu dem Marterlager entschließen, wenn ich sicher wüßte, irgend einen Menschen zu lieben. Jetzt bei dem Fürsten ist es das gleiche. Ich weiß es nicht.« Sie schlug sich an die Stirn. »Alles schweigt. Ich muß nun einmal heiraten. Ich will nicht so weiterleben. Waren Sie doch niemals hierher gekommen!« Sie verscheuchte die Spatzen, die ihr treuer waren, als sie es jetzt brauchen konnte und die mit ihrem wütenden Geschilper ihre immer noch schwache und zarte Stimme fast überschrien. »Vielleicht hätte ich mich mit allem abgefunden. Es war alles geordnet. Jetzt ist nichts mehr in Ordnung, ich quäle mich und euch alle. Was soll ich also jetzt tun? Hat denn er nicht über mich gesprochen? Wir sind die gleiche Kaste, er hat das richtige Alter, er ist ja kein Kind mehr – wie Sie. Er trägt das bunte Tuch wie Papa zu seiner Zeit. Ich verstehe meine Mutter, auch sie schwärmte natürlich für Offiziere, – und endlich käme ich fort von

hier!« Sie schlug auf das eiserne Balkongeländer, daß es schallte, und blickte in die Tiefe. Mich sah sie nicht an.

Ich versuchte das einzige Heilmittel: zu handeln. Für mich war sie – wenigstens heute – verloren. Aber vielleicht änderte sich später etwas. Frauen sollen ja so wandelbar sein. Hatte sich Karla nicht gewandelt? Wenn ich Alexandra von meinem Freund abriet, verlor ich sie aber auf immer. Denn sie mußte darin mit Recht einen Verrat an ihm sehen. Sie würde ihn trotzdem heiraten, denn sonst wäre sie jetzt nicht so weit gegangen. Als erste Bedingung würde sie von ihm verlangen, daß er mich aufgäbe, und ich hatte beide verloren, den Freund und sie.

Ich sagte also, ich hätte niemals einen so prachtvollen Menschen gekannt wie ihn. Ich hätte eine wunderbar schöne junge Schwester, (ich hätte sie nicht als so schön preisen dürfen, Alexandra hörte derartiges ungern, und sie wurde blaß und rot vor Ungeduld), und ich würde meine Schwester keinem anderen Mann so gern anvertraut haben wie ihm. Sie antwortete, die Ehe zwischen meiner Schwester und einem Hocharistokraten wie V. wäre wohl ein schlechter Scherz. Sie hob eine Zeitung von dem Plaid auf dem Liegestuhl auf und schlug damit nach den Spatzen. Ich sah, daß sie mir zürnte. Ich ging.

Ich war so verzweifelt, daß ich daheim in meinem Hotelzimmer den Besuch Maxis als Trost empfand; wenigstens konnte ich mit ihm von ihr sprechen. Aber Gutes hörte ich nicht. Wie es schien, hatten sie gar nicht auf meine Zustimmung gewartet. Maxi war von jeher überzeugt gewesen, daß ich nicht zu einer Alexandra gehöre, und er hatte gleich bei seinem ersten Besuch im Sanatorium den Eindruck gehabt, daß sie ihn gern sähe. Er hätte sich nicht aufdrängen wollen. Als ich aber plötzlich gekommen sei, ihn zu holen, sei er natürlich froh und glücklich gewesen usw. usw. Er wollte sich so bald wie möglich verloben.

Zum Heiraten war bei einem österreichischen Offizier die Sicherstellung eines Heiratsgutes nötig, das für den Oberleutnant

25 000 Kronen, für den Hauptmann aber viel weniger betrug. Ich versuchte ihn dazu zu bringen, daß er solange warte, bis er zum Hauptmann befördert war. Er war froh, daß ich nichts anderes verlangte von ihm. Er war jetzt oben gut angeschrieben, und der allgemeine Termin der Beförderungen, die vierteljährlich stattfanden, war nicht mehr weit entfernt. Ich war glücklich über den Aufschub. Wir gingen Arm in Arm fort. Er wollte ihr ein Geschenk kaufen, ich sagte ihm, daß Alexandra sich stets etwas Schmuck gewünscht habe. Ich verließ ihn vor dem Laden eines bekannten Juweliers. Am nächsten Tage erschien er bei Alexandra mit einem schönen, wenn auch etwas plumpen Solitär. Damit glaubte er, das rechte getroffen zu haben. Mir gefiel das Ding nicht. Natürlich sagte ich dies den beiden nicht. Ich sagte mir, (und schon haßte ich ihn im stillen), so wenig wie Maxi etwas von Schmuck verstehe, so wenig wisse er, mit seinem billigen ›Damenflor‹, eine A. v. W. zu würdigen, und Alexandra sei zu schade für ihn. Sie fand übrigens das Geschenk wunderbar. Natürlich wollte ich nach wenigen Minuten fort, um sie allein zu lassen, aber bald war er es, bald sie, die mich zurückhielt.

Er war sehr froh. Im Glück hatte er etwas so Frisches und Natürliches, daß sich mein Haß verlor, sehr zu meiner Freude. Auch war ich nicht ganz so unglücklich als ich gefürchtet hatte. Solange ich Alexandra ab und zu sehen konnte wie bisher, war noch nicht alles verloren. Alexandra war zufrieden. Sie schlief jetzt gut. Sie blühte auf. Oft war sie jetzt freundlicher zu mir als zu ihm. Ich hielt mich still. Niemals habe ich mich korrekter benommen als jetzt. Alexandra trieb jetzt Sport, Tennis. Natürlich fiel es ihr anfangs etwas schwer. Ich spielte mit ihr, servierte ihr nur leichtere Bälle und verfehlte oft ihre matten Bälle, um ihr den Spaß zu machen, mich zu besiegen. Es tat mir wohl, daß ich anfang, meiner selbst wieder so Herr zu werden wie vor alter Zeit.

Ich wollte etwas verreisen. Ich sagte es Alexandra, daß ich eine kleine Bergpartie ins Glocknergebiet vorhabe, denn ich hatte niemals zur Zeit der ersten Enzian- und Narzissenblüte das Gebirge

gesehen. Sie war damit nicht ganz einverstanden, und bat ihren Maxi, er solle mich begleiten, sie habe Angst um mich. Darüber konnten wir erfahrene Bergsteiger nur lächeln, das heißt, ich lächelte, er aber nicht. Aber er erfüllte ihr den Wunsch. Es war nicht einfach, Urlaub zu erhalten. Ich war natürlich frei und konnte fahren, wann und wohin ich wollte. Wir reisten ab. Im Eisenbahnwagen waren wir allein. Aber wir schwiegen und rauchten stark. Unsere Blicke begegneten einander nicht. Beide hatten wir von ihr das Zeitungsschmökern gelernt, und ich begriff, daß es außer der Liebe und den Geheimnissen der Philosophie nichts Aufregenderes gibt als die Zeitereignisse, die hohe Politik, aber wir lasen emsig auch die Lokalereignisse, alles bis zu den kleinen Annoncen. Die Bergpartie selbst machte mir weniger Freude als sonst. Ich sehnte mich schon am ersten Tage zurück nach ihr. Selbst jetzt, wo ich sie als die künftige Frau meines besten Freundes vor mir sah, wollte ich lieber in ihrem Schatten leben, als frei sein und nichts als mein eigener Herr.

Der Aufstieg war schwierig, aber immerhin noch einfacher als viele meiner früheren Touren. Es lag noch eine Menge Schnee. Dort, wo er geschmolzen war, sah man ein verwittertes Schiefergestein sich Hunderte von Metern sehr steil auftürmen, die sogenannten Bratschenwände, die wir am dritten Tage unserer Jochwanderung erreichten: Großes Wiesbachhorn-Bratschenkopf-Mainzerhütte. Bei dieser Partie passierten wir – immer im Angesicht des Pasterzenkees, des größten Gletschers der Ostalpen – über einen kleinen, etwa einen halben Meter breiten Grat. Wir hatten nicht angeseilt. Als ich einige Schritte getan hatte, – (jetzt schwebte man fast im leeren Raum, so winzig war das Felsenband unter den Füßen, so ungeheuer der tiefblaue Himmel über uns, so grell strahlend der weiße Gletscher vor uns, und so ohne Grund und Boden tat sich der Abgrund zu beiden auf vor mir, – vor mir allein!), erfaßte mich ein nie gekannter, den Atem versetzender Rausch. Es seufzte tief in mir auf. Eine unbekannte schwere Gewalt füllte meine Knie wie mit heißem Blei, lähmte mein Herz, ließ es

dämmrig blau und plötzlich schwarz werden vor meinen Augen, Himmel und Erde schwellen auf und vermischten sich fürchterlich. Das Ruhende begann wüst zu kreisen. Es trieb mich, die Augen zu schließen, dem Wanken nachzugeben, – und zu fallen wie ein Stein, dem Steine ringsum vermählt. Es war Bergangst, es war das Schwindelgefühl, das ich nie vorher gekannt habe. Wie durch ein Wunder merkte mein Freund meinen Zustand, er sprang schnell zu mir, packte mich an meinem Gürtel, näherte sein braunes, schweißglänzendes Gesicht mit den dunklen Augen (und dem Heliotrophaar!) dem meinen, sprach mir ein paar grobe, aber aufmunternde Worte zu und schleppte mich zurück. Von nun an ließ er mich nicht aus den Augen, er hielt sich immer abgrundwärts, mich ließ er felsenwärts gehen, als wir nachher auf einem anderen Wege absteigen mußten, als wir gekommen waren. Ich versuchte, ihn zu bestimmen, den Aufstieg trotzdem zu wagen. Es war die erste Bitte, die er mir abschlug. Leider, so glaube ich, mit Recht.

24.

Meine Mutter fand es richtig, mir nicht mehr viel zu schreiben. Da ich jedoch durch meine brave Schwester alles Wissenswerte erfuhr, wappnete ich mich mit Geduld und ließ alles, wie es war. Hier bei uns, das heißt bei Alexandra, gab es auch Schwierigkeiten genug. Der alte Graf war wechselnder Laune, an einem Abend kam er verzweifelt heim und warf sich seiner alten, vor Sorgen früh ergrauten Frau an die Brust. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Alexandra zwinkerte mir ironisch zu. Wir wußten, solche Gefühlsausbrüche des alten Erfinders bedeuteten einen Mißerfolg bei seinem Girakter. Aber sei es, daß ein Fehlschlag seine Art Genie anfeuerte, sei es, daß seine Sache besser stand als er wußte, am nächsten Abend kam er sehr ruhig, gefaßt und schweigsam zurück, – das bedeutete, daß seine Arbeit gut vonstatten ging. Von der meinen konnte ich dies nicht sagen. Alexandra war zwar sehr damit einverstanden gewesen, daß ich mich den braven Lehramtsprüfungen endlich unterzog. Sie dachte dabei nicht an den Lehrerberuf, der mir nun einmal nicht lag, wie

sie wußte, sie dachte vielmehr an eine höhere Beamtenlaufbahn im Ministerium für Kultus und Unterricht. Ich meldete mich also zu dem nächsten Prüfungstermin.

Ich hatte die Prüfung für ein Kinderspiel gehalten. Leider war es ernst. Ich versagte so vollkommen, daß es mir mehr komisch als traurig vorkam. Ich dachte beim Heimweg an meine Mutter. Da unser Briefwechsel unterbrochen war, brauchte ich weder zu lügen, noch ihr ein beschämendes Geständnis zu machen. Alexandra hätte ich den Mißerfolg gern verschwiegen. Aber konnte ich es denn? Ich hätte nicht gedacht, daß sie so sehr erschrecken würde, denn sie hatte ja immer behauptet, die ›Universität‹ bestehe aus ›Faxen‹.

In dieser Zeit sah ich sie selten fröhlich. Wenn ich als Dritter dabei war, hatte ich den Eindruck, daß Maxi Alexandra aus ganzer Seele liebte und daß sie sich seine Liebe gefallen ließ. Sie konnte keinen schwachen Punkt mehr an ihm finden, (er hatte ja uns beiden geschworen, das Hasardspiel aufzugeben), höchstens war es das demokratische Regiment der Pioniertruppe, das eine Alexandra störte, deren Kousins in den hocharistokratischen Dragoner- und Husarenregimentern dienten, ebenso wie es ihr Vater in seiner Jugend getan hatte. Sie sprach davon, daß Max die Truppe wechseln könnte. Der Gedanke, mit den anderen Offiziersdamen des ›Genies‹ in einer kleinen Garnison zusammenzusein, widerte sie an. Wien wollte sie sogleich nach der Hochzeit verlassen, sie wollte nicht als kleine Oberleutnantsfrau an seinem Arm gehen, während er jedem vulgären Infanteriehauptmann der Landwehr die Ehrenbezeugung zu erweisen hatte, wenn er auf dem Graben oder der Mariahilferstraße spazieren ging.

Ich machte mich bei solchen Diskussionen schnell aus dem Staub. Gewiß war mirs unerträglich, ihr Glück anzusehen, aber noch unerträglicher war es mir, sie in einer Art Zwist zu sehen, und am allerscheußlichsten wäre es mir gewesen, wenn sie mich zum Schiedsrichter gemacht hätten. Meine Ansicht stand übrigens fest.

Maxi war ein herrlicher Pionieroffizier, untadelig, intelligent, ein Mann mit Zukunft – ein Mensch für den Ernstfall. Seine Mannschaft liebte ihn ebenso wie seine Vorgesetzten, und wenn er wirklich nicht mehr spielte, war er vielleicht doch und trotz allem der rechte Mann für Alexandra. Ich sagte es *mir* tausendmal vor, bei Tag und bei Nacht. Ich redete mir ein, nach der Hochzeit würde ich ruhiger werden. Ich dachte sogar daran, ihm das Geheimnis meines Reichtums zu verraten, ihm etwas Geld vorzustrecken, damit er nicht seine Beförderung zum Hauptmann abzuwarten brauche. Aber als ich, mein liebes Scheckbuch in der Brusttasche, bei ihm in der Kaserne erschien, konnte ich nichts ausführen von dem, was ich mir in solcher Güte und Selbstlosigkeit und Brüderlichkeit ausgedacht hatte. Es war gegen die Natur!

Auch war er nicht mehr ganz der alte. An diesem Abend zum Beispiel war er eine ganz kleine Spur ungeduldig, er wandte oft sein sonst so offenes, braunes Auge ab von mir und ich merkte, er atmete erleichtert auf, als ich mich verabschiedete. Noch in meiner Gegenwart nahm er seine Bücher zur Hand, die er zur Vorbereitung für die Prüfung in der Militärakademie studierte. Aber mich täuschte er nicht. Ich wartete nicht länger als zehn Minuten vor dem Tore, als ich ihn, in Zivilkleidung, scheu heraustreten sah. Er rief einen Wagen an. Zu Alexandra konnte er nicht fahren. Sie hatten einander am Nachmittag gesehen, heute abend wollte Alexandra ins Burgtheater zu einem der faden Gesellschaftsstücke, die man in Wien Komtessenstücke nannte. Am nächsten Tage war er etwas blaß. Er kam nur auf kurze Zeit zu Alexandra. Er betrachtete den Ring, den ich von jeher häßlich und plump gefunden hatte. Jetzt fand auch er ihn plötzlich nicht schön genug für Alexandras Marmorhand, er meinte, er wolle ihn anders fassen lassen. Der Juwelier würde dies kostenlos übernehmen, – und es würde nicht lange dauern. Alexandra gab den Ring nicht gern aus der Hand. Was sie hatte, wollte sie stets behalten. Da ich aber meinem Freunde sekundierte, fügte sie sich. Am nächsten Abend ließ er sich entschuldigen, er habe Jour-Dienst, könne die Kaserne

nicht verlassen. Möglich war es. Ich hatte freilich einen anderen Verdacht, denn ich wußte, was Leidenschaften sind, und was sie aus einem Menschen machen können. Wenn sonst nirgends, an meinen zahlreichen früheren Geliebten hatte ich es studieren können, – und schlimmstenfalls jetzt – an mir.

Alexandra aber, in deren Familie (mütterlicherseits) mehrere Spieler dem Familienvermögen so gewaltig zugesetzt hatten, daß für Alexandras Mutter keine rechte Mitgift geblieben war, wollte von mir wissen, ob Maxi seinem Versprechen treu geblieben sei. Sie meinte, er habe vor mir keine Geheimnisse. Sollte das heißen, daß er also vor ihr Geheimnisse habe? Ich war sein Freund: sein ganzes Vertrauen hatte ich jedoch nicht mehr, das wußte ich seit kurzem. Aber ich wollte ihm die Treue halten. Mußte ich es denn nicht? War es denn nicht klug? Und es konnte *mir* nicht schaden. Gut, ich wollte es; ich schwur, er spiele nicht mehr. Alexandra glaubte, wir ›packelten‹, das heißt, wir hätten diese Lüge vereinbart. Ich ging also noch weiter, bis über das Gute hinaus, ich schwor bei dem Leben meiner Mutter, daß Maxi nicht mehr spiele. Sie atmete auf, sie war beruhigt. Aber ich sage es offen, auch ich war beruhigt und die fatalistische Verzweiflung wich allmählich, nachdem ich diesen Meineid aus Freundestreue geleistet hatte.

Am nächsten Tag kam er zu ihr. Ich nicht. Am dritten Tag sah ich an ihrem Finger den neugefaßten Stein. Bei dem ersten Ring hatte mir die Fassung mißfallen, bei dem neuen mißfiel mir der Stein aufs höchste. Es gibt da einen ziemlich schlechten Edelstein, den man Cirkon oder Ceylondiamanten nennt, und der nicht den zwanzigsten Teil eines Brillanten gleicher Größe kostet. Er hat ein, wenn man sagen kann, hohles Feuer, hinter den bunten Blitzen der Facetten verbirgt sich eine Art schwärzlicher Rauch. Dabei ist aber der Stein klar. Ich wußte nur zufällig von der Existenz dieses Steines, da mir mein Juwelier den Unterschied gegen einen echten Stein gezeigt hatte, als ich einmal für eine meiner Schönen ein kleines Bijou gekauft hatte. Übrigens besaß auch ich aus alten

Zeiten einen netten Brillant-Ring, hatte ihn aber irgendwo verkramt, da ich niemals Schmuck an einem Mann geliebt habe.

Ich betrachtete Alexandras Ring übrigens gar nicht weiter, ich wußte alles. Alexandra sah mich etwas ängstlich an. In mir wühlte es, es runzelte sich mir die Stirn, meine Lippen verzerrten sich gegen meinen Willen. Aber ich wollte nichts dem Augenblick überlassen. Ich formte bedächtig einen neuen Entschluß. Einen Maxi durfte Alexandra nicht heiraten. Jeden anderen eher als ihn. Nicht seines kleinen dummen Betrug wegen. Darüber war unsereins längst erhaben.

Am Abend sah ich Maxi bei mir. Er war schweigsam. Plötzlich, als er fortgehen wollte, fragte er, meine beiden Hände mit großer Gewalt fassend, und seine tiefliegenden Augen mit einem verlorenen Ausdruck in die meinen versenkend, ob er mir noch trauen könne. »Kann ich dir trauen?« wiederholte er. »Wie dir selbst!« antwortete ich, der Wahrheit gemäß. Er ließ daraufhin meine Hände frei. Er sagte, er spiele nicht mehr, aber es interessiere ihn, dem Spiele der anderen zuzusehen. Ob ich ihn in den Cercle begleiten wolle? Der Cercle interessierte mich nicht, aber ich begleitete ihn folgsam. Er hatte Uniform an, und es war gefährlich, sich in solcher Gewandung dort zu zeigen, aber es zog ihn eben unwiderstehlich hin. Ich sah, wie an den mit grünem Tuch bespannten Tischen Unmassen Gold und Banknoten von einer Sekunde zur andern den Besitzer wechselten. Das gefährlichste lag aber darin, daß die Spieler, die alle einander kannten und von denen der eine für den anderen bürgte, mit Zettelchen spielten, die sie auf Tausende und Abertausende ausstellten, oder mit Schecks, die sie seelenruhig mit Riesenzahlen bekritzelten, mit einem so langweiligen Gesicht wie die Menschen, die einen neuen Füllfederhalter in einem Papiergeschäft ausprobieren. Ich setzte eine kleine Summe ohne genaue Kenntnis des Spiels und ziemlich gleichgültig gegen Gewinn und Verlust. Ich hatte vom Cercle manche Vorteile gehabt, die Reitstunden zum Beispiel, ich konnte ruhig einige hundert Kronen verlieren. Aber ich gewann. Das Gold

und die blauen großen Scheine und die weißen Zettelchen und Schecks häuften sich an meinen Feldern. Maxi stand hinter mir, ich hörte ihn aufgereggt atmen, ja ich fühlte ihn sogar zittern, aber er redete mir nicht zu, nicht ab. Als ich gegen zwei Uhr morgens aufstand, hatte ich an 560 000 Kronen gewonnen, allerdings nur einen Teil in Gold und bar, den größeren Teil in Zettelchen und Schecks. Etwas unsicher ging ich denn doch neben Maxi die Treppe hinab. Ich wagte nicht, ihm etwas von meinen ziemlich unnützen Schätzen anzubieten. Ich sagte ihm nur zum Abschied – und ich glaubte, daß ich es aufrichtig sagte – er solle sich immer und ewig verlassen auf mich. Und doch habe ich am nächsten Tag Alexandra den Ring vom Finger gezogen und habe mit ihm in ihren kleinen silbergefaßten ovalen Handspiegel etwas einzuritzen versucht. Ich tat es, um meiner Geliebten zu zeigen, daß Maxi sie betrogen, sein Wort gebrochen, den guten echten Stein gegen ein miserables Juwel Cirkon vertauscht hatte. Aber es mißlang. Der Stein ritzte sehr gut auf das Glas und schrieb herrlich. Sie sah mir lächelnd zu. Vielleicht verstand sie mich schon damals besser, als ich wußte.

Zum Glück erschien der alte Graf. Sein Girakter war fertig, morgen nachmittag sollte ein Probeflug stattfinden auf dem Flugplatz in Aspern, wobei er mit einem Fahrgast, seinem Mechaniker, sich in die Höhe von mindestens 150 Meter erheben und einen bestimmten Schuppen, bei dem sich ein Fahnenmast befand, zweimal umkreisen mußte. Am nächsten Tage waren wir alle da, Maxi ausgenommen. Wharf war mit seinem Photoapparate erschienen im Kreise von zahlreichen Pressevertretern. Leider gabs im letzten Augenblick eine gewaltige Störung, denn der Mechaniker, der mit dem Grafen seit Jahren zusammenarbeitete, weigerte sich, sein Leben (als Ernährer einer ziemlich großen Familie) der vertrackten Maschine anzuvertrauen. Ratlos wanderte der Blick des Grafen im Kreise und blieb zuletzt an mir haften. Der Mechaniker hatte Frau und Kind. Ich stand, soviel er wußte, allein. Ich hatte manche gefahrvolle sportliche Sache mitgemacht, und vielleicht reizte mich der Aufstieg. Gewiß! Ich trat bereits vor, als

mich Alexandras kleine heiße Hand zurückhielt. Ich sah sie an, sie war blutrot unter ihrem breiten Florentinerhut, sie blitzte mich voll düsterer Glut aus ihren smaragdfarbenen Augen an. Auch ihr Stein blitzte, aber ziemlich hohl. Sie trug nie gern Handschuhe, sie war stolz auf ihre »klassischen Hände« und zeigte sie gern. Die Berührung mit ihrer Hand erregte mich sehr tief. Und doch hatte ich diese Hand tausendmal in der meinen gehalten. Hatte sich etwas geändert?

Für mich?

Gegen mich?

Wharf hatte sich den Augenblick zunutze gemacht. Schon hatte er sich in die bedenklich krachende Gondel geschwungen, mit seligem Lächeln seinen Apparat in Bereitschaft setzend.

Der Girakter begann stark zu zittern, als der Graf den Motor anließ. (Eigentlich waren zwei Motore daran.) Er rollte etwa 250 Meter auf dem kurz gehaltenen Rasen auf den Gummirädern vor, erhob sich, träge mit den horizontalen Flügeln schwankend, über den Erdboden, stieg schräg hoch, machte eine Wendung nach dem Flaggenmaste zu, beschrieb eine etwas unregelmäßige Kurve, setzte zur Wiederholung an. Jetzt wurde das Knattern der Motore schwächer, plötzlich verstummte es völlig. Es knallte, und jetzt schwieg alles.

Ich fühlte Alexandra nahe bei mir, sie lehnte sich an mich und lachte – aus Nervosität. Ich rührte mich nicht. Nicht hin zu ihr. Nicht fort von ihr.

Das Flugzeug begann zu schwanken und legte sich auf die Seite, aber jetzt schien es in einem ziemlich starken Gegenwind eine Art Stütze gefunden zu haben, die Flügelteile richteten sich ganz allmählich wieder gerade, langsam senkte es sich zu einem sanften Gleitfluge und endlich berührten die Räder des Fluggestelles den Boden, sehr zu unserer Freude. Der unverwüstliche Photograph sprang als erster aus der Gondel. Alle beglückwünschten den alten Grafen, der Freudentränen vergoß

und mit seiner Hand den Apparat liebte, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Auf einmal besannen sich die Motoren und knatterten los, als man sie nicht mehr brauchte, und alles brach in ein lautes Gelächter aus. Wir waren alle froh. Der Flug war nicht ganz geglückt; doch war etwas Großes gelungen. Der alte Herr gab Wharf ein kurzes Interview und ließ mit Hilfe des braven Mechanikers und Familienvaters, dem er nicht mehr zürnte, den Girakter wieder in die Halle bringen, um sich noch am gleichen Tag daran zu machen, die Mängel des Motors zu beheben. Sie sollten darin bestanden haben, daß die Zufuhr des Benzins bei einer gewissen Schräglage stockte. Wenigstens verstand ich ihn so. Er sprach mit mir, als wäre nichts geschehen, er nahm auch mir meine Weigerung, das Leben für seine Idee zu wagen, nicht übel. Ich kehrte mit Alexandra und der Gräfin viel ruhiger heim. Wir hatten noch auf dem Flugplatz ein schönes Auto gemietet. Das Wetter war prachtvoll. Ich und sie waren jung, und zum erstenmal hatte ich das Gefühl, daß wir einander verstanden und nie mehr ganz ohne den anderen leben wollten.

25.

An dem gleichen Abend fand zu Ehren des Grafen ein Souper im Aeroklub statt, bei dem auch Alexandra erscheinen sollte, es war ihre erste große Gesellschaft. Sie bat mich zu warten, während sie sich umzog. Sie wollte sich wohl bewundern lassen in dem tief ausgeschnittenen, weißen, mit alter écrufarbener Spitze garnierten Seidenkleid. Ich wartete, wie ich auf meine Geliebte, auf meine Frau gewartet hätte. Als sie endlich erschien, las sie in meinen Blicken alles, was ich ihr doch nicht verbergen konnte. Wir sahen einander lange an. Schließlich trat sie, mich stumm an der Hand führend, auf den Balkon hinaus. Ich hatte Angst, daß die unehrerbietigen Spatzen der Reinheit ihres Kleides Abbruch tun könnten, (ich war stolz auf sie, ich fühlte mich als ein Teil von ihr), und hätte es lieber gesehen, wenn sie im Salon auf die Mutter gewartet hätte, die noch mehr Zeit zu ihrer Toilette brauchte als ihre Tochter, obwohl ihr Festgewand seit Jahr und Tag die gleiche

altmodische veilchenblaue Toilette mit dem hohen Schnürleib und dem weißen Spenser war. Alexandra spottete über meine Befürchtungen und fragte mich, ob ich Angst hätte um ihr Hochzeitskleid. Ich antwortete nicht und sah sie so kalt an, daß sie es war, die errötete. Sie hatte immer noch meine Hand in der ihren. »Ich hoffe«, sagte sie, sich mühsam beherrschend, »Sie werden unser Freund bleiben, auch nachher.« »Aber wenn Sie ihn nicht heiraten«, antwortete ich, »versprechen Sie mir, daß Sie keinen anderen nehmen?« »Seit wann sind Sie so besorgt um mein Wohl?« gab sie zurück. Sie wollte nicht verstehen. Ich zog ihre Hand näher an mich und erblickte den Ring. »Gut! Aber versprechen Sie mir wenigstens eines«, sagte ich und ließ ihre Hand fallen, »daß Sie nicht mit diesem Ring in die Gesellschaft gehen. Geben Sie mir ihn! Ihre Hand ist ohne Ring schön genug, morgen erhalten Sie den Ring zurück, ich muß wissen, wie es damit steht, durch mich haben Sie Maxi kennen gelernt. Ich kann ihm einen Betrug nicht zutrauen.« »Immer dasselbe, immer dasselbe«, spottete sie und wandte ihren Kopf ab, »hier ist er. Machen Sie damit, was Sie wollen. Aber er geht nicht ab, helfen Sie mir doch!« Sie lachte, ihre schönen, bläulichweißen, kleinen Zähne zeigend, während ich mich abmühte, den Ring von ihrem rosigen Finger abzuziehen. »Schnell, schnell, bevor jemand kommt«, flüsterte sie heiser, »und tun Sie mir nicht weh.« Die Gräfin erschien am Arm des Grafen, der seine alte Uniform als Rittmeister trug. Ich begleitete alle drei bis zu dem Wagen und kehrte nach Hause zurück. Ich wußte eigentlich nicht, was mit dem Ring beginnen. Ich arbeitete noch eine Stunde oder zwei, aß und trank, nahm ein Bad und legte mich zu Bett. Am nächsten Morgen erwachte ich in glücklicher Stimmung.

Ich entsann mich des Rings und auch der Schecks, die ich unlängst gewonnen hatte und die ich durch meine Bank einlösen lassen konnte. Nachdem dieser Weg schnell erledigt war, ging ich zu meinem Juwelier. Kaum, daß ich ihm den Ring zur Prüfung übergeben hatte, schoß mir ein Gedanke durch den Kopf oder vielmehr ein Entschluß, der Gedanke kam nachher, so wie es bei

vielen Entscheidungen meines Lebens der Fall gewesen ist. »Der Stein ist ein Cirkon?« fragte ich. »Gewiß«, antwortete der Juwelier, »ein kurantes Stück, ein braver Stein.« »Wie kommt es, daß er Glas schneidet?« »Glas?« gab der gute Mann zurück, »er schneidet sogar Bergkristall, sein Härtegrad ist über sieben.« »So, über sieben. Das ist sehr interessant, hat aber mit meinem Besuch heute nichts zu tun. Ich möchte nämlich einen Diamanten in derselben Art, eine Spur größer oder kleiner, lieber sogar, offen gesagt, eine Winzigkeit größer, aber nicht viel. Lupenrein und genau so geschliffen wie das alte Juwel. Gibt es das?« »Aber Herr Doktor«, sagte der Goldschmied, »hier in Wien!« »Und kann ich ein paar anständige Steine sehen?« Er zeigte mir einige. Schließlich einigten wir uns auf einen, der einen ganz leisen Hauch von blauer Farbe an sich hatte; er ließ ihn im Lichte der schönen Vormittagssonne spielen, während er ihn zwischen den Gliedern einer feinen stählernen Pinzette hielt. Es war ein wunderbarer Stein. »Und kann ich darauf warten«, fragte ich, nachdem ich den unverschämten Preis etwas ermäßigt hatte, »daß Sie ihn statt des Cirkon in den Ring fassen?« »Das nicht«, antwortete er, »das leider nicht. Die Fassung muß sorgfältig erneuert werden, vielleicht muß man sogar etwas löten.« Endlich versprach er auf mein Drängen, den Ring bis nachmittags vier Uhr fertig zu stellen, und genau auf die Minute hatte ich ihn in Händen. Den alten Stein hatte er in Seidenpapier eingewickelt. Ich wollte ihn zuerst fortwerfen, nahm ihn aber immerhin mit.

Alexandra wartete bereits in großer Ungeduld auf mich oder auf den Ring. »Alles ist gut«, sagte ich, bereit zu lügen, ganz als hätte ich immer gelogen und überall ohne Ausnahme, »der Diamant ist echt; der Stein ist ungewöhnlich kostbar, er muß mindestens ...« »Ich bin nicht neugierig«, sagte Alexandra, »geben Sie ihn schnell her, ich hatte Höllenangst, er könne inzwischen kommen und danach fragen.« Ich ließ sie den Ring anstecken, diesmal half ich nicht. Obwohl sie es vielleicht erwartet hatte, denn sie hatte mir die rosige Hand, die Finger gespreizt, bereits

hingestreckt. Sie sah den Stein lange an. »Es ist ein riesiger Brillant«, sagte sie, »kann er denn echt sein? Ich weiß, Maxi ist nicht vermögend, deshalb will er ja warten, bis er Hauptmann ist, weil das die Kautions verringert. Sind Sie ganz sicher, daß er echt ist?« »Wobei soll ich Ihnen schwören?« sagte ich lächelnd, »ich habe bereits beim Leben meiner Mutter geschworen, daß er meines Wissens keine Karte mehr anrührt außer der Generalstabskarte, und jetzt schwöre ich Ihnen bei meinem teuren und mir unersetzlichen Leben, daß sein Stein ebenso echt ist wie seine Liebe zu Ihnen.« »Könnte ich Ihnen trauen«, sagte sie leise, »könnte ich Ihnen doch trauen ...«

Der alte Diener trat mit Erfrischungen ein. Ich wollte nicht mehr bleiben. Der Pfeil war von der Sehne, und bald mußte ich wissen, ob er sein Ziel erreicht hatte. Wäre ich doch geblieben! Hätte ich den Mut gehabt, meinem Rivalen herzhafte ins Auge zu sehen! Alles wäre anders geworden, denn man konnte meine Tat zweifach auslegen. Ich habe mich nur verteidigt.

Ich hatte aber Angst, Maxi zu begegnen, und deshalb eilte ich von Alexandra fort. Und doch mußte ich ihn heute noch sehen. Deshalb suchte ich den Cercle auf, der am Nachmittag ziemlich leer war. Ich langweilte mich tödlich. Es quälte mich natürlich auch, daß ich wußte, er war bei Alexandra, und vielleicht waren sie glücklicher denn je? In mir wühlte der Neid, die Eifersucht, doch bereute ich nichts. Ich war unruhig, gespannt, wie auf der Jagd, auf dem Anstand. Ich spielte Schach, nicht gut, nicht schlecht. Abends belebten sich die schönen kühlen Säle. Man pilgerte nach dem Abendbrot in die Spielsäle und ich blieb allein. Der Cercle war so vornehm, daß man mich trotz meiner riesigen Gewinne von unlängst nicht aufforderte, Revanche zu geben. Nachdem ich im Lesezimmer fast alle Zeitungen durchgelesen hatte, schlenderte auch ich in den Spielsaal, ohne die geringste Absicht zu spielen, sondern in der immer quälenderen Spannung, meinen Freund zu sehen. Aber er erschien nicht. Es wurde spät und später, die grünen an langen Seidenschnüren hängenden Lampen über den

Spieltischen wurden angezündet, ich begann, eine winzige Kleinigkeit zu setzen, erst im Stehen, dann nahm ich einen Stuhl, in dessen Samtkissen ich versank. Das Spiel lenkte mich ab, es tat mir gut.

Ich gewann. Dann verlor ich, war aber zu träge, aufzustehen. Ich begann ganz leise zu verlieren. Jetzt packte mich das Spiel, wie es jeden packt, der seiner nicht mehr ganz Herr ist. Übrigens schien mein letzter Gewinn, den ich auf 560 000 Kronen schätzte, mir untreu werden zu wollen. Es lag mir nicht übermäßig viel daran, ich hatte an meinem alten Vermögen genug.

Ich schrieb jetzt einige Schecks mit ziemlich hohen Ziffern aus. Leider riß mich nach großartigen Anfangserfolgen eine Pechsträhne ziemlich in die Tiefe. Um also die alten 460 000 von Montecarlo unversehrt zu erhalten, mußte ich gewisse Einsätze wagen. Ich hatte Erfolg, ich überschritt gegen elf Uhr abends wieder das gute alte Limit, die braven 460 000. Wäre ich doch aufgestanden! Aber der Gedanke, daß ich die ganze Zeit umsonst gespielt hatte, ließ mich verweilen. Ich wollte zufrieden sein, wenn ich mit einem Endgewinn von nur 7000 Kronen, dem Preis des neuen Steines, einer Bagatelle angesichts der Einsätze hier, fortgehen konnte.

Diese kleinliche Denkgungsart, die mich an mir überraschte, war mein Verderben. Ich gewann nicht nur diese 7000 nicht hinzu, sondern verlor alles, und nackt wie ein neugeborenes Kind stand ich gegen ein Uhr auf. Mein Vermögen mochte im besten Falle zwei- bis dreitausend Kronen betragen. Aber ein Gutes hatte es. Mein Mut, der vorhin etwas wankend geworden war, hatte neue Kräfte gewonnen. Mit eisiger Ruhe empfing ich in meinem Hotelzimmer gegen zwei Uhr morgens meinen guten Maxi, der, den Klub zu seinem Glück und zu meinem Unglück meidend, zuerst bis Mitternacht in der Halle meines Hotels meine Ankunft abgewartet hatte, um sich dann noch in den Cercle zu begeben, um mich zu treffen. Wir hatten uns gekreuzt. Er wußte also schon von meinem Unglück. Er hatte nie gefragt, was ich besessen hatte,

Indiskretion war ihm fremd und sogar unverständlich. Aber was ich verloren hatte, wußte er. Freute er sich? Nein! Schadenfreude hat er nie gekannt, so wenig wie Neid, glaube ich.

26.

Nach außen behielt ich eine eiserne Ruhe, aber in meinem Innern war meine Ungeduld um so größer, als ich in der Stille der Nacht gerade im Begriffe gewesen war, einen Plan auszuarbeiten, der mir gestatten sollte, wenigstens einige Reste meines Vermögens zu retten. Ich hatte am Abend Schecks ausgestellt. Konnte ich verhindern, daß sie vor Mittag eingelöst wurden, dann konnte ich sie annullieren, auf legale Art und Weise mein Konto sperren. Nachher durfte ich den ›Spieleinwand‹ erheben, und niemand konnte mich klagen. Es war dann, als hätte ich sie niemals ausgeschrieben und sie hatten genau den Wert des Papiers. Das Gesetz stand diesmal nicht auf Seiten der gewinnenden Partei. Aber wie dies bewerkstelligen? Ich hatte geplant, mein Konto am nächsten Morgen, sobald die Schalter geöffnet wurden, für alle Auszahlungen unter dem Vorwand zu sperren, mein Scheckbuch sei mir gestohlen worden. Aber mitten in meinen Erwägungen hatte mich der nächtliche Gast gestört. Sein Händedruck war so brutal gewesen, daß ich am liebsten aufgeschrien hätte, wollte er mir denn die Hand zermalmen? Als ich aber diese grausame Liebkosung angesichts der Sachlage mit Fassung ertrug, faßte auch er sich. Wir waren Freunde, sage ich, wir waren es bis jetzt geblieben, ja ich fühlte eine gewisse Wärme des Herzens in mir noch jetzt, sobald ich ihn sah, und selbst jetzt wußte ich, daß er auch in mir noch immer den Freund sah.

Das gab mir Geduld, und wahrhaftig, mit den Worten meiner Mutter zu reden, sie war vonnöten. Er begann damit, daß er sagte, Alexandra wünsche meine Besuche nicht mehr. Ich nickte und schwieg, da sich mir in allen etwas verwickelten Lebenslagen Schweigen als die beste Waffe erwiesen hatte. (Zwar trifft sie nicht immer den Gegner, aber sie verletzt nie den Eigner.) Bald dämpfte Maxi die Schärfe seines Tones, er sagte, dies gelte nur für die Zeit,

in welcher die alte Gräfin verweist sei, sie sei heute abend zu einem der reichen Verwandten im Elsaß gefahren, der im Sterben liege. »Hoffentlich erbt ihr«, sagte ich ruhig.

Sein zweiter Pfeil sauste zwar sofort nachher von der Sehne, aber er traf nur matt. Maxi witzelte über mein Verhalten beim Probeflug des gräflichen Girakters. Ich hätte wohl meine philosophischen Knochen zu lieb gehabt, spottete er, es hätte Alexandra leid getan, zu sehen, wie ich mich auf die klügere Seite des Mutes, nämlich auf die Vorsicht, zurückzog. »Und du hast das von ihr selbst?« fragte ich. Er wußte nicht, was er entgegenen sollte.

Der nächste Pfeil war aber um so schärfer. »Ich höre«, sagte er, »daß du im Cercle allerhand Gelder verspielt hast.« »Wie kommst du dorthin«, fragte ich, »ich glaube du hast uns dein Wort gegeben, nicht mehr zu spielen.« »Ich weiß nicht, wen du mit *uns* meinst, aber man kann auch in den Klub gehen, ohne zu spielen, – wenn man aber spielt, muß man die Differenzen begleichen.« »Und das hätte ich nicht getan?« fragte ich. »Darauf kommt es an«, sagte er, mir möglichst scharf ins Auge sehend und zu diesem Behuf sein mit Heliotropbrillantine gesalbtes Haupt mir nähernd, »es soll Mittel und Wege geben, sich derartigen lästigen Verpflichtungen zu entziehen. Ich kann es dir nicht zutrauen, aber in der Desperation kommt man auf allerhand, glaube ich. Es steht nicht dafür *Du* kommst immer zurecht. Also: Ich möchte dich warnen.« »Gut«, sagte ich, mich mühsam beherrschend, »ich bin gewarnt.« »Nimm es nicht übel, Kamerad«, sagte er errötend, als schäme er sich seines Verdachtes, der leider nur zu sehr ins Schwarze getroffen hatte, »ich habe für dich gebürgt. Man hat mich gefragt: Bürgst du für ihn? Ich habe nicht nein gesagt. Verstellst du? Zahlst du nicht, müßte ich für dich eintreten, und wie soll ich das jetzt, wo ich dabei bin, mich zu rangieren? Das Spiel ist eine Ehrensache, und da hört die Gemütlichkeit auf. Morgen gewinnst du es vielleicht zurück. Die Summe soll übrigens immens sein.« »Nichts Besonderes«, sagte ich frech, »eine Million Kronen, nicht ganz.« Er riß die Augen auf und glotzte mich an wie der Großmächtige

damals im Polizeipräsidium. Auch dieser Angriff war abgeschlagen, wenn auch unter Opfern, denn jetzt konnte ich mein Manöver nicht mehr durchführen. Jetzt war mir Maxi in die Parade gefahren, und es war damit vorbei.

Jetzt kam die letzte Prüfungsfrage, und ich wußte genau, wie sie lauten würde. Nur wußte ich die Antwort noch nicht. Vielleicht war es am besten, die Sache in die Länge zu ziehen, bis sich die Zeit zwischen ihn und sie stellte und bis ich sie ganz erobert hatte. Aber ich wollte sie nicht verführen, ich wollte sie behalten. Ich wollte bei ihr bleiben. Ich wollte nicht mehr Jäger sein, ich wollte die Zelte aufschlagen, eine Mauer um uns aufbauen und bescheiden glücklich sein mit *meiner Frau*. Alles stand noch vor uns – und beim bloßen Gedanken an sie und an diese unsere Zukunft weitete sich mir die Brust: Es lohnte sich zu leben.

Ich hätte also am liebsten dem Gespräch ein Ende gemacht, und meine Zimmernachbarn wünschten dasselbe, durch diskretes Pochen an den Wänden andeutend, sie beehrten jetzt, nach zwei Uhr nachts, Ruhe. Auch Maxi vernahm das Pochen. Aber statt sich zurückzuziehen, (denn was sollten Worte, alles war klar), näherte er seinen Kopf noch mehr dem meinen, der sich vor ihm, durch die Wand gehindert, nicht weit genug zurückzuziehen vermochte. »Mich stört dein Heliotrop, Lieber«, sagte ich, »gewöhne es dir ab.« Er prallte zurück, auf einen so sachlichen Einwand gegen seine Nähe war er nicht gefaßt. Aber er hatte sich etwas vorgenommen, vielleicht gegen den Willen Alexandras, und er setzte es durch, und so begann er die letzte Attacke. »Du weißt, ich habe einen Ring für Alexandra gekauft.« »Einen Ring? Ich war dabei!« sagte ich kalt und gähnte. Er setzte fort: »Ich habe in einer augenblicklichen Verlegenheit – richtig so aus Desperation – den Stein gegen einen hübscheren, aber etwas billigeren umgetauscht. Das war mein Recht. Da Alexandra meine zukünftige Frau ist, ist ihr Besitz mein Besitz.« »Gewiß«, sagte ich, »und du hast das Geld, die Differenz zwischen dem häßlichen Brillanten und dem hübschen Cirkon sicher dazu verwandt, deine alte Mutter zu unterstützen.« »Du

weiß, ich habe weder Vater noch Mutter, ich habe keinen Freund außer dir.« »Dann«, sagte ich und wandte meinen Blick ab von ihm, »dann hättest du dich ihm anvertrauen können.« »Ja, du hast recht. Ich hatte Angst vor dir. Ich habe doch sonst nicht leicht Angst vor Menschen und gar vor Zivilisten und gar vor Philosophen, aber...« »Spotte nur, spotte«, sagte ich, »häkle mich durch!« Ich war froh, daß er endlich die Sache von der leichten Seite nahm, vielleicht nicht anders, als wie sie der *Teure* genommen hätte. »Na gut, dann ist ja alles in Ordnung«, sagte er. Er stand auf. »Du bist der herzigste Mensch, der mir je unter die Augen gekommen ist.« (Aber vor einer Minute hatte er gesagt, er hätte Angst vor mir.) »Du hast meiner Frau, das heißt meiner künftigen Frau einen echten Stein gekauft, und alles ist wie gesagt in Ordnung, wie hätte ich ihr sonst unter die Augen treten können. Du sollst einen heiligen Eid auf das Leben deiner Frau Mama geschworen haben, daß ich nicht mehr im Cercle war. Dir ist zwar nichts heilig, aber ich werde dir das nie vergessen. Du bist mein Bruder, mein zweites Ich, mein bester Kamerad. Du hast auch geschworen, hat das Komtesserl mir erzählt, du hättest den Stein nicht umgetauscht.« Ich zuckte die Achseln. »Zucke nicht die Achseln! Sieh mich an!« »Wen sehe ich denn an, wenn nicht dich?« sagte ich, »genug. Bitte beherrsche dich. Komm morgen, komm wann du willst, jetzt laß es genug sein.« »Ich gehe, ich gehe«, murmelte er, »nur eines noch.« »Ja, was denn noch?« sagte ich ungeduldig und schob ihn fort, als er in seinem doppelten Parfüm von Heliotrop und Martell sich nochmals an meinen Bettrand setzen wollte. Das war etwas, was ich niemals gern gemocht habe. »Ich bitte dich, kein Theater, keine Szenen, keine Schwüre von Kastor und Pollux«, sagte ich, – (es war etwas Theatralisches an unserem Gespräch, und mein wahres Ich und das seine waren nicht ganz dabei). »Dein Latein verstehe ich nicht«, sagte er, »ich habe dir zu danken, meiner Seel und Gott, du hast meine Ehre gerettet, das ist das Wichtigste im Leben eines Offiziers.« (Vorhin hatte er gesagt, er wäre im Recht gewesen, sie mit dem Ring zu betrügen; er widersprach sich mit jedem Wort mehr.) »Du hast, ich meine, ich

verdanke dir die Bekanntschaft mit Alexandra.« »Laß gut sein! Gern geschehen!« sagte ich. Ich erhob die Stimme mehr, als ich es gewollt hatte, und das Klopfkonzert an den Wänden begann, als wären wir in einem Gefängnis, wo die Nachbarn sich nachts Klopfsignale geben! »Jetzt machen wir vorläufig Schluß, du mußt morgen in Dienst, ich habe Arbeit vor«, sagte ich, »die Nachbarn wollen, daß wir schweigen.« »Niemand hat mir Schweigen zu kommandieren«, sagte er laut. »Du mußt schon die Güte haben, mich zu Ende zu hören. Gib mir Feuer für die Zigarette. Danke. Und trinkst du nichts? Ich bin gleich zu Ende, drei Minuten, so lange als wie die Zigarette brennt. Nachher stehts dir frei, den Trennungsstrich zu ziehen zwischen uns. Ich liebe Alexandra, ich bin verlobt mit ihr, meinen Ring hat sie angenommen und trägt ihn, sie ist gebunden. Wir sind aus den gleichen Kasteln. Mein Geschlecht steht auf meinen zwei Augen. Ihre Familie ist auch am Ende. Wir wollen einen schönen christlichen Hausstand gründen«, (das ›christlich‹ war von ihr). »Wir wollen zur Ruhe kommen, in aller Gemütlichkeit, (das ›gemütlich‹ war von ihm) leben! Was willst du von uns? Alles paßt famos und wir zwei sind entschlossen...« »Und ich hindere euch? Ich stelle mich zwischen euch? Deshalb kaufe ich einen Ring für 9000 Kronen, deshalb schwöre ich zwei Meineide?« »Keine Polluxe und Kastoren! Das hast du selbst gesagt. Du drängst dich zwischen uns. Du hast keine Eide zu schwören. Du hast keine Steine aus falschen Ringen herausbrechen zu lassen. Du hast mich, mit Verlaub gesagt, nicht um eine Nasenlänge in bezug auf Noblesse zu schlagen. Was bist du ihr?« »Ich bin ihr nichts als ein Bruder, und das darf ich sein.« »Du bist kein Bruder einer Komtesse. Du bist der Sohn eines Schusters. Es muß auch Schuster geben, es muß auch Philosophen geben, aber nichts hat zu sein zwischen ihr und mir. Du verschwindest.« »Nicht ein Stünderl früher, als wann ich will.« »Du verschwindest, wann ich es will«, sagte er. »Auf deinen Wunsch? Auf ihren?« fragte ich. »Sie stellen entweder Ihre unerwünschten Visiten bei der Familie v. W. ein«, sagte er und stand endlich auf, »oder Sie betrachten sich als das, was Sie Wollen, Schuft!« »Oh,

keine Frage, Herr Oberleutnant, ich ziehe das letztere vor. Lassen Sie mich schlafen, Durchlaucht, schicken Sie mir Ihre Zeugen, und machen Sie leise die Türe zu. Hinter sich, Herr Fürst.«

Er hatte die Zigarette noch im Munde. Ihr Feuer hatte also unsere Freundschaft überdauert. Ich war ruhig, ich schlief ein. Alles war gut.

27.

Am nächsten Tage war ich gezwungen, bis Mittag auf die Zeugen Maxis zu warten. Ich empfing die Herren kühl und korrekt, wie es sich gehörte, und nannte die meinen, Karl und Wharf. Wharf, der die Verhältnisse und Personen gut kannte, bemühte sich, eine ungefährliche Art der Austragung durchzusetzen, während Karl, aus Spaß an der Sache, ein klein wenig Öl ins Feuer schüttete. Ich selbst verhielt mich passiv und ging meiner Arbeit nach. Ich war entschlossen, aus jeder Wendung des Schicksals das Beste herauszuholen. Endlich wurden sich die vier Zeugen einig auf folgende Bedingungen: Datum: 28. Juni 1914. Waffe: Die bekannte Steyrrepetierpistole. Dreimaliger gleichzeitiger Kugelwechsel auf Kommando des Unparteiischen. Distanz: 45 Schritt. Zeit: Sechs Uhr morgens. Ort: Die Reitbahn der Dragonerkaserne im fünfzehnten Bezirk. – Mir wäre eine Hieb- und Stichwaffe lieber gewesen, aber es war nicht mehr zu ändern. Im allgemeinen verliefen übrigens die Pistolenduelle (besonders die auf eine solch große Distanz) unblutiger, als man denken sollte.

In aller Ruhe traf ich meine Vorbereitungen. Nicht, daß ich noch einmal Schießübungen angestellt hätte. Ich beherrschte die Waffe und hatte mich überzeugt, daß ich besser schoß, wenn ich nach längerer Pause zum erstenmal wieder den Lauf der Pistole auf ein Ziel richtete. Meine Form konnte ich in keinem Fall innerhalb einiger Tage verbessern, und darauf kam es auch gar nicht an.

Ich mußte nun für den Fall, daß mir etwas Menschliches zustieß, die Abschiedsbriefe schreiben, meinen Gegner und meine

Freunde in Schutz nehmen, meiner Mutter, dem Bruder und der Schwester, auch Marthy lebewohl sagen. Ich mußte mein Testament machen, obwohl es nicht viel mehr zu testieren gab. Und als ich diese ziemlich langweiligen Skripturen beendet hatte, in denen nichts über mich selbst stand, und wo ich mich mit den üblichen Redensarten begnügte, mußte ich am Vorabend die Hotelrechnung in Ordnung bringen, zu Abend essen und mich zu Bett legen, es dem Schicksal überlassend, ob ich schlafen könne oder nicht. Zum Glück schmeckte mir das Essen gut, (während es mich doch angewidert hatte, als ich um meine Mutter so in Sorge gewesen war), und der Schlaf kam so schnell, daß ich es unterließ, das Licht abzdrehen. Ich schlief tief, aber wie ich glaube, nur kurz.

In der Tat war es kaum Mitternacht, als mich ein leises langes Pochen an der Tür erweckte. Jemand, dessen Stimme ich nicht sofort erkannte, verlangte mich zu sprechen. Mürrisch rief ich der Person zu, sie solle warten, zog einen Hausrock an, öffnete und stand Alexandra gegenüber. Ich erschrak mehr bei ihrem Anblick, als ich mich freute. Ich dachte daran, daß sie mich in dieser wichtigen Nacht am Schlafen hindere und morgen meine Hand unsicherer sein würde, als es gut war. Ich wollte am Tisch Platz nehmen, kam mir aber in meiner seidenen Hauskleidung lächerlich vor und schlüpfte ins Bett. Sie setzte sich zu mir. Ich bedeutete ihr, sehr leise zu sein wegen der Nachbarn, und so rückte sie bald auf den Bettrand. Sie zog die Handschuhe aus, (diesmal war sie würdig mit Handschuhen gekommen!) und legte auch den Hut auf mein Nachtkästchen über die tickende Uhr. An ihrer Hand sah ich den Ring nicht mehr. Sie verstand, was mein Blick bedeutete, errötete heftig und maß mich mit dem alten grünblauen kalten Auge, das mir seit meiner ersten Begegnung nicht vertrauter geworden war und das ich dennoch liebte. Sie bat mich zuerst um Entschuldigung. Sie habe während der paar Tage sich gefragt, ob sie mich anrufen solle, inzwischen sei es zu spät geworden, und, als sie es getan, habe man ihr im Hotel gesagt, ich sei eben fortgegangen (Lüge). Sie habe sich mit ihrer Mutter nicht beraten

können, diese sei verweist, leider auf lange, sie komme zu mir als zu ihrem alten Freund. Mit schwerem Herzen, aber mit gutem Gewissen. Ich solle niemals glauben, sie hätte Maxi gegen mich aufgehetzt, im Gegenteil, sie liebe uns, aber jeden in einer anderen Art, (soweit sie lieben könne und dürfe, denn ihre eigentliche Liebe gehöre dem, der am meisten für sie gelitten habe, dem Heiland. Und dann habe sie natürlich auch eine kleine Schwäche für sich selbst, wie jedermann). Sie hätte Maxis Drängen um ihre Hand nie nachgegeben, obgleich alles harmoniere, wenn er nicht mein Freund gewesen wäre. Sie wolle uns nicht verlieren, nicht unglücklich machen, sondern beide behalten. Ihr Plan sei gefaßt. Mißlinge er, werde sie verzweifeln und untergehen (Lüge?). Aber wenn er gelinge, könnten wir alle drei recht glücklich sein. Auf mich komme es an. Sie sei mein, das heißt, mein Werk, deshalb solle ich jetzt meine Güte krönen. »Und was wünschen Sie denn jetzt von mir?« rief ich ziemlich laut. Unwillkürlich beugte sie sich zu mir hinab, wie um mich zum Dämpfen meiner Stimme zu veranlassen, und so drückte sie mir ihre Handfläche auf meinen Mund. Ich küßte sie. Ich wußte nicht, was ich tat, und ein wütender Schmerz, keine Wonne, krampfte mir mein Herz zusammen. Sie sah mich etwas lauernd an, wahrscheinlich glaubte sie, ich würde in alles einwilligen. Sie sagte, ich solle ihr meine Liebe beweisen, sie werde nicht undankbar sein. Ich sei der erste Mann in ihrem Leben. Ob es ein Glück oder ein Unheil sei für uns, wisse sie nicht. Sie hätte so furchtbare Angst gehabt vor mir, seitdem ich ihren gelähmten Fuß in meiner heißen Hand gehalten habe. Warum wisse sie nicht. Ohne Angst hätte sie mich vielleicht geliebt, aber sicherlich nur oberflächlich, so wie... (wen?) Ich solle ihr treu bleiben, auch sie wolle es sein, selbst wenn sie dem Anscheine nach die Treue breche und sich aus Standesrücksichten und um ihre Freiheit zu gewinnen... Ich unterbrach sie und schlang stöhnend meinen Arm um ihren feuchten kühlen Hals. »Was soll ich tun?« »Du mußt«, antwortete sie, indem sie mir das Du schenkte, das ihr Maxi mir abgenommen hatte, »aber wozu es aussprechen? Du errätst es. Ich bitte dich, ich flehe dich an, verschwinde! Europa

ist groß, du bist frei, du bist reich, – ach hättest du es mir früher gesagt, hättest du mehr Vertrauen in mich gehabt...« »Zu spät, Ali«, sagte ich lächelnd, (Ali nannte sie ihr Vater, und wenigstens von ihm hörte sie es gerne!), »ich bin arm, ich bin jetzt wirklich nur der Schusterssohn, wie ihr mich nennt...« »Kannst du es uns nicht verzeihen«, sagte sie, meinen Arm mit sanfter Gewalt und ach, wie zart, von sich ablösend, »bist du nicht größer und ritterlicher als wir? Was sind wir gegen dich?« »Warum schmeichelst du mir? Das ist deiner unwürdig! Was soll geschehen?« fragte ich kalt. »Ich kann es nicht sagen, ich schäme mich, du mußt es erraten. Liebst du mich denn jetzt wirklich? Weshalb habe ich dann solche Angst vor dir? Deinen Vater haßte ich, aber vor dir empfand ich Angst«, wiederholte sie, »ich habe immer gefürchtet, ich würde vor dir knien müssen wie jetzt.« Ohne daß ich es bemerkt hatte, war sie auf den Bettvorleger hinabgeglitten und kniete hier. Das dünne Kleid, durch ihre Knie wie an den Boden genagelt, spannte sich, und ihre großen, festen, üppigen Brüste strotzten durch den Stoff hindurch. Sie legte den Kopf auf meine Knie, ich ließ meine Knie auseinandergleiten, und jetzt lag ihr Kopf in der roten Wolke ihres Haars auf meiner dünnen hellen Seidendecke, und ich fühlte, wie sie ihre Stirn in die Decke hineinpreßte und wie sie weinte. Ich hatte sie nie weinen gesehen oder nur aus Zorn. »Was willst du, Ali«, fragte ich noch einmal, »wenn ich den Mut haben soll, es zu tun, mußt du den Mut haben, es zu sagen.« »Sag ichs denn nicht, ich sage doch nichts anderes, du mußt noch in der Nacht fort, beim Packen helfe ich dir, den Rest besorgt Wharf, du darfst dich mit meinem künftigen Mann nicht duellieren. Nein! Laß uns! Laß uns! Wenn wir erst verheiratet sind, werde ich dir ein Zeichen senden, ich werde dich finden und wenn du auf dem Grund des Meeres wärest.« »Du sprichst das reine Burgtheater«, sagte ich, »bist du deshalb hergekommen? Ich muß schlafen, ich muß meine Kräfte sammeln, ich muß in Ehren bestehen, ob ich will oder nicht.« »Was ist dir Ehre?« sagte sie leise, »was ist dir Adel und Menschenstolz? Was sind dir Menschen?« »Liebe Komtesse«, sagte ich, »Worte helfen uns heute nicht. Ich kann nicht verschwinden. Ich kann mich

auch nicht durch Selbstmord aus der Welt schaffen. Ich...« Sie ließ mich nicht ausreden. Ich hatte von Anfang an alles geahnt, ich kannte meine Blüten und Schönen. Mir graute vor mir, mir graute vor ihr, aber ich tat, was ich mußte. Mit einem dumpfen Stöhnen der Verzweiflung oder der Wollust fühlte ich sie in meine Arme sinken. Das Licht brannte. Die Uhr tickte. Kein Wort...

An ihrem nackten, glatten, schweißbedeckten Körper störte mich ein kleiner Gegenstand, ich wühlte zwischen ihren Brüsten in die Tiefe, ich zerrte das kleine Goldkreuz hervor, das sie immer trug. »Was tust du?« rief sie mit einer Stimme, die heiser geworden war in dieser ungeheuren Nacht, »was willst du noch? Laß es mir!« Aber es war zu spät, ich hatte zu sehr an dem dünnen Kettchen gezerrt, es riß, und das kleine, aber echte Juwel blieb in meiner Hand, an ihrem glatten Halse aber sah ich in der Morgendämmerung (das große Fenster war während der ganzen Nacht offen geblieben) einen kleinen roten Streifen, die Strieme... Auf dem nahen Kirchturme schlug es halb, es war halb sechs. Ich weckte sie nicht. Sie lag da wie tot. Ich deckte sanft ihren Körper zu, aber ich konnte mich nicht trennen von ihr. Ich hatte das erobert, was ich seit jeher ersehnt hatte. Konnte ich es nicht behalten? Ich schlug noch einmal die Decke zurück. Sie öffnete die Augen, sie fröstelte und zitterte, um ihren Mund spielte ein müdes Lächeln, ich glaube, sie war noch nicht erwacht. Die Uhr schlug dreiviertel. Ich zog mich in rasender Eile an. Noch einmal trat ich an ihr Bett, ich sah auf ihre bleiche Schönheit hinab, – sie war nicht mehr stolz, sie war so hold nach aller Glut und aller Pein.

Ich war glücklich. An meinem Finger steckte ein mittelmäßiger Ring, den ich mir nach Montecarlo gekauft – und niemals getragen hatte. Ich hatte ihn gestern beim Ordnen meines Eigentums gefunden. Ich wollte ihn auf ihren Finger streifen, es gelang nur unter Schwierigkeiten, da ich sehr dünne, langgliedrige Finger habe. Sie stöhnte auf, immer noch im Schlaf. Ich riß mich los von ihr. Ihr Kopf sank vom Kissen hinab, wie bei einem Kinde. Ich schloß, lächelnd, und ruhig in meiner Seele, die Tür von außen ab,

ich eilte leise die teppichbedeckten Treppen hinab. Auf der Straße sah ich nach der Uhr. Es war erst dreiviertel fünf.

28.

Ich begab mich an den Ort, wo ich mich mit meinen Freunden hatte treffen wollen, in das Café Europe am Stefansplatz. Hier war ich vor sieben Jahren gewesen, an jenem Spätnachmittag bald nach seinem Tode, als ich zum erstenmal die großen gewichtlosen Freuden der Freiheit und der Reuelosigkeit erlebt hatte, die mir die Kraft gegeben hatten, Geld und Glück zu gewinnen – und es zu behalten fast bis jetzt. Was lag mir aber jetzt am Gelde, ich besaß ja den Menschen, der an *seine* Stelle getreten war.

Ich hatte kein Auge geschlossen. Ich war aber nicht müde. Ein Kellner brachte Kaffee und das gute, klare, kalte Wiener Wasser, und ich trank. Ich dachte auch an den Tod. Maxi war ein ebenso guter Schütze wie ich. Ich wußte nicht, ob er mir zürnte, ob er mir den Tod wünschte. Ich wünschte ihn ihm nicht, jetzt nicht mehr. Denn ich brauchte um meine Geliebte nicht mehr zu kämpfen, sie war die Meine.

Aber bei all meiner Freundesliebe konnte ich das Geschehene nicht ungeschehen machen. Bloß die Verzweiflung konnte Alexandra den Gedanken eingegeben haben, ich solle fliehen, bei dem Duell nicht erscheinen. Ich hätte mich gerade in ihren Kreisen, in denen wir beide doch leben mußten von jetzt an, so wie sie beide in ihnen gelebt hätten, auf immer unmöglich gemacht durch eine Flucht. Ich hätte fliehen können als der Sohn meines Vaters. Nicht als ihr Mann. Ich hätte dadurch Maxi bloßgestellt, er hätte den Dienst nach einer so urblöd verlaufenen Ehrenaffäre schandenhalber quittieren müssen. Was aber tun? Ein Loch in die Luft schießen? Ein Ziel sein für seine Kugel, ihn aber schonen auf jeden Fall? Wollte ich das? Ich fühlte, irgend etwas in mir wollte noch weiterdenken, mein Entschluß war noch nicht klar gefaßt, aber da erschienen meine Freunde im schwarzen Gewande trotz des Junisonnenscheins. Sie waren froh, mich so pünktlich

anzutreffen, daß der Wagen nicht entlassen zu werden brauchte, der uns in die Kaserne brachte. Die Straßen waren leer. Es war Sonntag, ein schöner Morgen, leicht bedeckt, ganz leicht schwül.

Ich sagte mir also, ich wolle handeln, sobald ich die Pistole in der Hand hatte, – und es nachher überlegen. Das hat mir immer Glück gebracht: Zuerst die Tat, die Idee nachher.

Man hatte uns bereits erwartet. Als wir durch das Tor der Kaserne an den Wachtposten vorbeigingen, schlug es gerade sechs Uhr. Die Zeugen kannte ich bereits, es war ein Hauptmann und ein Oberleutnant der Genietruppe, der Unparteiische war ein Major des Dragonerregimentes. Der Regimentsarzt erschien als letzter, einen kleinen schwarzen Kasten mit Verbandszeug unter dem Arm, mißvergnügt in die Sonne zwinkernd, da er nicht ausgeschlafen war, und es ihm nicht behagte, am Sonntag ›Dienst‹ zu tun.

Ich sah meinen Freund wieder. Er war es gewesen. Er blieb es. Ich liebte und haßte ihn zugleich. Er hatte mich nicht gehalten, er hatte Alexandra nicht gehalten. An mir sah er vorbei. Plötzlich aber bemerkte ich auf den grünen Samtaufschlägen seines Kragens drei silberne Sterne, wo sonst nur zwei gewesen waren. Er war also in den letzten Tagen endlich zum Hauptmann befördert worden. Am liebsten wäre ich zu ihm hingetreten, hätte ihm die braungebrannte, behaarte, ziemlich große, feste Hand, die sich so gut in meine fügte, geschüttelt, ich hätte ihm die etwas zerrauten Haare, denen das übliche Heliotropbrillantine heute fehlte, zurechtgekämmt.

Aber er wollte mich nicht kennen. Er durfte es nicht.

Endlich waren wir nach langen Pourparlers, bei denen wir beide nicht mitzusprechen hatten, in die ovale Reitbahn gekommen, die von einem feinen, in der Sonne glimmernden Staube erfüllt war und von dem würzigen Brodem schwitzender Pferde, dem herben Geruch vielgebrauchten, feucht werdenden Sattelzeugs. Man schloß die Türen, man zählte die Distanz mit den

Schritten des langbeinigen Majors ab. Im letzten Augenblick hatte man ihre Anzahl (sehr zu meiner Freude) vergrößert auf fünfzig. Ich dachte, ich müsse vor dem Kugelwechsel den Rock ausziehen und er seine Uniformbluse. Aber es war nicht so; ich in meinem Jackettanzug, er in seiner Uniform. Wir stellten uns jeder an der Stelle auf, die der Unparteiische durch einen Querstrich in der Lohe des Bodens bezeichnet hatte, wie es die Kinder tun, wenn sie ›Himmel und Hölle‹ im Sande eines Parkes spielen. Ich bekam meine Waffe in die Hand, er die seine. Jetzt kam der peinlichste Moment. Wir mußten einen Versöhnungsversuch über uns ergehen lassen und dazu die Waffen noch einmal abgeben. Diese nutzlose Verzögerung machte mich ebenso ungeduldig wie ihn. Ich sagte kurz nein. Er hörte wohl nicht aufmerksam hin und antwortete erst auf die wiederholte Frage, dann natürlich ebenfalls mit nein. Wir erhielten die Waffen zurück, die vom Waffenmeister gestern genau revidiert und geölt worden waren. Etwas von dem Waffenöl klebte noch am Schaft und an den Läufen, an denen man die Fingerabdrücke sah. Ich war sehr ruhig. Ich hatte Hunger. Ich war ungeduldig, da ich mich entsann, Alexandra in meinem Zimmer eingeschlossen zu haben. Wenn sie Hunger hatte – –, wenn sie auf mich wartete – –. Ich wünschte, es wäre alles vorbei. Die Uhr in der Nähe schlug halb. Ich wußte, daß zuverlässig alles vorüber sein würde, wenn es dreiviertel schlug, ja sogar früher. Jetzt verzogen sich die vier Sekundanten in die Verschaltungen der Eingangstüren, durch die sonst die Pferde hineingeführt wurden, dort waren sie einigermaßen sicher vor verirrtten Kugeln. Hieß es doch, daß solche Duelle oft für die Sekundanten gefährlicher waren als für die Duellanten. Ich lächelte. Maxi starrte mich jetzt mit seinen tiefliegenden Augen an, aber er lächelte natürlich nicht, sondern es war Haß, der aus seinem Blick sprach, und sogar etwas Tückisches, das er niemals gehabt hatte. Oder doch? Hatte er wirklich Neid und Mißgunst nie gekannt, war er besser als sie und ich? Ich zuckte die Achseln und stellte mich in Positur. Wir sollten bei drei schießen. Die Kommandos ›eins‹, ›zwei‹ erschollen, dann eine kleine Pause und

endlich auch das ›drei‹, wie fallen gelassen. Wir zogen zu gleicher Zeit ab und hörten einen einzigen Knall und Widerhall: zwei Abschüsse in eins mit dem Geräusch, das die Kugeln verursachten, als sie splitternd in die Holzverkleidung der Reitbahnwände einschlugen. Keiner hatte getroffen. Die Distanz war groß. Ich hatte gar nicht gezielt. Er ebensowenig. So hatte ich mich geirrt, sein Blick war vielleicht verzweifelt und unglücklich und verloren, aber nicht tückisch. So hat er Neid nicht gekannt? Er ist immer mein Freund gewesen? Der zweite Kugelwechsel verlief genau wie der erste. Beim letzten geschah etwas Merkwürdiges.

Der Unparteiische zögerte diesmal lange mit dem ›eins‹, Gott weiß warum, das Warten zerrte an den Nerven, und der Schweiß brach mir aus, das Herz schlug wild, es flimmerte wüst vor den Augen, nicht aus Angst, einfach aus Ungeduld. Endlich kam das ›zwei‹. Aber noch bevor das ›drei‹ erscholl, hatte mein Freund abgedrückt. Diesmal muß er unbedingt brav gezielt haben. Die Kugel schlug mir durch die gestärkte Manschette meines Hemdes, haarscharf an meiner Brust vorbei pfeifend.

Man ist beim Pistolenduell so postiert, daß man dem Gegner möglichst wenig Ziel bietet; also ein Bein vor dem anderen, den rechten Arm erhoben, genau in der Linie des in Längsstellung befindlichen Körpers, den anderen Arm im Rücken. Ich, was tat ich? Mein Fehler ist es immer gewesen, etwas zu spät zu schießen. Ich wußte nicht, warum ich es jetzt tat, ich fühlte nur den Instinkt, den der Jäger vor etwas Lebendem empfindet und den man nicht beschreiben kann. Ich wartete ja nur den Bruchteil einer Sekunde, nicht länger, ich schwöre es, dann zielte ich, die Pistole schlagartig senkend, auf die drei Silbersterne auf dem Samtkragen der Uniform und zog ruhig ab. Mein Freund zuckte zusammen, aber er blieb stehen. Er wandte sich zu den Zeugen und dem Arzt, die alle hervorgekommen waren, er zog, den Rand der Uniform aufstülpend, aus seiner Hosentasche ein weißes Taschentuch, und ich dachte, er würde sich die Stirn abtrocknen, – (er stand jetzt leicht gebückt, abgewandt von mir). Da sah ich das Tuch, wie ein

Schwamm mit hellrotem Blut getränkt, schwer seiner Hand entsinken. Er hielt sich. Mit kleinen Schritten, den Kopf auf der linken Schulter, ging er zu der Wandverschalung, der Arzt stützte ihn rechts, der Major links, er ließ sich auf den Boden nieder, er lehnte sich mit dem Rücken an die Holzverkleidung, die von den Hufschlägen so vieler tausend Pferde aufgerissen war und hell erglänzte. Jetzt sank auch der Oberkörper und sein Kopf auf den Boden. Der Arzt, kreidebleich, lief um seinen Kasten. Er brachte ihn nach einigen sehr langen, unbeschreiblichen Augenblicken endlich herbei, während einer der Zeugen eine Bahre besorgte. Sie richteten Maxi jetzt auf, sie zogen ihm die Uniformbluse aus, ich glaube auch, er sprach mit ihnen, vielleicht um sie zu beruhigen. Er war bei Besinnung. Er drehte den Kopf hin und her, um dem den Verband anlegenden Arzt die Sache leichter zu machen. Ich trat näher. Aber niemand hatte mich gerufen. Karl hatte eine ängstliche Miene, Wharf drückte mir die Hand und nahm mir die Waffe ab. Aber auch jetzt war er voll Neugierde und Spannung, und er kehrte in die Nähe der Gruppe zurück. Ich sah, wie sie Maxi den Kopf auf seine zusammengerollte Bluse betteten, damit er höher liege. Jetzt kam ich zu ihm. Ich sah ihn beherzt an. Er hatte unter der Bluse nur ein bis zu den Oberarmen reichendes Netzhemd, und durch die Lücken des Gewebes traten seine schwarzen Haare an der mächtigen Brust hindurch. Er trug im Halsausschnitt des kragenlosen Hemdes noch immer die kleine goldene Medaille der hl. Muttergottes von Mariazell, die ich von unseren Jägerfahrten her gut kannte. Er atmete sehr heftig, die Augen halb geschlossen, die Wangen braun und fahl zugleich, die Lippen feucht, er hatte sie benetzt, vielleicht dürstete ihn. Der inzwischen schnell angelegte Verband am Halse schien ihn zu drücken, er suchte ihn zu lockern, zog aber seine Hände, mit Blut befleckt, mit entsetztem Gesicht zurück. Jetzt blickte er um sich. Wir sahen ihn alle voll Sorge an. Die zwei Dragoner hoben die Bahre auf. »Nicht ins Marodenzimmer«, sagte der Arzt, »sofort in einen Wagen, in ein Auto, und dann in das Militärspital in der Währingerstraße.« Der Major ging voran, dann kamen die zwei

Dragoner, zwischen ihnen mein Freund von einst. Ich blieb allein. Er war es, dem alle folgten, selbst Karl und Wharf. Wharf kehrte endlich wieder. Ich zeigte ihm den Durchschuß an der Manschette. Mein Herz pochte mir so leer in der Brust. »Es soll eine Durchschuß der großen Halsvene sein bei der Hauptmann, weiter nichts«, sagte er tröstend, »Hauptsache, er kommt lebens ins Spital, dann ist es eine leichter Verletzung.« »Fahre auch du sofort nach«, sagte ich ihm, »und berichte mir.« »Was willst du warten?« fragte er. Im Hotel? Ja, ich besann mich, »ich warte wieder in meinem Hotel.« »Gut, es kann lange nicht dauern«, sagte er, »du hast sofort Nachricht, entweder telephonisch, oder ich komme. Je nachdem. Wahrscheinlich werden er operiert. Man kann das nicht so einfach nähen. Der Regimentsarzt hat gesagt, das beste wäre das Finger in die Wunde zu stecken.« »Den Finger?«, »Ja, er fürchtet...« »Geh, geh«, sagte ich, »verschaffe dir Sicherheit!«

Der Major war zurückgekommen. »Kann ich gehen?« fragte ich ihn. »Ja, nein«, antwortete er sehr verwirrt, »wir müssen ein Protokoll aufsetzen, dazu brauchen wir aber die Zeugen, sie müssen alle unterschreiben, wir müssen das Garnisonskommando benachrichtigen. Die Waffen müssen versiegelt werden wegen der Zahl der Patronen, und es gibt immer einen Haufen Scherereien. Völlig umsonst.« Ich fragte ihn nicht nach weiteren Erklärungen. Einer der Zeugen kam, der andere nicht. Endlich waren wir bereit und gingen.

29.

Wir nahmen einen Wagen und fuhren zum Garnisonskommando, das sich unweit der Universität befindet. Man hatte mich als ersten einsteigen lassen, und alle behandelten mich mit schweigendem Respekt. Im Protokollbüro war der Offizier, auf den es ankam, noch nicht anwesend, wir gingen daher fort und nahmen ein Frühstück in einem der Cafés in den »Arkaden«. Der zweite Zeuge rief das Garnionsspital an und wollte Nachricht haben über meinen Freund. Er kam etwas blaß zurück, sagte aber, er habe den Oberstabsarzt nicht sprechen können,

man müsse vielleicht in einiger Zeit nochmals anrufen. Mich überlief es kalt. Vielleicht war es aber nur Übermüdung. Ich aß und trank. Ich beherrschte mich. Die Offiziere unterhielten sich über die kommenden Manöver an der galizisch-russischen Grenze, die in Gegenwart des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand und unter seinem Oberkommando stattfinden sollten, sobald er von seiner Inspektionsreise in Bosnien und der Herzegowina zurückgekehrt war, die er jetzt mit seiner Gattin unternommen hatte. Inzwischen wurde es Zeit, in das Kommando zurückzukehren, es hatte acht Uhr geschlagen. Die Offiziere gingen ohne mich in die Kanzlei hinein, der Ranghöchste voran. Ich gestehe, diese Wartezeit war schwer zu ertragen. Ich hatte nicht Angst vor einer Gefängnisstrafe, die mir vielleicht drohte, weil Zweikampf vor dem Gesetze strafbar, ein Verbrechen war. Da aber die ganze Gesellschaft und der Staat das Duell deckten, war ich auf Seite der starken und gewinnenden Partei. Angst hatte ich um Alexandra, die jetzt auf mich in meinem Zimmer wartete, meinen Ring am Finger, und fast ebenso viel Angst hatte ich um Maxis Leben. Wie sollte ich Alexandra vor Augen treten? Aber sie liebte mich doch, sie hatte sich mir in herrlicher Glut hingegeben, und ich mußte glücklich sein, daß *ich* zurückkam zu ihr und nicht er, um unsere Zukunft aufzubauen. Ich zweifelte nicht mehr an ihr. An mir habe ich nicht gezweifelt.

Endlich wurde ich hineingerufen. Die Offiziere waren dabei, ein Protokoll abzufassen. Es hieß, daß Seine Majestät von allen derartigen Affären höchstpersönlich unterrichtet werden wollte, und daß er dann seine Entscheidungen selber treffe. Die Tatsachen waren klar und banal. Die Stilisierung sei nebensächlich, auch käme es nicht auf ein Komma an, dachte ich. Die Offiziere waren aber nicht dieser Ansicht. Ich sagte, man müsse vor allem abwarten, wie die Operation ausfalle, die man an Maxi vornehme, um die Wunde zu schließen, die Blutung zu stillen, bevor man an das Obersthofmeisteramt den Rapport erstatte. Als ich das Wort Rapport aussprach, ich als einziger Zivilist inmitten der Uniformen,

wandten sich die Blicke dieser Männer auf mich, und ich sah in ihnen etwas Unfreundliches. Man schickte mich (in höflicher Form) nochmals hinaus in das Vorzimmer, wo manche Schreibtische angesichts des Sonntages verlassen waren. Ich wartete abermals, diesmal lange, fast eine Stunde. Es wurde ein schöner, etwas schwüler Sommertag, ich dämmerte ein. Plötzlich rüttelte mich eine Ordonnanz diskret an der Schulter, man führte mich in ein andres Zimmer, wo ein General mich und die anderen Herren empfing. Keiner der Herren sprach persönlich mit mir. Wir standen alle. Ich hielt meinen leichten hellen Sommerhut in der Hand. Der General setzte ein altmodisches Pincenez auf und las stockend und mit falscher Betonung ein schlecht stilisiertes, aber im ganzen wahrheitsgetreues Protokoll vor. Die Distanz war mit über fünfzig Schritt angegeben. Es waren zwar nur fünfzig gewesen, nicht einer mehr, da aber der Unparteiische, der die Distanz abgemessen hatte, unmenschlich lange Beine hatte, mochten es wohl soviel wie 55 Schritt bei einem Mann mittlerer Größe gewesen sein. Ich mußte zuerst unterschreiben, dann setzten die zwei Zeugen und schließlich der Unparteiische die Unterschriften darunter; der zweite Zeuge war eben auch gekommen. Ich fragte ihn, als wir die Treppe hinabgingen, wie es mit Maxi stehe. Er sah mich erstaunt an, sagte mir, er dürfe mir keine Auskunft geben (warum?), verabschiedete sich förmlich und schnell, genau wie die anderen. Ich hatte geglaubt, auch meine Zeugen müßten unterschreiben; es war aber nicht der Fall. Vielleicht hatte ihre Aussage nicht den gleichen Wert wie die der Uniformen.

Ich kam heim. Es war Mittag vorbei. Mein Zimmer war aufgeräumt, von Alexandra keine Spur. Meine Abschiedsbriefe waren zerrissen, in der Aschenschale auf dem Nachtkästchen befand sich das kleine Kreuz mit der zerrissenen Goldkette. Es klopfte, Wharf trat ein. Er brachte mir einen dicken Brief, den ihm der Portier an mich mitgegeben hatte. Er war etwas verstört, aber seine Gesichtsfarbe eingegerbt und gesund wie immer. Ich las den Brief, es war ein sogenannter konditioneller halboffizieller

Lehrauftrag ›für Geschichte und Systematik der Philosophie‹ der kleinen Universität in Czernowitz, der mir für das Wintersemester angeboten wurde. Der Ordentliche Professor der Philosophie fügte dem kurzen Auftrag hinzu, ich würde gut tun, einstweilen in Czernowitz an dem Gymnasium eine Lehramtsstelle als Kandidat anzunehmen, die mich sicherstellen würde, bis ich außerordentlicher Professor würde. Er wolle dafür sorgen, daß ich die ›Supplenz‹ erhalte, das heißt, daß ich in eine bestimmte Lücke des Staatsgymnasiums in Czernowitz hineinschlüpfen könne. Ich zeigte den Brief lächelnd Wharf. Eigentlich weniger, um ihn über meine Laufbahn aufzuklären, als um Zeit zu gewinnen. Ich wollte nichts wissen. Noch nicht. Ich wollte mir indirekt Gewißheit verschaffen. Ich sagte mir, wenn es sehr schlecht stand mit Maxi, würde Wharf den Brief nicht lesen usw. Er las ihn aber, und ich atmete befreit auf. Wenn Maxi nur lebte, war alles gut. Ich hatte doch niemals seinen Tod gewollt! Schließlich hatte er das Schreiben ausgelesen, und ich mußte fragen, da er nicht von selbst beginnen wollte. Er hatte ein Mittagblatt in der Hand, das eine Schlagzeile in großen Lettern trug. Ich wollte sie aber nicht lesen. Er antwortete mir auf meine Frage ausweichend, die Wunde Maxis sei etwas schwerer, als man anfangs geglaubt habe. Daraus schloß ich, daß er zwar in Gefahr sei, aber nicht verloren. »Hat man ihn denn operiert?« fragte ich. »Nein«, sagte er, »nicht operiert.« »Ist es denn nicht nötig gewesen?« fragte ich. Er sah mich offen an, faßte meine Hand und sagte: »Es ist alles vorbei.« Ich sammelte schweigend alle Kraft, bemüht, seinen Blick auszuhalten. »Es ist gar nicht mehr lebens in das Krankenhaus gekommen.« Ich biß die Zähne in die Lippen, dann zwang ich mir ein Lächeln über die Sprachschnitzer Wharfs ab, der ›es‹ statt ›er‹ und ›lebens‹ statt ›lebend‹ sagte. Es wühlte in mir. Er zog mich zu sich heran, seine Zigarette auf eine Aschenschale legend, wie um seine Hände frei zu haben, mich umarmen zu können. Nein. Ich wehrte mich dagegen, da mir Zärtlichkeiten und Sentimentalität zwischen Männern immer ein Greuel gewesen sind. »Das wird noch nicht alles«, sagte er und holte seine Zigarette zurück. Ich starrte ihn an,

der Atem stockte mir. Ich glaubte zu ersticken. »Schlage mich!« röchelte ich erstickt, er verstand mich nicht. »Schlage mich in den Rücken!« wiederholte ich, ich wußte (von Kindeszeiten her, wo er mich so geschlagen hatte, einmal nach einem großen Schrecken), daß sich so der Krampf lösen würde, der mir die Brust zuschnürte. Er schlug mit der flachen Hand mir zwischen die Schulterblätter, daß es klatschte. Aber der Krampf löste sich nicht, das Zwerchfell bäumte sich auf, und keine Luft kam. »Stärker, stärker!« röchelte ich, und er schlug. Ich stand jetzt auf, atmete mit Erleichterung ein und aus und trat ans Fenster. »Handelt es sich um sie?« fragte ich. »Ja, es ist ein Unglücksfall passiert. Hier in dem Blatt steht es, aber ich wußte er natürlich früher. Sie hat heute morgen mit der alten Gräfin Streit gehabt...« »Aber die Mutter ist doch gar nicht in Wien?« »Sie muß zurückgekommen sein«, sagte er, »man hat es so erzählt. Nachher ist es auf den Balkon gegangen um die Spatzen zu füttern, wie sie er immer tut, und in ihrer Aufregung hat sie sich zu sehr vorgebeugt und wird leider hinabgestürzt. Es hat vier Stockwerke, du weißt.« Ich konnte ihn nicht noch einmal bitten, mich zu schlagen, ich mußte warten, bis ich aus eigenem etwas Atem und Stimme und das bißchen Kraft fand, das nötig war, aufrecht zu stehen und mit ihm zu sprechen. Es war merkwürdig, jetzt war er bei mir, an dem mir immer am wenigsten gelegen war und von dem ich stets nur etwas gewollt, dem ich nie etwas gegeben hatte, es war ein sportlicher Mann, ein trivialer Kamerad. »Lebt sie?« »Natürlich lebt sie«, sagte er und führte mich zum Bett und drückte mich dort auf die seidene Decke nieder, »sie hatte noch großen Glück gehabt.« »So ist sie unverletzt?« »Nein, das eigentlich nicht. Vier hohe Stockwerke... Das wäre physikalisch unmöglich.« Das Wort physikalisch machte ihm Schwierigkeiten, und ich hätte ihn vor Ungeduld und Wut zerfleischen können, als er es unnötigerweise wiederholte! »Was ist geschehen, sprechen Sie«, sagte ich, vergessend, daß wir doch schon seit Jahren uns du sagten. »Sie ist bei Laibacher in der Klinik, sie lebt bei Bewußtsein, ich habe sie gesehen, das Bein scheint gebrochen. Man hat ihn in Narkose hergerichtet, es war nicht einfach, ich war nochmals dort,

es war gegen elf Uhr. Ich habe gewartet, bis sie aus dem Narkose aufgewacht wird. Die Narkose war sehr leicht, und sie kam sogleich wach. Nur sehr blaß. Sie war nicht allein. Sie weiß alles. Ich glaube, sie wußte gut, bevor ich kam. Sie wohnt nicht weit vom Garnisonsspital I, vielleicht ist sie morgend dagewesen. Er ist dort nicht mehr lebens angekommen. Sie hat natürlich jetzt Schmerzen, und sie will Morfium. Ich glaube aber, sie geben es ihm nicht, und lassen sie an der Klingel schellen, sooft es will. Morfium darf man solchen Menschen nicht geben. Das ist alles, was ich weiß. Nein, Gefahren besteht nicht, du kannst ruhig werden.« »Gut! Ich bin ruhig«, sagte ich, »ich bin ruhig, ruhig!« »Kannst du etwas gut essen?« fragte er, »ich bleibe heute bei dir.« »Essen? Nein, ich habe viel zum Frühstück gegessen. Aber bleibe nur, bleibe!« Wir gingen nach unten in den Speisesaal, und er aß. Warum sollte er das nicht? Ich beherrschte mich. Ich stellte keine Frage mehr an ihn. Nachher gingen wir in mein Zimmer. Ich saß am Fenster. Ich erwartete etwas. Es kam nichts.

Gegen fünf Uhr sah ich auf der Straße eine Art Straßenaufwurf, das war wenigstens eine Abwechslung. Zeitungsträger mit Stößen von einzelnen Blättern liefen an den Mauern entlang, verkauften die Blätter, warfen sie aber auch gratis hin, warteten die Bezahlung nicht ab. Ich sah mich nach Wharf um, er war bereits unten, ich sah ihn einem Zeitungshändler nachrennen und ihm ein Blatt, eines der letzten, aus der Hand reißen. Zwei Minuten später war er bei mir. »Der Thronfolger wird ermordet beim Serajewo. Ich muß nach England. Ich muß...« Was mußte er nicht alles? Es war der große Tag eines Journalisten. Aber welch ein Charakter! Ohne daß ich ihn ausdrücklich darum bat, blieb er den ganzen Tag bei mir, er schlief auf dem Sofa, alle paar Stunden weckte ich ihn, bat ihn, Laibachers Klinik anzurufen. Geduldig und treu (treuer, als ich es verdient hatte) tat er mir den Willen. Es hatte sich bei ihr etwas Fieber eingestellt, und man hatte den Gipsverband aufschneiden müssen, den man vormittags angelegt. Ich gedachte des Traumes, in welchem mein Vater ihr

den Gipsverband aufschnitt und uns beide verletzte. Man hatte es ihr jetzt aber an schmerzstillenden Mitteln nicht fehlen lassen, und als er um zwölf Uhr anrief, hieß es, daß sie fest schlafe. Gut.

30.

In der darauf folgenden Nacht sah ich immer die drei silbernen Sterne vor mir, wie sie am Halskragen der Uniform meines Freundes geschimmert hatten. Ich trat ans Fenster und suchte nach den Sternen, die ich meinem Vater und A. v. W. gewidmet hatte. Meinem Freund Maxi einen Stern zu widmen, hatte ich verabsäumt. Sollte es mich reuen? Der bittere Geschmack der Reue wich nur einem noch mehr bitteren Gefühl, nämlich der Wut und Empörung gegen A. v. W. Sie hatte sich verraten, sie hatte ihn verraten und natürlich auch mich, sie hatte bereut. Jetzt hieß es für mich, ihr nicht nachzufolgen.

Ich hatte mein ganzes Leben während der letzten sieben Jahre auf Menschen, Wissen und Genuß gestellt. Von Wissen hatte ich so wenig erworben, daß ich noch alle Geheimnisse vor mir sah, verhüllt, verkleidet, noch tiefer im Dunkel als vor meinem Studium. Meine Einsicht war gering, nur mein Hunger nach Erkenntnis war geblieben. Ich glaubte nicht, daß ich Bleibendes geleistet hatte. Ich hatte mich vom Glauben getrennt, war vorzeitig, wie er, aus der Kirche geschlüpft, aber ich war ohne Schwindelgefühl vor den Abgrund der Welt getreten. Schwindelte mir jetzt, nachdem ich in meiner Leidenschaft die zwei Menschen zugrunde gerichtet hatte, an die ich mein Herz gehängt hatte? Durfte ich kein Herz haben, keinem Gefühl folgen? Was hielt mich aber dann noch am Leben? Wie sollte ich dann den Schiedsrichter spielen zwischen der Natur und dem Ich, also ein Philosoph sein, wenn ich mich nicht dem Leben hingeeben hatte? Ich war aber zum Glück noch jung. Sieben Jahre waren bei einem gesunden Mann wie ich, der noch auf manches Jahr rechnen konnte, nur ein geringer Teil des Lebens. Auf Jahre rechnete ich. Auf Menschen nicht mehr.

Ich erfuhr von dem getreuen Wharf, daß A. mit dem Leben davonkommen würde – und mit einem verkürzten Bein. Schön, adelig, gelähmt hatte ich sie vor Jahr und Tag angetroffen, – so und nicht anders stellte ich sie dem Schicksal wieder zur Verfügung. Sie schrieb mir nicht, ich ihr nicht, sie sandte keine Botschaft, und ich? Ich hätte ihr, nachdem ich das Kettchen hatte so gut wieder zusammenlöten lassen, daß man die Bruchstelle nicht sah, ihren erbärmlichen Schmuck und Trost zurücksenden können. Aber Theater, Gesten und Symbole habe ich stets für nichtssagend gehalten. Ich tat nichts.

Zu Maxis Begräbnis fand ich mich nicht ein. Es hätte unliebsames Aufsehen erregt, ohnehin hatten die Zeitungen mehr über diese ›Tragödie eines jungen Pionieroffiziers‹ und über seinen ›Herzensroman‹ gebracht, als mir lieb war. Wharf hatte sich nicht nehmen lassen, auch von seiner Seite verschiedene Artikel in die Welt zu setzen. Wacker und treu wie Gold hatte er meine Partei ergriffen und mich vielleicht vor unliebsamen Konsequenzen geschützt. Aber was hätte mir allen Ernstes noch geschehen können? Wenn ich einen Menschen ums Leben gebracht hatte, so war es innerhalb eines alten Ehrenkodex geschehen, und derartige Handlungen, nur millionenfach vergrößert, sollten, wenn man Wharf und seinen Kriegsprophezeiungen glaubte, bald an der Tagesordnung sein. Es hieß, das Protokoll über unsere Heldentaten sei dem alten Monarchen nicht vor Augen gekommen, da solche triste Bagatelle angesichts des Todes des Thronfolgers viel an Bedeutung verloren hatte. Ich sah die Ereignisse kommen. Was vermochte ich dagegen? Hatte ich jemals versucht, die Massen zu beherrschen, Einfluß auf die politischen Ereignisse zu gewinnen? Ich war vierundzwanzig Jahre alt, auch bei dem größten Genie (und ich war kaum genial), hätte ich in den Staatsaktionen noch nichts erreichen, nicht der Weltgeschichte, dem rollenden Rade der sich jetzt jagenden politischen Ereignisse in die Speichen fallen können. (Nicht richtig, sagte ich mir aber gleich nachher in meiner Antikritik, haben die zwei blutjungen serbischen Fanatiker und

Königsmörder nicht, – aus Liebe zu dem mediokren Ideal der *Nation*, – zur Waffe gegriffen, und mit ein paar wohlgezielten Schüssen ganz Europa in den Grundfesten erschüttert?) Wohl wahr! Wohl wahr! Aber ich hatte keine solchen blutgierigen asketischen Ideale und ich war nicht mehr in dem weichen und biegsamen Alter, sie zu erleben. Und doch mußte ich meinem neuen »besten« Freunde Wharf recht geben, wenn er sagte, ich hätte meine Kräfte nicht an Ziele vergeuden sollen, die keine waren. Er hatte recht. Ich gab ihm nicht recht. Ich ließ gerade jetzt, im kritischen Augenblick, im Schatten einer Schuld und in unnützer Reue, keinen Tadel an mir zu. Wo findet ein Mensch seinen Anker, seinen Halt im Sturm? Nur bei sich. Er fragte, es war seine Form des Lebens. Ich machte Worte, um nichts zu sagen. Wozu sich mehr enthüllen als unbedingt nötig? Ja, er hatte recht! Ich hatte nichts als drei bis vier Stunden Glück genossen, als ich Karla nach zwei Jahren erobert hatte. Ich habe nur mein Teil genossen, als ich A. v. W. eroberte, die liebte, auf die ich seit meinen Jugendtagen gewartet habe und mit der ich mein ganzes Leben verbringen wollte in gesetzmäßiger Ehe als braver Privatdozent und Familienvater. Ich hatte wahrscheinlich doch mehr geliebt als die meisten Männer meines Alters und Standes, und deshalb war es mir gelungen, die Blüten, Schönen und eine Alexandra zu verführen. Ich wollte an Alexandra schreiben, von ihr Abschied nehmen, ihr meine Hilfe, meine Hand, meine Zukunft anbieten, ihr sagen, daß ich sie immer noch liebe. Liebte ich sie noch? Wo sie gewesen war, war jetzt eine Wunde. Bei ihr mag es nicht anders gewesen sein. Ich schrieb also nicht, mit Worten war gar nichts getan, die Höhe war überschritten, und der Tod eines bei allen Schwächen prachtvollen Menschen stand zwischen uns. Vielleicht hatten wir ihn geopfert, ohne es zu wissen. Es lohnte nicht. Ich ordnete meine Verhältnisse, denn ich wollte nicht weiterleben wie bisher und konnte es nicht.

Anfang Juli, beim Halbjahresschluß, verlangte und erhielt ich meine Bankabrechnung. Ich war der glückliche Besitzer von 2309

Kronen. Außerdem besaß ich ja noch den Cirkon, den ich aus Alexandras Ring hatte herausbrechen lassen, um ihn durch einen echten Stein zu ersetzen. Ich verkaufte das jämmerliche Juwel, es brachte mir aber nur 350 Kronen ein. Törichterweise wandten sich einige der Gläubiger meines armen Freundes an mich. Er war mit Läpperschulden gestorben. Die größte Summe schuldete er dem Cercle für die Futterkosten seines Pferdes, das zum Trabrennen trainiert wurde und jetzt in der Freudenau sein Jungferrennen, wie man es nennt, absolvieren sollte. Übrigens hatte ich angenommen, der Fürst würde lieber Hunger leiden, als – – Nun, dem Pferd war es nicht schlecht gegangen, und ich bezahlte redlich, was er schuldig war, denn bei dem jetzigen Stande meiner Finanzen machten fünfhundert Kronen mehr oder weniger nichts aus.

Ich wollte Wien verlassen. Ich wollte zu meiner Mutter heimkehren. Sie hatte systematisch und mit aller Intelligenz und Energie das getan, was ich hätte tun können, sie hatte versucht, für die Allgemeinheit, das Kollektiv, die Masse, das Volk zu leben. Ich hatte ihre Rolle übernommen, ich hatte mich den Gefühlen und Herzensabenteuern überlassen. Warum sollten wir nicht tauschen? Leider fand mein Vorschlag keine Gegenliebe mehr. Meine Mutter wollte nicht verstehen, daß ihre alte Unterscheidung (aus der Hausfrauenzeitung) in Jäger und Hirten zwar richtig war, daß aber auch die Jäger zur Winterszeit oder wenn sie sich eine Wunde geholt haben, sich an den Herd und unter das dicke warme Dach der Hirten zurückziehen. Mit anderen Worten, meine Mutter meinte, ich sei aus dem Rahmen der Familie herausgewachsen. Auf den ersten Brief antwortete sie kühl und klug. Sie, in ihrem alten Pflichtgefühl, nahm die Gelegenheit wahr, sich zu rechtfertigen: sie machte mir Vorwürfe. Wozu? Was geschehen war, war geschehen. Sie war von der schwachsinnig werdenden Marthy aufgeklärt worden über meinen alten, längst verjährten, kleinen Streich mit dem Gebetbuch, dem versiegelten wertlosen Paket, das wir ihr als kostbares Pfand anvertraut hatten. Es hatte niemanden

geschadet. Sie wußte von dem *Streichlein* beim Großmächtigen, wo ich mit List und Tücke ihr wertvolles Leben gerettet hatte. Sie selbst hätte es wohl wie die Königsmörder für ihr Ideal, das den Wahrheitsbeweis nicht anzutreten brauchte, geopfert. Ich hatte es nicht zugelassen. Sie wußte von dem Duell mit tödlichem Ausgang. Statt sich und mir Glück zu wünschen, daß *ich* mit dem Leben davongekommen war, und nicht er, machte sie pathetische Anspielungen auf das Blut, das an meinen Händen klebe, und richtete die Frage an mich, ob es mir nicht vor mir graue. Wie ich meine Untat vor Gott und der Natur verantworten könne? Wußte sie nicht, daß ich eine kleine, etwas zu aphoristisch gehaltene Schrift über das Thema verfaßt hatte, daß es keine gütige Natur, keine gütige Gottheit und am wenigsten eine menschliche Kreatur von reiner Güte gäbe? Ich hätte ebenso gut fragen können, wie die Natur und Gott diese unsinnige Tragödie vor *meinen* klaren Augen verantworten könnten. Aber leere Worte habe ich stets gehaßt, und vage Begriffe waren meiner Ansicht nach die Todfeinde der Philosophie. Meine Mutter war anständig, ja hochherzig, selbstlos und sie hatte guten Willen. Aber wie wenig kannte sie mich! Sie hatte keine blasse Ahnung von dem Leben, und sie maßte sich an, eine Masse von Menschen, das Proletariat zu führen, einzig von ihrem Herzen geleitet! von ihrer verständigen Güte, ihrem Opferwillen, von ihrer Pflicht. Und von dem Gefühl der Überlegenheit über die Ärmsten der Armen, also trotz allem auch – von etwas Eitelkeit! Sie warf mir vor, ich hätte ihr Steine in den Weg gelegt. Daß ich ihr aber ohne Rücksicht auf mich das Leben gerettet, daß ich ihren Kindern, das heißt vor allem meinen zwei an ihr hängenden Geschwistern die Mutter erhalten hatte, so weit sah sie nicht. Wäre ich sofort nach Erhalt von Alexandras Brief nach Wien gereist, würde aller Wahrscheinlichkeit nach Maxi leben, sie aber in der kühlen Erde an der Seite ihres federleichten armen Mannes ruhen. Aber was solls? Die Zeit, das sind die Ereignisse, hatte ich gepredigt. Man kann die Zeit nicht zurückdrehen, folglich auch die Ereignisse nicht. Nicht einmal in Gedanken.

Ich sah sie oft aus der Nähe an, ich hatte scharfe Augen, sie etwas kurzsichtige. Ich wollte sie im Grunde nicht anders, ich gab der Wirklichkeit recht. Ja, was will man tun, gerade wegen dieser Torheit und Gefühlsfülle war ich ihr sehr zugetan. Ihre Eitelkeit störte mich nicht. Jeder Mensch braucht sie, um sich zu behaupten. Sie war keiner von den drei Sternen. Aber das hinderte mich nicht, trotz dem Mangel einer Einladung meine Koffer zu packen und heimzukehren. Ich mußte mich auf die Lehramtsprüfung vorbereiten. Meine geringen Barbestände konnte ich nicht mit hohen Hotelrechnungen vergeuden und vor Ottakring graute mir. Bestand ich im Frühherbst die blöde Prüfung, hinderte mich nichts, als Privatdozent meine winzige, widerspruchsvolle Weisheit der wissenshungrigen Jugend in Czernowitz darzubieten, so gut ich konnte. Ich mußte endlich auch praktisch denken. Die Fähigkeit dazu habe ich immer in ziemlich hohem Grade besessen, deshalb ist mir fast alles so gut gelungen. Nicht was ich getan hatte, hatte ich zu bereuen, sondern wessentwegen ich es getan. Gut, ich kehrte dritter Klasse heim.

Ich fand aber weder meine Schwester noch meinen Bruder zu Hause vor. Meine Mutter hatte sie aufs Land zu meinem uralten Großvater, (dem großen Gärtner und trefflichen Jäger) gesandt. Sie wollte einfach nicht, daß ich mit ihnen in Berührung träte, daß ich sie »moralisch verseuchen«. Ach, wenn sie gewußt hätte, daß sie auch Annas Rückkehr in das Land der Heimat aus dem Kloster ihres heiligen Egoismus nur meiner praktischen List verdankte! Ich klärte sie nicht auf, wir lebten zwei oder drei Wochen übertrieben ruhig und furchtbar friedlich zusammen, während sich die Wolken auf dem politischen Horizont immer mehr zusammenballten und die Gäste des Mittagstisches immer spärlicher wurden. Nicht wegen der Kriegsgefahr, sondern weil nicht mehr der reine Engel am Kochherde, Anna, kochte, und die zittrig und dumm gewordene Marthy Salz von Zucker nicht mehr unterscheiden konnte. Sie wußte zwar gut zu weinen und zu verraten und meine alten Sünden aufzuzählen, aber nicht mehr gut zu backen und zu

kochen. Meiner Mutter war dies ziemlich gleichgültig, sie war wieder zur Politik zurückgekehrt, aber nun, ganz wie am Anfang, auf dem Boden des Gesetzes, des Respektes vor dem Kaiser, der Demut vor Gott und »im Sinne« der patriotischen Ideale. Sie nahm sich jetzt nicht mehr vor, den Klassenkampf durch gütliche Versöhnung von Reich und Arm im Schatten des Kreuzes zu liquidieren, sondern sie hatte vor, das internationale wurzellose Proletariat mit dem Vaterland und der *Scholle* zu versöhnen. Sie war oben, bei den Großmächtigen, gut angeschrieben, man ließ sie öffentlich sprechen, und es hieß, sie predige jetzt noch hinreißender als früher. Ab und zu lud sie mich zu den Meetings ein. Ich klopfte ihr auf die mageren zarten Schultern. Was sollten wir einander sagen? Sieben Jahre standen zwischen uns. Sie glaubte an patriotische Idole, gottgewollte Monarchie, angestammte, gesalbte und gesegnete Dynastie, Treue für Treue, oben ist oben, unten ist unten, Österreich wird ewig stehen usw.; ich fand dies alles rührend und bedauerte nur, daß diese alten schönen Mumien mich nicht mehr verführen konnten. Ich hatte mich wieder meinen kritischen Betrachtungen allgemeiner Art zugewandt, sogar die recht dringende Lehramtsprüfung verschwand aus meinen Blicken. Ich bereitete mich aber in meinem Inneren eher auf eine andere Prüfung vor, den Krieg. Karl kam, er war auf der Durchreise nach Norwegen, sein Vater, der mit Staatslieferungen viel verdient hatte und noch mehr zu verdienen hoffte, sah schwarz, er wollte seinen Sohn vor dem Kriege bewahren. Wahrscheinlich wollte er ihn auch vor seinen Lastern bewahren und hätte mich als seinen Begleiter in Norwegen oder sonst einem voraussichtlich neutralen Lande keine Not leiden lassen. Ich hörte mir alles an, wollte es mir überlegen, aber mein Entschluß war schon lange gefaßt. Ich wollte den Krieg, wenn es dazu kam, mitmachen. Nicht, um für den alten Monarchen und die noch ältere k. k.-Doppelmonarchie und für den noch älteren, schwarzgelben, rührenden und, ach wie friedlichen Patriotismus mein Leben aufs Spiel zu setzen, sondern um hinter gewisse Geheimnisse der Menschennatur zu kommen, die sich

möglicherweise im Krieg entschleiern würden. Das Individuum war mehr denn je mein Idol. Die Natur des Menschen war Gipfel oder Abgrund, ich mußte versuchen, sie trigonometrisch zu messen. Wenn ich sage »Idol«, meine ich alles andere als die sentimentale Anbetung der Menschlichkeit im alten Sinne. Ich glaubte, daß die guten Philosophen von früher, diese meist häßlichen, menschenscheuen, auffälligen, schwächlichen und eitlen, impotenten und schrulligen, im Leben und bei den Weibern mehr oder weniger gescheiterten Existenzen nicht die einzigen Philosophen der Menschennatur sein konnten, weil sie von dieser einen wichtigen Teil nur vom Hörensagen kannten. Sie lebten in der Einsamkeit, weil sie mußten. Sie hatten keine Wahl. Die Massen kannten sie vom Katheder her. Und die Frauen von wo? Und sich selbst von wo? Ich hatte viel am eigenen Leibe erlebt, ganz vergebens hatte ich diese sieben Jahre nicht gelebt und die drei Sterne fallen gesehen. Ich fand, daß es meiner endgültigen *Ermannung* nicht schaden würde, wenn ich meine nackte Existenz zu verteidigen hätte. Gegen wen? Doch nur gegen Menschen. Wie? Durch List und Mut – und vielleicht durch ein bißchen Glück. Das Glück im Spiel hatte ich von zwei Seiten kennen gelernt. Von wieviel Seiten würde ich das Glück im Krieg kennenlernen? Vielleicht wurde es eine unvergleichliche Schule. Vielleicht kam ich als ein anderer aus ihr heraus. Wahrscheinlich war mir bis jetzt vieles zu leicht in den Schoß gefallen. Ich selbst hatte mich also im Falle des Krieges, der großen Jagd, nicht mehr gegen mich selbst zu verteidigen, die Reue hatte ich hinter mich zu werfen... Ich tat es. Es gelang, und das Gewissen peinigte mich endlich nicht mehr.

Wharf, der inzwischen als Korrespondent seines Blattes in den Balkan gereist war, behielt mit dem Kaiserlichen Rat recht, meine Mutter in ihrem blöden Glauben an die gottgewollte Friedenskrone, den Finger des Schicksals und an den guten Kern des Menschen unrecht, es kam zum Kriege. Meine Schwester und der Bruder kehrten zurück. Sie hatten sich nach mir gesehnt, sie waren ungern von zu Hause weggegangen, sie hatten sich schon

lange auf mich gefreut. Ich freute mich auch an ihnen. Meine Entschlüsse konnten sie um so weniger beeinflussen, als es jetzt unmöglich war, die Grenzen zu überschreiten, der Krieg an Serbien war im gleichen Augenblick erklärt und begonnen worden. Retten konnte sich niemand mehr. Mit den Ereignissen, auf Seite der gewinnenden Partei sein, sich über die blinde und blöde Masse erheben und das kalt und überlegen erleben, was sie in Dienst und Phrasendunst sklavisch erlebten – das war einfach, klar. Ja, endlich war ich mit meiner Mutter einig in dem, was »vonnöten« war. Wir saßen am 1. August 1914 als kleine Familie, Mutter, zwei Söhne und eine erwachsene Tochter und eine alte Magd am Tische. Es gab Huhn, aber die wirklich verlorene Marthy hatte beim Ausnehmen des Huhns die Galle zerdrückt, und das Fleisch war bitter. Meine Mutter zwang sich dazu, um die tränenselige Marthy nicht zu kränken, wir anderen hielten uns an Wurst und Brot und Obst und etwas Wein. Der gute Postillion trank den ersten Tropfen Rebensaft aus einem großen Wasserglas, und seine schelmische Laune machte uns alle zu Tränen lachen. Er meinte, auch er wolle, einen großen Schinken im Tournister, in den Krieg, denn ohne Kinder könne der Krieg nicht gut ausfallen und er würde sich alle Mühe geben. (Das Volk dachte nicht viel anders.) Ich lächelte und streichelte ihn. Seine Ohren, die bei der Geburt etwas abstehend gewesen waren, hatten sich sehr niedlich angelegt. Er hatte noch viele ähnliche Einfälle und machte uns Kaiser und Soldaten, »Serben und Scherben« vor. Auch die sonst so ernste Anna lachte. Sie gedachte in ihr Kloster zurückzukehren, aber nicht um das Heil ihrer Seele zu pflegen durch Einsamkeit, Fasten und Gebet, sondern um sich der Krankenpflege zu widmen, Verwundete zu betreuen, an denen es nicht fehlen würde. Am nächsten Morgen stellte ich mich der Kommission, welche die sogenannten Freiwilligen auswählte zur Verfügung, wohlgewaschen und in frischer Wäsche, wie es verlangt war. Wer konnte mehr *freiwillig* sein als ich? Man fragte mich, welche Waffengattung ich vorziehe. Alle seien mir recht, sagte ich bescheiden, mich dabei in meiner ganzen Größe und Jugendkraft, nackt vom Scheitel bis zur Sohle

unter dem Meßgerät aufreckend, »alle sind gut, bitte, ausgenommen die Genietruppe«. Also wurde ich zur schweren Artillerie angenommen.

Vor dem Assentierungslokal verkauften junge und alte Mädchen Blumen. Auch das bezaubernde Geschöpf, bei dem ich vor Jahr und Tag das Bukett für Lilyfine gekauft hatte, (sie war längst an die Wiener Hofoper engagiert) war darunter. Sie erkannte mich sofort, und sie, die Arme, schenkte mir reichem Menschen ein schönes kleines Sträußchen. Ich steckte es auf den Hut, wie es die anderen braven Freiwilligen taten. Wiedergesehen habe ich sie nicht mehr, zwei Tage nachher fuhr ich mit einer Menge gleichaltriger Rekruten nach Görz in Istrien, wo sich unser Regiment befand.

Ernst Weiß: Der Verführer Erste Auflage. Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1980.